Karl May's Schriften

Volks-Ausgabe

L. Staackmann

Class

Book

OHIO STATE UNIVERSITY.

Digitized by Google

Peter Mayr

der Wirt an der Mahr.

Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit

von

Peter Rosegger.

Achte Auflage.

Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1902.

PG 253
R·81
v. 2

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Digitized by Google

Seinem Freunde

Peter von Reininghaus

in Dankbarkeit und Liebe

der Verfasser.

43782

Inhalt.

Erster Teil.

Seite

Herr, bleib bei uns! 1
Heilig, heilig, heilig ist der Herr Napoleon Bonaparte! 6
Sei bereit zum Kampfe! 18
Wir Carl der fünffte von Gotes gnaden 27
Ihr geht zum Sandwirt! 33
Bei dem Faulenzen wird man verdammt müde! 45
Zu gratulieren ist und ich bekomme zwei Groschen! 57
Ich muß heim nach Tirol! 68
Wo ist der Hans? 80
Wer kauft Lämmer? 89
Heut' haben wir Schützentanz 96
In Himmel kembts, Tiroler! 114
Pfaff, ich weiß was! 128
Mein Schwert hat ein Kreuz 138
Still sei, Schurk', der du die Menschheit verläumdest! 149
Um Gotteswillen, Schwager, du bringst ihn doch mit! 165
Hanai, ein Geheimnis: du hast mich lieb! 176
Kein Weib wollten sie nehmen, das gelobten sie dem himmlischen Vater 186
Mir brauchen enk nit! 200
Peter, du sollst kommen und uns regieren helfen! 209
Wo will das hinaus? 218
Die Neuigkeit wißt ihr nicht?! 228

Zweiter Teil.

Seite

Unrecht leiden iſt ſündig 239
He da! Wir wirken auch Wunder! 249
Peter, du biſt unſer Vertrau! Verlaß uns nicht! 268
Nun liegt er zum Verſchmachten auf einem kühlen Stein 279
Peter, ich hab' deinen Handſchlag! 290
Mein' Freud' iſt auf der grünen Alm! 300
Im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit — ab! 310
An deiner Hausthür kannſt es leſen 318
Foppen, foppen, Bayern foppen! 325
Mahrwirt, ich möcht' nit in deiner Haut ſtecken! 342
Was gibt's denn? 351
Das Kriegsgericht Seiner Majeſtät des Kaiſers der Franzoſen . 356
Ich gehe zum General! 370
O edle Frau, ſeid unſere Fürbitterin! 379
Franzoſengeneral, gib uns unſern Vater! 390
Ich will nicht mein Leben durch eine Lüge erkaufen! 397

Erſter Teil.

Herr, bleib bei uns!

Als in der erſten Zeit dieſes Jahrhunderts unſer deutſches Vaterland zerriſſen und zertreten unter der Gewalt des Korſen lag, da wird wohl mancher Deutſche gegen Süden geblickt haben, wo in der Vorzeit die Helden geſtanden und mit unvergänglichem Ruhme bekränzt gefallen ſind. Vielleicht auch du, mein Leſer, würdeſt als Sohn jener Tage einer von denen geweſen ſein, welche ohnmächtigen Grimmes voll die geſchändete Scholle der Heimat verlaſſen haben, flüchtend unter die heldenreifende Sonne Homers.

Und wenn du gewandert wäreſt gegen die ſonnigen Lande, wo in ewiger Schöne die Roſen und die Palmen ſtehen, ſo hätte dich dein Weg vorher durch eine Gegend geführt, in welcher dein Herz entweder geſchauert vor Grauen oder gebebt vor Wonne. Du wäreſt durch ein Gebirgsland gewandert, wie es herrlicher auf Erden nicht zu finden iſt. Schattendämmernde Engſchluchten, an den ſteilen Hängen Urwaldwüſten, dann ſtillheitere Hochthäler mit blühenden Dörfern, Päſſe mit grünen blumigen Almen, ringsum im

Hintergrunde ſich aufbauend eine Felſenwelt mit unerhörten Gebilden und leuchtenden Eisſchildern, umbraut von Wolken, umkreiſt von Adlern. Aus der Eiswelt gehen ſenkrecht und ſilberweiß und ſchweigend die Waſſer nieder, aber in den Schründen ihnen nähergekommen ſind ſie grau wie Kalk und ſchreien ſeit unmeßbaren Zeiten ihr furchtbares Lied. Und auch weite, freundliche geſonnte Eilande gibt es und ſanftere Berge mit fruchtbaren Triften, tauenden Wäldern und ſchimmernden Seen, in welchen ſich oft an gleicher Stelle der Lorbeer und der Gletſcher ſpiegelt. Wie ſchon geſagt, ringsum eingefriedet iſt dieſes Land, und wo aus der weiten Welt Straßen einziehen, da drohen die Lawinen, da rauſchen die trotzigen Waſſer hervor, als wollten ſie die Brücken brechen, zurückſtoßen und weit von ſich ſchwemmen alles Fremde, das mit Liſt oder Gewalt Eingang heiſcht.

Und in dieſer gewaltigen Felſenburg lebt ein Volk von Bauern und Hirten, arm doch urkräftig, fromm und heiter, ſtrenge und treu, tapfer und menſchlich milde, in patriarchaliſcher Einfachheit und alter Sitte ſich ſelbſt genügend.

Tirol! Das ſchöne Land Tirol!

In jenen Tagen aber leuchteten die im Morgen- oder Abendgolde erglühenden Eisgipfel des Alpenrundes nieder auf ein geknechtetes Volk. Kühn wie ſeine Gemſen, ſeine Adler, ſtolz auf ſeine wildherrliche Heimat — und geknechtet!

Zu Innsbruck, im Herzen des Landes ſaß der Feind. Ein unnatürlicher Feind aus deutſchem Bruderſtamme, der Bayer. Dieſem war im politiſchen Würfelſpiele der Großen und durch den Machtſpruch des Gewaltmenſchen aus Korſika das Land Tirol zugefallen. Die Tiroler waren nicht befragt

worden, ob es ihnen recht sei, so wollten sie unbefragt eine Antwort geben.

Du, der Wanderer, eilest unter Hindernissen dem Brenner zu, hinter welchem die Lüfte des Südens dich grüßen. Noch ein unheimlicher Weg dem schäumenden, rauschenden Eisack entlang durch endlose Schluchten. Allmählich aber bleiben die Schatten zurück, vor dir liegt im goldenen Sonnenschein ein breites Thal mit zahlreichen Menschenstätten, viele von diesen schon nach italienischer Bauart, dazwischen hin von grauen Steinwällen gartenartig eingefriedet die üppigen Rebengelände. Der Sohn des Nordens sieht das erste Mal den Aprikosenbaum, den schwellenden Pfirsich, im Haine den prangenden Sebenbaum. Auf den hohen, kahlen Bergen jedoch, welche in weiter Runde dieses Thales Hüter sind, liegt der Schnee — und es ist in den Tagen des August.

Mitten im Thale, vertrauend hingeschmiegt an den ungebändigten Fluß, ruht die alte Bischofsstadt Brixen mit ihren zahlreichen Klöstern und Türmen. Stattliche Bauernhöfe besäen die Gegend, auf den Hügeln stehen Schlösser und alte Burgen, in den Schluchten heimliche Klausen, an den Hängen, oft hoch an Bergesbrust, weisen der Wallfahrtskirchen spitze Türmchen himmelan. Von den Bergen eingeengt haben die Bewohner dieses Landes gelernt, an Kirchtürme sich rankend wie die Rebe an den Stab, ihren Blick aufwärts zu richten, und mit dem Blicke ihr Herz. Doch fest auf herbem Boden steht ihr Fuß und ob ihrer himmlischen Seelenheimat vergessen sie nicht dessen, was das Ihre ist auf Erden.

Wenn du von Brixen gegen Süden eine halbe Stunde

lang dahin gewandert bist, so steht rechts an der Straße ein Wirtshaus. Knapp hinter demselben steigt eine rostbraune, schründige Felswand auf, die stellenweise berankt ist mit Immergrün. Ueber der breit sich hinziehenden Wand beginnt der steile Bergwald, der hoch hinansteigt bis zu den Almen des Hilm. Dem Hause gegenüber, links an der Heeresstraße, sind die buschig bewachsenen Ufer des Eisack. Hinter dem Wasser liegt das breite, wiesenreiche Thal und jenseits desselben sich gewaltig erhebend der Gebirgszug des Plossach. Vor dir, wenige Schritte vom Hause entfernt, kommt rechter Hand ein Wässerlein behendig hüpfend herab, und weiterhin auf der Anhöhe steht das Kirchlein des heiligen Jakobus. Das Haus an der Straße mit den danebenstehenden Wirtschaftsgebäuden ist im Stile südtirolischer Bauernhäuser gebaut, aus rohen Steinen gemauert, einen Stock hoch, mit einer stattlichen Fensterreihe und Erkern; das halbflache Schindeldach ist mit Steinen beschwert. An der Straßenseite sind zwischen den Fenstern auf der Mauer von unbehilflicher Hand und mit kindlichem Sinne zwei Bilder gemalt; das eine stellt die Mutter Gottes dar, wie sie, die Hände gefaltet auf der Weltkugel stehend, der Schlange den Kopf zertritt; das andere den heiligen Martinus, der auf einem Pferde reitend mit dem Schwert seinen Mantel entzweischneidet, um das losgetrennte Stück einem vor ihm knieenden halbnackten Bettelmann zu schenken. Zur Eingangsthür führen ein paar steinerne Stufen hinan, über dem Eingange in dieses Haus steht der evangelische Spruch: „Herr, bleib bei uns, denn es will Abend werden."

Die Ortschaft heißt An der Mahr.

Warum ich diese Stätte so genau beschreibe? Weil

ich glaube, mein Leſer, daß du — nach dem Süden wandernd, um Helden zu ſuchen — hier Halt machen wirſt auf längere Zeit. Iſt doch ſchon die Sonne hinter das Gebirge geſunken, ſo daß ſie dort drüben in der Stadt nur noch die goldenen Turmknäufe des Biſchofsdomes beſtrahlt.

In dieſem Lande, in dieſem Thale und endlich mit dieſem Hauſe an der Mahr hat ſich einſt ein Drama abgeſpielt, wie es ähnlich ſelten ſich ereignen wird auf Erden. Die Hiſtoriker haben es gewiſſenhaft aufgezeichnet in ſeinen Urſachen, in ſeinen Wirkungen und in ſeinen Einzelheiten. Tirol war ein öſterreichiſches Land und hielt treu zum Kaiſer. Da kam Napoleon der Eroberer und riß das Land von Oeſterreich los, um es unter das ihm botmäßige Bayern zu ſtellen. Des Bergvolkes alte Sitten und Rechte wollte man brechen, ſeine Eigenart ihm zerſtören. Dagegen haben die Tiroler ſich empört. Der Heldenkampf war beiſpiellos und noch größer als ihr Siegen war ihr Fallen.

Dieſe Hiſtorie hat auch der Dichter geleſen und die Botſchaft iſt ſeither in ihm nie mehr verklungen, ſie drängte fort und fort nach Ausdruck in einem Liede von dem Heldenkampf der Tiroler. Denn es war nicht ein fluchwürdiger Kampf des Angriffes und der Eroberung, es war ein heiliger Kampf der Vertheidigung des Vaterlandes. Und die Helden desſelben beſiegten nicht bloß den äußern Feind, ſie beſiegten auch den innern — ſie waren ſtark und gerecht. Germaniſcher Reckenhaftigkeit und Treue ſind ſie ein herrliches Bild, ein Vorbild für alle Zeiten. — Doch ſiehe, als die Dichtung ſich entfalten wollte, ſtand die Hiſtorie ihr im Wege. Die Hiſtorie ragte ſo gewaltig und gebieteriſch auf und dabei in ihrem politiſchen Geiſte, in ihrer realen Gliederung ſo

ungefüg, daß der Poet rathlos vor ihr stand. Endlich kam er mit sich dahin ins reine, daß der Dichter — wie bei allen geschichtlichen Stoffen — die profane Historie vergessen müsse, daß er warten müsse, bis die Geschichte zur Sage geworden, dann sei die Zeit gekommen, sie wieder zur Geschichte zu machen.

Ich erzähle die meine schon heute. Es soll manchmal vorkommen, daß der Dichter bei dem revolutionären Stoff selbst revolutionär wird, Berge versetzt, Zeiten verschiebt, Personen und Ereignisse umstellt. Sollte das — was ich aber schon wegen der Poetenunfehlbarkeit bestreiten müßte — irgendwo auch hier der Fall sein, so bedenke man, daß zu jedem Spiele, also wohl auch zu einem Trauerspiele, die Karten gemischt zu werden pflegen.

Unter den Tirolerhelden hat der Erzähler sich einen ganz besonderen ausgewählt und um denselben andre und andres einfach und einfältig gruppiert, vor allem eingedenk der allgemein menschlichen, der poetischen Wahrheit.

Die Erzählung beginnt zur Zeit, da Tirol zum erstenmal an das Königreich Bayern abgetreten und von diesem besetzt worden war.

Heilig, heilig, heilig ist der Herr Napoleon Bonaparte!

Im Wirtshause an der Mahr um einen großen Tisch sind mehrere Männer versammelt. Auf dem Tische liegt ein wuchtiger Laib Brot mit dem dazugehörigen Schnitt-

meſſer, daneben ſteht ein großer Zinnkrug. Jedoch die Männer gehaben ſich nicht, als wären ſie zuſammengekommen zum Eſſen und Trinken. Lauter markige Bauerngeſtalten ſind es in der maleriſchen Tracht: kurze braune Joppe mit roten oder grauen Aufſchlägen, Knielederhoſen, weiße Strümpfe, niedrige Bundſchuhe. Ueber dem roten Bruſtfleck der grüne oder braunlederne Hoſenträger und um die Mitte ein breiter Ledergurt. Mehrere haben ihre hohen Spitzhüte mit Schnur und Hahnenfeder auf. Die Geſichter ſonngebräunt, knochig, bebartet, die Züge derb, die Augen feurig. Die einen ſitzen bekümmert gebeugt, die andern trotzig aufrecht. Ein paar haben kurze Tabakspfeifen in der Hand, vergeſſen aber, ſie zum Munde zu heben, denn lebhaft führen ſie ein leiſes Geſpräch, und wer mit dem Munde ſchweigt, der ſpricht mit den Augen, mit dem Neigen des Hauptes, mit dem Zucken der Hände; ganz und gar iſt jeder bei der Sache, die wohl eine ſehr wichtige ſein muß.

Während die übrigen ſaßen, ſtand einer aufrecht und ſtützte ſeine Fauſt an die Ecke des Tiſches. Das war ein ſchlank, ſtark und ſchön gebauter Menſch von etwa vierzig Jahren. Sein Geſicht wies ſtarke Wangenknochen und eine breite Stirn. Ueber dieſer hingen quer ein paar rötlichblonde Haarlocken herein bis zu den runden, ziemlich tiefliegenden Augen. In dieſen braunen Augen glühte ein ſanftes, freundliches Feuer, das aber manchmal plötzlich aufzuckte in greller grünlicher Blitzglut. Die Naſe ſprang aus dem Stirnwinkel kühn hervor und ging dann in gerader Linie nieder bis zur etwas ſtumpfen Spitze über dem weichen, nach beiden Seiten hinaus geſtrichenen Schnurrbart. Wenn er ſchwieg, war der Mund feſt zuſammengekniffen,

wenn er sprach, so sah man die obere Reihe weißer Zähne. Kinn und Wangen waren glatt rasiert, nur unter den Ohren hatte er zwei Bartflöckchen. Die Züge des sonnengebräunten Gesichtes waren so, daß man immer wieder darauf hinblicken mußte. Sein Anzug unterschied sich jetzt von dem der Andern dadurch, daß er keine Joppe anhatte, sondern in bloßen weiten, aber an den Knöcheln enggebundenen Hemdärmeln war. — Vor uns steht Peter Mayr, genannt der Wirt an der Mahr.

„Verschmäht mir Brot und Wein nicht!“ sagte nun dieser Mann mit etwas gedämpfter Stimme zu den andern. „Auf Körperkraft müssen wir auch denken, die werden wir wohl zu brauchen haben.“

Auf solches Wort faßte der älteste unter den Männern den Brotlaib und das Messer, machte mit der Spitze des Werkzeugs das Zeichen des Kreuzes auf das Brot und feierlich, als begehe er eine heilige Handlung, schnitt er ein Stück ab.

In demselben Augenblicke ging die Thür auf, und als sie sahen, wer da eintrat, war ihr Erstaunen groß. — Was soll das bedeuten? Ist jetzt eine Zeit für Fastnachtsscherze? Und von einem solchen Mann?

Der am Tische Aufrechtstehende that langsam ein paar große Schritte gegen den Eintretenden und fragte: „Herr Pfarrer, wie ist das zu verstehen?“

Der Angesprochene war ein Mann mit rundem Gesichte, klugen Augen, glatten Händen und trug am Leibe die Gewandung eines Hirten. An einem Fuße hatte er grobe, durchlöcherte Beschuhung, am andern war er barfuß; auf dem Rücken schleppte er einen Korb mit Kräutern, daraus

ragte der rostige Stiel einer Pfanne hervor, wie solche Hirten zur Bereitung ihrer Kräutersuppe mit sich zu tragen pflegen. In der Hand hatte er einen langen Gebirgsstock.

Der hastig Eingetretene fragte den Wirt leise: „Ist es bei euch sicher, Peter? Gut, dann schließt die Thür ab."

„Das darf ich ja nicht thun," antwortete der Wirt. „Die Kirche kannst du freilich verschließen, Pfarrer, aber das Wirtshaus muß offen bleiben. Ist was auszumachen, so wollen wir in die obere Stube hinaufgehen. Kommt nur mit, Männer."

Da schritten sie hinaus und stiegen die Holzstufen hinan in das obere Gelaß, wo sich einer um den andern hinsetzte auf die Bank.

„Wie sollen wir das deuten?" fragten sie den Pfarrer.

„So weit ist es gekommen," sagte der Ankömmling und legte geräuschlos seine Sachen ab, „so weit unter dieser welisch-bayrischen Herrschaft, daß euer von Papst und Kaiser aufgestellter Pfarrer vermummt wie ein Schelm muß umherschleichen in seiner Gemeinde. Schaut nur einmal, seit heute morgen bin ich vom Freimaurerpapst zu München meines Amtes entkleidet und soll gehen, um mich vor dem Kreisrichter, diesem saubern Herrn, zu verantworten."

„Gehst du?" fragte einer.

„Fällt mir nicht ein. Der Bayer ist nicht mein Herr."

„Verantworten sagst du? Wofür, Pfarrer?"

„Fürs erste, daß wir in unsrer Kirche am fünfundzwanzigsten Juli das Fest des Apostels Jakobus gefeiert haben."

„Wir ſollen unſern Pfarrpatron nicht mehr verehren?“ brauſten mehrere auf.

„Die Feiertage ſind geſetzlich abgeſchafft,“ fuhr der Pfarrer fort, „auch der Kirchenbeſuch an den Werktagen iſt abgeſchafft. Höret mich nur an. Gerade vor einer Stunde iſt der Klauſen-Oswald nach Brixen getrieben worden, weil ihm die fremden Büttel begegnet ſind, wie er im Sonntagsgewand auf dem Kirchweg iſt. Heute iſt, ihr wiſſet es, der Tag des heiligen Oswald, da hat er zu Ehren ſeines Namensheiligen in der Kirche ein paar Vaterunſer beten wollen. Dafür ſitzt er jetzt im Kotter.“

„Steht es ſo?“ ſagte einer der Männer; er flüſterte es faſt und erhob ſich von ſeiner Bank.

„Es iſt wohl noch mehr,“ fuhr der Prieſter fort. „Männer von der Mahr und von Sankt Jakob und von Schalders, ich ſage es euch: Wenn wieder Winter kommt und die Weihnachtszeit, wird uns Tirolern kein Chriſt mehr geboren werden.“

„Wie iſt das zu verſtehen, Pfarrer?“ fragte der Wirt an der Mahr.

Da antwortete der Pfarrer: „Es darf keine Rorate mehr abgehalten werden im Advente, kein Mitternachtsgottesdienſt mehr in der Chriſtnacht. Wegen der nächtlichen Ruhe und Ordnung, heißt es. Aber ich denke, es iſt was andres, die Heiden fürchten ſich vor chriſtlichen Verſammlungen. Aller Glockenklang iſt verboten, aller Orgelton und aller Freudenſang. Totenſtill muß es werden, nur der bayriſche Adler will kreiſchen auf den Türmen und die Freimaurer werden den Antichriſt predigen und der Bonaparte wird das Jeſukind aus der Krippe reißen und töten

lassen, das ist der neue Herodes. Denn der Napoleon will alleiniger König sein im Himmel und auf Erden. Nur der fünfzehnte August soll der einzige große Festtag sein, an welchem alle Völker des Erdkreises auf ihren Knieen und auf ihren Bäuchen liegen müssen."

„Am fünfzehnten August," sagte einer der Bauern nach. „So hält er wenigstens noch etwas auf Unsre Liebe Frau."

„O mein Rampesbauer!" rief der erregte Pfarrer dem Manne zu, „du glaubst, weil am selben Tage das Fest Maria-Himmelfahrt ist! Das ist vorbei, mein Lieber!"

„Der Herr Bonaparte wird doch nicht mir zu Ehren den fünfzehnten August feiern lassen," versetzte jetzt der Mahrwirt mit einiger Schalkheit. „Ich meine halt, weil das gerade mein Geburtstag ist."

„Am Ende seid ihr Zwillingsbrüder, du und der Napoleon!" lachte der Pfarrer überlaut.

„Dafür bin ich fürs erste um ganze zwei Jahre zu alt," sagte der Mahrwirt.

„Und fürs zweite?"

„Hätte der schon im Mutterleib seinen Bruder umgebracht," setzte der Rampesbauer ein.

Der Pfarrer fuhr fort: „Man kann sich's überhaupt nicht vorstellen, wie dieser Tyrann vom Weibe stammen soll. So gar nichts Mildes und nichts Menschliches ist an ihm. Aber geboren wurde er doch. Leider wurde er geboren, und zwar gerade am Himmelfahrtstage. O freuet euch nur auf den nächsten Himmelfahrtstag, da werden die Glocken läuten im ganzen Land. Die fremden Söldner werden uns in die Kirchen geleiten mit aufgesteckten Bajonetten,

auf dem Opfertische wird man katholische Christen ausplündern und die fromme Gemeinde wird vor seinem Bildnisse singen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Napoleon Bonaparte!"

Während der Pfarrer im glühenden Zorne also gesprochen hatte, waren nach und nach alle aufgestanden und unruhig geworden. Nur Peter, der Mahrwirt, hatte seinen Gleichmut bewahrt.

„Das ist übertrieben," sagte er, „geredet wird gar viel. Bis so etwas geschieht in Tirol, rinnt noch gar viel Wasser hinab den Eisack. Das neumodische Evangeli wird auch noch seinen Herrn finden. Wollen erst einmal hören, was die Bischöfe sagen."

„Die Bischöfe?" fragte ihn der Pfarrer, „welche Bischöfe? — Glaubt ihr denn wirklich, ich treibe mich aus Uebermut umher wie ein Schalksnarr? Oder es wäre mir Hirn und Herz in die Stiefel gefallen, daß ich gar nicht mehr wüßte, was zu thun ist, wo ich Beschwerde führen und Zuflucht finden könnte? Wisset doch: die Bischöfe sind abgesetzt, verfolgt. Auch der unsere zu Brixen hat sich gestern ins Gebirge geflüchtet. Werden sie erwischt, so geht's ihnen wie dem heiligen Vater, den man in den Kerker geworfen hat."

„Den Papst?"

„'s ist ihnen keiner zu hoch und keiner zu gering. Was Priester ist, wird vogelfrei."

„Was thun sie denn, daß man sie verfolgt?" rief der Rampesbauer.

„Nicht weil sie thun, was sie thun, sondern weil sie sind, was sie sind. Darum werden sie gefangen, wenn nicht

gar hingerichtet. Der Bonaparte thut Märtyrer machen, ich sage es euch!"

„Was ist das für eine Zeit!" rief der Rampesbauer und schlug die Hände ineinander, „was haben wir angestellt, daß uns Gott so verlassen kann?"

„'s ist nicht Gott allein, der uns verlassen hat!" rief einer.

„Gott und der Kaiser ist ja doch unser Erstes und Letztes!"

„Haus Oesterreich allein ist unser Schutz und Schirm," sagte der Pfarrer, „so wie Tirol Oesterreichs Herz und Schild ist. Das gehört zusammen, solange die Berge stehen . . ." Hier zuckte er mit der Stimme ab; erwartungsvoll schauten die Männer auf ihn. Der Pfarrer sagte ganz leise, aber mit einer heftigen Handbewegung: „Auf! Auf müssen wir!"

Der Wirt, der ihm stramm gegenüberstand, entgegnete gelassen: „Das meine ich auch."

Nun schwiegen sie und standen finster da. Der Stauker aus Sarns kauerte auf der Bank, stützte seine Ellbogen auf den Tisch und über der Stirn faltete er die Hände. „Haben wir ein solches Unglück verdient?" murmelte er dann. „In Fried' und Arbeitsamkeit haben wir gelebt zwischen unseren Bergen, den Reisenden Gastrecht gewährt, den Fremden geachtet, verträgliche Nachbarschaft gehalten mit den Bayern, mit den Welschen. Und jetzt so schreckbar niedergeworfen!"

Jäh brauste nun der Wirt auf: „Dieser gottverdammte Preßburger Frieden! Es ist nicht wahr! Es gilt nicht! Denn die Bayern halten's nicht, was sie versprochen, sie

halten's nicht! Männer, sie halten's nicht. — Ihr kennt die Schrift. Was steht geschrieben? Tirol soll alle Titel und Rechte haben wie bisher, und nicht anders. Den Tirolern wird Glauben und Sitte gewahrt wie bisher, ihre alten Freiheiten bleiben ihnen zu eigen wie bisher, und nicht anders. Die Tiroler marschieren nicht in fremdes Land, sie sollen sein zum Schutze ihres eigenen Landes, und nicht anders. Das, ihr Männer, steht drin, das steht in der Schrift! Erlogen ist es, und erlogen, und dreimal erlogen, was sie haben zugesagt . . ."

Plötzlich brach er ab, sein Auge sprühte fast grünliche Funken, aber sein Antlitz war blaß geworden wie Lehm.

„Wir wissen es wohl," sagte nun ein alter Bauer, „sie wollen uns hündisch machen. Schweifwedeln sollen wir vor ihnen und den österreichischen Bruder in die Waden beißen. Ja, wenn wir dumm genug wären!"

„Und schlecht genug!" setzte der Rampesbauer bei. „Das feige Luder möcht' ich kennen!"

„Unsre Freiheiten und Rechte!" lachte der alte Bauer, nicht einmal unseren Namen haben sie uns gelassen. Wir heißen Südbayern. Es gibt kein Tirol mehr!"

Hierauf sagte der Mahrwirt auf einmal wieder ganz ruhig, fast lässig: „Das wollen wir erst sehen, ob's kein Tirol mehr gibt."

„Und für eine so schandvolle Falschheit verlangen sie von uns Treue!" versetzte der Rampesbauer. „Dieser Frieden gilt nicht. Wir sind kaiserlich."

„Und das bleiben wir!" stimmten die andern bei. Nur der Mahrwirt schwieg, schaute finster auf die Diele nieder,

und nach einer Weile murmelte er's noch einmal: „Das wollen wir sehen, ob's kein Tirol mehr gibt."

Da war es gerade in demselben Augenblicke, daß draußen auf der Straße eine dünne schreiende Stimme daherkam.

„Wer kauft, wer kauft?" rief sie. „Schöne Kruzifixelein und Kelche! Neu und sakermentiert! Der Gnadenchristus aus der Josephikapelle um sechsunddreißig Kreuzer! Um dreißig Kreuzer schlechtes Geld! Christen, wer kauft? Und eine Monstranze, drei güldene Pfunde wiegt sie. Für fünfzig Gulden das Santissimum! Für fünfundvierzig Gulden schlechtes Geld! So viel als geschenkt! Mehr als geschenkt. Um diesen Preis — Gott wie bin ich leichtsinnig! — nur die braven Südbayern, vormals Tiroler, sollen es haben um diesen Preis. Die Bayern nicht! Frankreich und Kompanie auch nicht! Kaufet, Christen, kaufet! Was heute nicht weggeht, kommt morgen in den Schmelztiegel! Sünd' und Schade drum! Und sakermentiert! Wer kauft?"

Ein Jüdlein war's, das des Weges herangehuscht kam, im Arm das dunkelgrüne Bündel, aus welchem zwischen Tuchrändern die Hand eines Kruzifixes, die Zackenspitze einer gothischen Monstranze hervorstanden.

Die Bauern in der Stube schauten zu den Fenstern hinaus und einer von ihnen, der Stauker aus Sarns, ein hagerer, gebückter Mann, dem Haupt und Arme vor Aufregung zitterten, packte den Wirt am Gurte und sprach: „Peter, leih mir einen Stutzen! Diesen Wichtling muß ich niederlegen."

„Den Juden?" fragte der Wirt. „Der thut ja nur,

was seines Amtes ist. Was haben ihm Kruzifix und Monstranz für Bedeutung? Aber die Bayern mußt niederlegen, Stauker von Sarns. Die Bayern haben Tauf' und Chrisam in der Haut und rauben doch die Kirchen aus; nennen sich katholische Christen und verkaufen das Kreuz an den Juden. Die Bayern mußt du niederlegen, Stauker von Sarns!"

Sie gingen hinaus und schickten sich an, dem Jüdlein die Sachen abzunehmen. Dieses erhob ein klägliches Geschrei und lief die Straße zurück gegen Sankt Jakob, von woher eine Truppe Soldaten kam.

Der Rampesbauer nickte mit dem Kopf: „Sie sind schon wieder da. Hätte mich wohl gewundert, daß der Jud' in solchem Handelsgeschäft sich so weit vorwagen wollt', aber es ist halt endlich sein Messias gekommen, der Bonaparte, und der schickt ihm zu rechter Zeit die braunhoseten Schutzengel!"

„Saubere Schutzengel, die anstatt Flügeln lange Messer haben hinter den Schultern!"

„Schockel-Franz, solche Red' über heilige Sach' ziemt sich nicht!" verwies ein alter Bauer den, der das obige Wort gesagt.

„Die Bayern sind mir keine heilige Sach' und der Jud' auch nicht," entgegnete der Schockel.

„Aber der Schutzengel soll dir's sein, wenn du nicht etwa auch schon ein Neugläubischer bist."

Das Jüdlein hatte sich mittlerweile hinter die Soldaten verschanzt, welche mit ihm allerlei Gespötte trieben.

Die Bauern zogen sich wieder in das Haus zurück, denn es sollten an diesem Tage noch wichtige Sachen be-

raten und ein Beschluß gefaßt werden. Jetzt aber kam bei der hinteren Thür der Meßner von Sankt Jakob hereingeschlichen. Er hatte gehört, es sei der Herr Pfarrer im Hause. Nach dem Herrn Pfarrer sei Nachfrage.

„Ich glaub's, daß die Bayern ihm nachfragen," sagte der Schockel-Franz.

„Nicht die Bayern!" begehrte der Meßner auf, „da möchte ich wohl nicht so dumm sein und ihn suchen helfen. Daß ich's sage: Wallfahrer sind gekommen. Ihrer etliche Frauenzimmer, vom Pusterthal her, glaube ich. Bessere Leute müssen es sein nach dem Aussehen. Heute zu Mittag sind sie angekommen. Habe sie in die Kirche gelassen, beten fleißig; haben auch schon was geopfert, glaube ich. Jetzt wollen sie halt ihre Sünden ausleeren und morgen, ehe sie wieder fortmachen, die heilige Messe hören und darauf nachher abgespeist werden. Und ist kein Pfarrer da, wo sie so weit herkommen. Davor müßt ihr euch bei den Bayern bedanken, habe ich gesagt, daß kein Pfarrer da ist, habe ich gesagt. Diese gottverfluchten Bayern! haben sie zurückgegeben und die Bayern verfluchen, das wäre keine Sünde nicht."

„Das Fluchen hilft nichts," sprach der Wirt.

„Aber das Beten hilft halt auch nichts, sonst müßt's schon anders sein," versetzte der Rampesbauer. „Was hilft denn nachher?"

„Das Zuschlagen," sagte der Wirt.

„Wenn ich ihnen den Herrn Pfarrer könnt' verschaffen," fuhr der Meßner fort, „so wollten sie schon erkenntlich sein, haben sie gesagt. Ist recht, sage ich, will ihn suchen gehen, vielleicht finde ich ihn. Die Gegend um unsre Kirche herum ist heute frei von Unfrut, glaub' ich."

„Ich wollt' nicht trauen!“ gab der Stauker zu bedenken, „juſt vorhin iſt ein Schwarm Bayern vorübergezogen.“

Der Pfarrer ging hervor und erkärte ſich bereit, hinaufzuſteigen zur Kirche. „Wo chriſtgläubige Seelen die heiligen Gnadenmitteln verlangen, da wird der Prieſter nicht erſt fragen, ob's den Fremden recht iſt,“ ſagte er, „allſogleich gehe ich hinauf.“

„Und ſind ſie drinnen, er und die Beichtkinder, dann ſperre ich ab,“ beruhigte der Meßner. „Solange ich vorhanden bin, wird unſerm geweihten Herrn nichts geſchehen.“

„Für alle Fälle,“ ſagte der Wirt, „iſt oben auf der Mahralm in der hintern Heuhütte Brot und Speck zu finden; auch zwei Stutzen und ein Horn Pulver.“

„Vergelt's Gott!“ antwortete der Pfarrer. „Ein wenig Gottvertrauen und viel Pulver, nachher wird alles recht werden.“ Hierauf ging er in ſeiner abenteuerlichen Tracht mit dem Meßner davon.

Die übrigen Männer blieben noch beiſammen im oberen Gelaſſe des Mahrwirtshauſes und durch ihre Berathungen ging der Grundzug: Gottvertrauen und Pulver.

Sei bereit zum Kampfe!

Als die beiden Männer gegen ihren Pfarrort kamen, ſchlichen ſie von hinterwärts durch den Schachen zur Kirche hin und in die Sakriſtei, wo der Pfarrer ſein Hirtengewand gegen die kirchliche Kleidung vertauſchen konnte. Der Meßner ſpähte ringsum in die Gegend aus und da er nichts Ver-

dächtiges bemerkte, ging er in die Taberne, wo bei Brot und Wein die Wallfahrer harrten, und zeigte ihnen an, daß der Pfarrer bereit wäre, die Beichte abzuhören.

Ein alter Mann und drei ſtattliche Matronen waren es, die, fern aus dem Puſterthale hergekommen, um frommen Sinnes die Wallfahrt zu verrichten bei dem Bildniſſe des heiligen Apoſtels Jakobus. Sie waren in würdiger dunkler Gewandung mit Bündeln und Pilgerſtäben und um ihre knochigen, ſonnenverbrannten Hände hatten ſie den Roſenkranz gewunden. Zwei der Frauen hatten über das Geſicht lange Schleier, wie Klöſterinnen. Der alte Mann hatte bei ſeiner Ankunft die beſtaubten Stiefel zuſammengebunden über der Achſel getragen, um in barfußem Wandern Sünden abzubüßen. Sie mußten an Seelenlaſt ſchwer aufgepackt haben, denn ſie waren gar wortkarg und zerknirſcht, und als jetzt die Nachricht kam, der Pfarrer ſei ſchon bereit, ſchlürften ſie noch raſch den Reſt ihres Trunkes aus und eilten in die Kirche.

Der Prieſter ſaß, immer noch ohne ordentliche Fußbedeckung, mit Chorhemd und Stola am Leibe, im Beichtſtuhl, deſſen offene Vorderſeite durch einen blauen Vorhang verhüllt war, und an deſſen beiden Nebenſeiten die mit gekreuzten Holzflechten vergitterten Fenſterchen waren, durch welche das Beichtkind knieend mit dem Geſalbten, der da drinnen anſtatt Gottes ſaß, verkehren konnte. Der Beichtſtuhl war mit mancher Zierat verſehen und über demſelben, an der Kirchenwand, hing das Bild des heiligen Johannes, der einſt von der Prager Brücke geſtürzt worden war, weil er das Beichtgeheimnis nicht verraten wollte. Die Kirche atmete ihren kühlenden Weihrauchduft und es dämmerte

ſchon, ſo daß man die Altäre und die zahlreichen Bildniſſe nur in dunkeln Umriſſen ſah. Die rote Ampel vor dem Hochaltar flackerte ein wenig, weil draußen ſich ein Wind erhoben hatte, der vom Etſchlande kam und manchmal jetzt durch eine Fenſterfuge winſelnd hereinpfiff.

Die vier Wallfahrer gingen, vor lauter Demut faſt ſchleichend, in der Kirche zwiſchen den Sitzſtuhlreihen hin bis an den Beichtſtuhl; der alte Mann ließ den Frauen den Vortritt. Während die eine Wallfahrerin ſchon vor dem Gitterfenſterchen kniete, flüſterten die übrigen miteinander, als machten ſie ihre Bemerkungen über die reiche und kunſtvolle Ausſtattung der Kirche, über die Darſtellungen aus der heiligen Geſchichte, die, wenn auch nicht mehr deutlich geſehen, doch immerhin die Bewunderung der Wallfahrer erregen mochten.

Das erſte der Beichtkinder war ohne weiteres abſolviert worden; es ging mit langſamen Schritten hinweg und kniete nieder vor dem Hochaltare, um im Stande der Gnade nun andächtig zu beten. Beim zweiten Beichtkinde wurde der Beichtvater laut; ſeine Worte waren weiterhin zu verſtehen. — „Ich kann dich nur abſolvieren, wenn du als Tiroler den heiligen Glauben hältſt, wie es unſre Vorfahren immer gethan haben im Lande Tirol!“ Die Beichtende gab das Verſprechen, erhielt den Segen und kniete dann ebenfalls hin vor den Altar.

Ungewöhnlicher ging es beim dritten Beichtkinde her. Da ſagte der Pfarrer ein- um das andremal: „Du mußt lauter ſprechen, ich verſtehe dich nicht.“

Hierauf ſprach die Beichtende freilich ſo laut, daß es auch die andern hören konnten: „Aber mein Gewiſſen,

Hochwürden! Wie soll ich mich denn zurechtfinden? Die Oesterreicher haben Frieden gemacht und das Tirolerland an Bayern abgetreten und der König von Bayern ist jetzt unsre von Gott eingesetzte Obrigkeit. Und in Tirol heißt's, wir sollen gegen die Bayern aufstehen und sie aus dem Lande vertreiben. Und jetzt sagt mir mein Gewissen: das ist Empörung, der von Gottes und Gesetzes wegen aufgestellten Obrigkeit sollst du unterthan sein. Jetzt, Euer Hochwürden, wie soll ich das halten?"

Darauf antwortete der Priester dann auch so verständlich: „Als die Pharisäer den Herrn versuchten, fragend, ob sie dem Kaiser die Steuer zu zahlen hätten oder nicht, antwortete er: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Ist da von einem Könige die Rede? Nein, nur von Kaiser und Gott. Auch in unserem Falle ist die Sache so sonnenklar, daß ein Zweifel dran schon an Gottlosigkeit grenzt. Der von Gotteswegen aufgestellten Obrigkeit sollst du unterthan sein. Ganz recht, wer aber ist die von Gott über uns katholische Christen aufgestellte Obrigkeit? Ist es der durch den gottlosen Empörer Bonaparte abtrünnig gewordene Bayernkönig? Nein, es ist Seine apostolische Majestät, des heiligen römischen Reiches Kaiser. Oder wem hast du den Eid geschworen? Dem Bayernkönig? Nein, dem hast du nicht geschworen. Und hättest du es thun müssen, so wäre es ein erzwungener Eid gewesen, und ein solcher gilt nicht vor Gott und gilt nicht vor dem irdischen Gesetz. Den Eid hingegen hast du geschworen bei der heiligen Taufe der katholischen Kirche, die nun von den Bayern verfolgt wird, den Eid hast du wie deine Vorfahren geschworen deinem rechtmäßigen Landesherrn, dem

Kaiſer Franz. Was uns Tiroler jetzt von ihm trennt, iſt nicht die freie Entſchließung, ſondern die Gewalt. Wenn der Räuber dir die Herde aus dem Stalle führt, gehört ſie deshalb ſchon ihm? Nimmermehr, ſie gehört dein und deine Sache iſt es, ſie mit Gewalt wieder zurückzunehmen. Ich ſage dir: ſei bereit zum Kampfe!"

Darauf entgegnete das Beichtkind völlig verzagt: „Ich verſtehe es wohl, ich verſtehe es, aber wir ſind ganz ohnmächtig. Das kleine arme Tirol kann den allmächtigen Franzoſen und allen andern großen Völkern, die mit ihm vereinigt ſind, nicht widerſtehen. Es iſt ja lächerlich, wir werden zertreten wie ein Wurm."

„O kleingläubiger Chriſt!" rief der Beichtvater. „Alſo kleinmüthig ſind auch die Jünger geweſen auf dem Schifflein Petri, als der Sturm war; aber der Herr hat dem Meere geboten. Nur dürfen wir die Hände nicht in den Schoß legen. Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir auch Gott!"

„Es iſt alles recht, Hochwürden, aber wie angreifen?"

„Weib, du biſt eins und redeſt auch wie ein ſolches," ſagte der Pfarrer und ſetzte leiſe bei: „Es wird ſchon vorbereitet und wir ſind nicht allein. Ich ſag's euch zum Troſte, Oeſterreich iſt mit uns. Der Kaiſer Franz hat uns ſagen laſſen, wir wären ſeine lieben Tiroler und würden es bleiben. Kommt's zum Kampf, ſo wird er da ſein. Der Erzherzog Johann iſt ſchon im Anzug mit einer großen Armee; es iſt alles verabredet, ſobald das Zeichen gegeben wird, geht's los. Da wird jeder Tiroler zum Stutzen greifen und zum Meſſer. Gott ſelbſt hat uns das Bergland Tirol gebaut als eine unüberwindliche Feſte, und wer in dieſem heiligen Kampf für Gott, Kaiſer und Vaterland

fällt, der kommt vom Mund auf in den Himmel. Weib, wenn du einen Gatten haſt, oder Kinder, oder andre, mit denen du ſchaffen kannſt, ſchicke ſie in den Kampf, der Herr wird mit ihnen ſein. Geh ſelber mit, trage ihnen Erfriſchung zu, lade die Gewehre, rolle Steine nieder von den Bergen auf die Heeresſtraße, wo der Feind marſchirt. Keiner und keine bleibe daheim, dieſer Streit iſt verdienſtlicher als alle Wallfahrt und alle Buße. Wer in dieſem Streite ſteht, der hat keine Sünde mehr. Weib, du knieſt jetzt als arme Sünderin vor dem Prieſter und der ſpricht zu dir im Namen Gottes: Keine andre Buße und Genugthuung als die: ſei bereit zum heiligen Kampfe!"

Als der Beichtvater ſo geſprochen, ſtand das Beichtkind raſch auf und gleichzeitig erhoben ſich auch jene am Altar, kamen herbei und ſagten: „Wir haben es gehört. Selbſt der Beichtſtuhl wird benützt zur Volksaufwiegelung. Was ſoll es weiter, wir führen den Befehl aus."

Der Pfarrer war nicht wenig überraſcht, als er anſtatt der Matronen drei wohlgerüſtete feindliche Häſcher vor ſich ſtehen ſah, welche die Vermummung von ſich geworfen hatten und nun den Prieſter aus dem Beichtſtuhl riſſen.

„Pfaffe, du biſt uns in die Falle gegangen!" lachten ſie und banden ſeine Hände, „du ſollſt es wohl natürlich finden, wenn man dich und deinesgleichen erſchießen wird!"

„Ich finde es ganz natürlich," gab der Pfarrer ruhig zur Anwort. „Und ihr müßtet es wohl natürlich finden, wenn wir katholiſche Prieſter gegen eine Gewaltherrſchaft proteſtieren, die das chriſtliche Gewiſſen ſo grob beleidigt, der nichts und gar nichts mehr heilig iſt, die ihre Spione frevleriſch in Kirche und Beichtſtuhl ſchickt, um die Diener

des Herrn zu belauern. Erschießet mich nur. Ihr ohnmächtigen Kriegsknechte, die ihr nur den Leib töten könnt, der Geist wird euch doch besiegen, ich sage es euch."

„Wir werden dich vor den Richter bringen," sagte nun das alte Männlein, „dort wirst du uns alles erzählen, was du von den Vorbereitungen zum Aufstande, von den Oesterreichern und dem Erzherzog Johann weißt."

Auf solches Wort hatte der Pfarrer nichts als ein mitleidiges Lächeln.

„Du wirst scharf befragt werden, Schwarzer!" sagte einer der Häscher.

„Ich kann mir's denken," gab der Priester gleichmütig zur Antwort.

„Lasset das," versetzte nun wieder der Greis. „Der Mann that, was seines Amtes war. In der Kirche, im Beichtstuhl darf er nicht anders sprechen, die fanatischen Tiroler selbst würden ihn steinigen. Außerhalb seines Amtes ist es anders, da ist er Mensch und Staatsbürger, der auch seinen und seines Landes greifbaren Vorteil nicht unterschätzen wird. Unser Herr ist nicht bloß mächtig, er ist auch gütig und großmütig. Der geplante Hochverrat muß aufgedeckt werden. Und der Seelsorger kann seiner Gemeinde keinen christlicheren Dienst erweisen, als wenn er ein Verbrechen vereitelt, das sie im Begriffe ist zu begehen."

Nun hob der Pfarrer erregt die gebundenen Arme gegen den Sprecher und schrie: „Beschimpfe mich nicht! Ich bin ein Tiroler und ihr sollet noch erfahren, was das heißt."

Auf dem Turme schlug die Glocke an in heftigen, unregelmäßigen Schlägen. Der Meßner hatte die Gefahr bemerkt und läutete Sturm. Als die Häscher mit ihrem

Fang zur Kirche hinaus wollten, war das Thor verſchloſſen. Draußen tobte der Lärm nahender Bauern, denen der Meßner vom Turme herab mittheilte, daß der Pfarrer von Spionen gefangen ſei und daß mitſammt dem Pfarrer auch dieſe in der Kirche glücklich gefangen ſeien.

Drang ein wildbärtiger Burſche vor und führte mit ſeinem Knüttel einen Schlag gegen das Kirchenthor. Der Schlag wurde von innen heftig erwidert. Das Thor gab keiner Seite nach und nun entſpann ſich folgende Verhandlung.

„Macht auf, im Namen des Königs!“ ſchrieen ſie drinnen.

„Aufmachen? Das werden wir ſchon gewiß nicht thun,“ ſagten ſie draußen.

„Wenn ihr nicht öffnet, ſo machen wir enern Pfarrer auf der Stelle kalt,“ ſchrieen ſie drinnen.

„Dann werdet ihr die warme Sonne nimmer ſehen,“ ſagten ſie draußen. „Wohlfeil geben wir unſern Pfarrer nicht.“

Als die Häſcher merkten, es wären ihrer draußen viele und die Gefahr nicht gering, riefen ſie: „Wenn ihr das Thor öffnet und ruhig eures Weges geht, ſo ſoll der Pfarrer wieder euer ſein.“

Und von draußen: „Wir glauben euch nichts. Wer vermaſchkeriert wie ein Komödiant in Häuſer und Kirchen einſchleicht und in Altweiberkittel kriecht, um ehrliche Leut' zu überliſten, das iſt ein Schelm und dem glaubt man nichts.“

Hierauf von drinnen: „Das wäre auch was Neues, daß der Tiroler keinen Spaß verſtünd'! Machet nur auf, wir gehen als gute Freunde auseinander.“

Und nun rief von innen der Pfarrer: „Machet nicht auf, Leute, ſie haben Waffen und würden euch nieder=

machen. Mir kommt bei dieſer Zeit das Sterben nicht ſauer an und meine Haut iſt jetzt vier Feinde wert."

„Wir werden ihm das Sterben ſchon ſauer machen," ſetzte drinnen einer der Häſcher bei.

„Thut es nur," rief einer von draußen, „wie ihr ihm, ſo wir euch!"

Mittlerweile hatte der Meßner vom Turmfenſter den Schlüſſel herabgeworfen. Während einer der Bauern den Schlüſſel ins Loch ſteckte, ſtellten ſich die andern ſechs oder ſieben mit ihren Knitteln und Hacken hart an die Thür, um ſofort einzudringen, die Feinde niederzumachen und den Pfarrer zu befreien. In demſelben Augenblick knallte ein Schuß und der bärtige Bauernburſche ſank lautlos nieder an der Kirchenwand.

Vom Thale herauf rückten Truppen, da meinten die Bauern, ſie wollten ſich auf etwas Beſſeres ſparen, als hier niedergepfeffert zu werden, und der Pfarrer hätte doch nichts davon. Sie eilten hinterwärts der Kirche den Berg hinan, nachdem einer noch den Kirchenſchlüſſel aus dem Schloß geriſſen und zu ſich geſteckt hatte. Die anrückenden Soldaten ſchleuderten den Toten beiſeite, brachen das Thor auf unter dem Jubel der „frommen Wallfahrer" drinnen, und der würdige Pfarrer, zu halb noch im Hirtenkleide und zu halb im kirchlichen Gewand, wurde davongeſchleppt und entgegengeführt dem Gerichte. Der Meßner blickte vom Turmfenſter aus dem Zuge nach, dann hub er an zu läuten, als ob es ein Leichenzug wäre .....

Wir Carl der fünffte von Gotes gnaden ...

Im Wirtshause an der Mahr war Sonntagsruhe. Peter war nicht mit den andern hinaufgestiegen in das Gebirge, wo in einer versteckten Felsschlucht auf Scheiben geschossen wurde. Jung und alt wollte sich im Schießen üben, allein das war schwer verboten, die Bayern hatten alle Schießstände aufgehoben im Eisackthale und weiter um, hatten alle Schießgewehre weggenommen, die sie an den tirolischen Jägern und in den Häusern gefunden. Was sich aber in den schwer zugänglichen Gebirgswinkeln barg und vorbereitete, das sahen, hörten und ahnten sie nicht.

Peter, der Mahrwirt, brauchte sich im Schießen nicht erst zu üben. Also war er nach dem Nachmittagsgottesdienste heimgegangen in sein Haus und hatte sich dort auf die Familienstube zurückgezogen im ersten Stock. Das Wirtszimmer konnte wohl eine Kellnerin besorgen; der gewöhnliche Straßenverkehr hatte abgenommen, seit es wieder so unruhig ward im Lande.

Draußen sauste ein Gewitterregen nieder. Peter hatte ein viereckiges Kistchen hervorgeholt, stellte es auf den Tisch, setzte sich davor in seinen ledernen Lehnstuhl und sagte mit einem Tone des Behagens: „Endlich kann man wieder einmal daheim sein. In solchen Zeiten gehört der Mann kaum mehr der Familie, noch weniger sich selber."

„Ich merke es wohl," antwortete sein Weib, das nicht weit von ihm saß und ein Knäblein auf dem Schoß hatte. Es war ein schönes, blondes, noch jugendliches Weib; ihr rundes Gesicht neigte sie nieder auf den Kleinen, ein Menschen-

knöſplein, das gerade im Einſchlummern war. Um ihr Haupt hatte ſie einen geflochtenen Haarkranz ſchlicht geſchlungen. Das einfache Hausgewand, welches ſie anhatte, gewann Licht und Blüte durch ein Buſentuch aus roter Wolle, welches ſie nur an Sonntagen zu tragen pflegte. Zu Füßen der Mutter ſaß ein kleines Mädchen, aus deſſen Blauäuglein lauter Träumerei und Sanftmut ſchaute. Es ſaß ruhig da und betrachtete ein Sträußlein von blauen Blumen, die es im Händchen hatte und über welches ein braunes Käferlein lief. Weiterhin auf den weißgeſcheuerten Dielen hockte ein größerer Knabe, eben beſchäftigt, mit Holzſtücken und Schulbüchern eine Feſtung zu bauen. Dieſer blickte auf den Vater hin, und als er ſah, daß derſelbe ſich ein wenig in ſeinen Seſſel zurückgelehnt, fragte er: „Willſt du ſchlafen, Vater, ſo werde ich hinausgehen?“

„Bleib, Hans, und baue weiter an deiner Zwingburg,“ verſetzte Peter, denn er war froh, endlich wieder einmal alle beiſammen zu haben. Wer weiß, wie bald es anders wird. Er lehnte ſich mit geſchloſſenen Augen ein wenig zurück, weil ſein Weib mit ihren Fingern ſanft ſein Haar ſtreichelte, als wollte ſie den Alten einſchläfern, wie ſie es dem Jungen gethan hatte.

Peter hob aber ein bißchen ſein Augenlid und ſagte zu ſeinem Weibe: „Nun, Notburga, wie denkſt du über einen ſolchen Mann? Sollte Kugeln gießen und läßt ſich das Haar ſtrählen wie ein Frauenzimmer.“

„Gönne dir das biſſel Ruhe, Peter,“ antwortete ſie, ohne weiter auf den Scherz einzugehen, „es iſt ja ohnehin ſo ſelten, daß wir dich haben.“

„Von Samſon ſteht zu leſen, daß ſeine Schwäche im

Haar gelegen ist," sagte er und richtete sich auf. Dem Knaben schaute er nun zu bei seinem Festungsbau. Als Hans damit fertig war und die Bücher und Holze als Mauern zwei- und dreifach dastanden, umgeben von Schanzen und Türmen, stellte er auf die Mauern eine Reihe grauer Steinchen, das waren die Knappen; hinter diesen auf höhern Zinnen eine Reihe weißer Kiesel, das waren die Ritter. In eine Ecke der Festung that er ein glänzendes Stück Küchenruß, das vom Rauchfang herabgefallen war, solches stellte den Burgkaplan dar. Und mitten in die Burg legte der Erbauer eine Pflaume hinein.

„Was soll denn die vorstellen?" fragte der Vater.

„Das ist die Katharina," antwortete der Knabe.

„Wohl vom Herzen kindisch ist er noch," lachte die Mutter.

„Gottlob!" sagte Peter. „Wer lange Kind bleibt, bleibt auch lange Mann. — Nur möchte ich wissen," wandte er sich an den Knaben, „was die Katharina in der Festung zu thun hat."

„Die Katharina Maultasche hat ja in der Burg Tirol gewohnt," antwortete Hans. „Und unser Lehrer hat erzählt, die Bayern hätten sich dazumal Tirol von Oesterreich mit Geld abkaufen lassen. Nachher hat sie's aber gereut und haben das Land wieder zurückhaben wollen. Aber die Katharina hat gesagt: Wer uns für Geld verkauft, der soll die Schläge umsonst haben. Dann hat sie dreingeschlagen und ist österreichisch geblieben."

„Siehst du," sagte Peter leise zu seinem Weibe, „im Spiel ist Wahrheit."

„Nur wird das alte Schloß Tirol nicht mit Schulbüchern erbaut worden sein," meinte Frau Notburga. „Ich denke, Hans, du wirst die Mauern wieder abtragen und aus den Bausteinen deine Schulaufgaben lernen."

Der Knabe machte ein mißmutiges Gesicht. Das Auswendiglernen des Katechismus war so wenig nach seinem Sinn, wie das Sitzen in der Schulbank. Mit hilfesuchenden Augen schaute er auf den Vater hin.

„Ja, ich kann dir aber auch nicht helfen," sagte Peter, „der Mensch ist ein Soldat und der Soldat muß exerzieren. Nicht allein mit Säbel und Gewehr, auch mit Lesen, Schreiben und Rechnen. Die Bayern und Franzosen wären uns vielleicht nie hereingekommen ins Land, wenn sie nicht besser lesen, schreiben und rechnen könnten, als wir Tiroler. Es stimmt gar nicht so schlecht, wenn man sagt, die Festungen müssen wir mit Schulbüchern aufführen."

Der Knabe nahm eines der Bücher und ging ans Fenster, wo er sich anschickte, seine Aufgabe zu machen. Peter öffnete sein Kästchen. Das war klein, aber aus braunem Holze fest gefügt, hatte ein Stahlschloß und war an den Ecken zierlich mit Messing beschlagen. Es waren Schriften drin, in welchen der Mahrwirt nun anhub zu kramen. Ein vergilbtes Blatt nahm er zuerst hervor, entfaltete es und begann bei sich halblaut zu sagen: „Unter freiem Himmel ein freies Haus. Nicht Feste und doch Burg: die Dachtraufe des Hofes Wall und Graben, den kein Fremder bewaffnet überschreiten darf ...."

„Was liest du dort, Peter?" fragte Frau Notburga.

„Das ist der Ehehaft-Taidling-Brief von meinem Heimatshause, dem Kohlhof auf dem Ritten," antwortete

Peter. „Mein liebes Weib, in Tirol war einmal eine andre Zeit, als heute.“ Er nahm einen zweiten Bogen hervor: „Hier ist der Adelsbrief derer von Mayr. Er wurde uns ausgestellt von Kaiser Karl dem Fünften, im Jahre 1555, Hans, komm einmal her, kleiner Bauerngraf du! Hier ist unser Wappen: Ein Löwe mit der Hellebarde.“

Und in der That war dem Kleinen diese Sache von größerem Interesse als sein Schulbuch, er begann den Adelsbrief zu lesen: „Wir Carl der fünffte von Gotes gnaden Römischer Kayser, zu allen Zeiten merer des Reichs, Kinig zu Germanien, zu Hispanien, baider Sicilien, Jerusalem, Hungern ꝛc. — Bekhennen offentlich mit diesem Brief vnd thuen khund allermeniglich: Wiewol wir aller und jeglicher vnserer vnd des heiligen Reichs Vnderthanen vnd getreuen Ehre, nuz vnd bestes zu betrachten vnd zu fürdern genaigt, So sein wir doch mer bewegt zu denen, die sich gegen vns vnd dem heiligen Reiche in getreuern, willigern gehorsam hatten vnd beweisen, sy mit vnseren Kayserlichen gnaden zu begaben vnd zu fürsehen; wenn wir nun goettlich angesehen vnd betracht, sollich Erbarkhait, Redlichkheit, guet Sitten, tugend vnd vernunfft, damit vnsere vnd des Reichs lieben getreuen Hanns, Melchior vnd Caspar die Mayr Gebrüder, vor vnserer Kayserlichen Majestat berüembt werden, ... darumb so haben wir mit wohlbedachtem Muet, guetem Rath vnd rechtem wissen den ... Mayrn Ihren Ehelichen Leibs Erben vnd derselben Erbens Erben, für vnd für ewige Zeiten dies Wappen Clainot verliehen ...“

Die Augen des kleinen Hans leuchteten, als er solches verständig las, aber auch die des Mahrwirts schauten nicht schläfrig, als er seine Hand nun auf die Achsel des Sohnes legte.

„Jetzt will ich's doch gleich in der Schule dem Lehrer sagen, daß wir von Adel sind!“ rief der Kleine.

„Nein, Hans,“ lachte Peter, „das brauchst du nicht zu sagen — bloß zu beweisen. Und jetzt kannst du wieder zu deinem Buche gehen.“

Der Knabe nahm sein Buch und ging hinaus.

Der Mahrwirt hob ein weiteres Blatt aus dem Kästlein. „Notburga,“ sagte er, selbes seinem Weibe hinhaltend, „kennst du das? — Das ist die schwere Kette, unter der wir zwei gar so hart keuchen,“ setzte er schalkhaft hinzu, denn es war der Eheschein des Peter Mayr, dazumal Besitzers des Wirtshauses zum weißen Kreuz bei Klausen, und der Notburga Fuchs, eheleiblichen Tochter des kunstreichen Herrn Franz Fuchs, Orgelmachers und Organisten zu Gries.

Als Peter das Blatt umwendete, sagte er: „Mein Gut ist dein Gut.“

„Das brauche ich ja nicht alles zu wissen,“ entgegnete Frau Notburga.

„Du sollst es nicht vergessen,“ versetzte Peter, weitere Papiere aus dem Kästlein hebend. „Dahier ist der Kaufbrief von unserm Mahrwirtshause. Es ist bis auf den letzten Heller bezahlt. Dahier ist eine Schuld von sechsundzwanzig Gulden an den Pferdehändler Kilian. Er ist in Welschland verstorben, seine Erben weiß ich nicht, aber wenn sie vorkommen, so gebührt ihnen das Geld. Es ist der Rest für ein gekauftes Pferd, welches den Dampf gehabt hat. Wenn der Dampf in Jahresfrist gut wird, habe ich sechsundzwanzig Gulden nachzuzahlen versprochen. Sonst ist keine Schuld.“

„Warum kommst denn auf solche Sachen, Peter?“ fragte ihn Frau Notburga.

„Weil es gut ist, Weib, wenn du von allem weißt. Die Zeiten sind unsicher. Und da mußt du auch noch herschauen.“ Er nahm ein flaches Ledertäschchen, schlug es auf, und da drin lag eine Tausendguldennote. „Das ist der Notpfennig. Ich will das Täschlein unter einer Dachschindel verstecken und du sollst dabei sein. Das Kästel mit den Papieren werden wir draußen an der Felswand vermauern.“

„Um Gotteswillen, Mann, steht es denn so schlimm?“ fragte erschrocken Frau Notburga.

Peter legte seinen Finger an den Mund und sagte leise: „Vor dem Eheweib machen wir kein Geheimnis mehr. Wir sind bereit, warten nur noch auf einige Botschaften.“

Sie schwieg. Draußen im Bodengelasse war plötzlich ein greller, kurzgebrochener Schrei. Frau Notburga legte das schlummernde Kind in das Bett und ging hinaus. Hanai die Magd stand da und lachte. „Wie ich aber jetzt erschrocken bin!“ rief sie lachend und wies mit beiden Zeigefingern gegen den dunklen Wandwinkel hin. Dort stand, auf einen langen Feuerhaken gestützt, starr und stramm eine Gestalt, welche von den scharfen Augen der Frau Notburga bald erkannt war als der Knabe.

„Was bedeutet das, Hans?“ fragte sie scharf.

Hans gab zur Antwort: „Der Löwe mit der Hellebarde.“

Ihr geht zum Sandwirt!

In denselben Tagen war es, daß eines Abends vor dem Wirtshause an der Mahr neben der Holzplanke, wo die Pferde angehängt zu werden pflegten, ein fremder junger

Menſch ſaß. Er hatte graue, ſtaubige Kleider an und über der Schulter ein Ledertäſchchen hängen; die Stiefel machten bei den Zehen ihre Schnäbel auf, wie zwei hungrige Krokodile. Das Geſicht war blaß und eingefallen, den üppigen braunen Haaren und dem Schnurrbärtchen ſah man an, daß ſie gepflegt wurden. Der Fremde ſaß zuſammengekauert auf einem Stein an der Mauer und ſchien ſehr erſchöpft zu ſein.

Die Kellnerin kam heraus und fragte ihn, was er ſchaffe.

Der junge Menſch ſchüttelte müde ſein Haupt —. er ſchaffe nichts.

Als ſpäter der Wirt das Hausthor ſchloß, ſaß der Fremde noch immer da. Alſo ging Peter mit der Laterne zu ihm und fragte: „Was iſt's denn mit Euch? Da könnt Ihr doch nicht ſitzen bleiben über Nacht.“

Der Fremde war bei dieſer Anrede aus dem Halbſchlummer aufgefahren und ſchaute betroffen auf den Mann, der ihn von dieſer Ruheſtätte verſcheuchen wollte.

„Seid Ihr krank?“ fragte ihn der Wirt.

Der Fremde ſchüttelte das Haupt.

„Warum geht Ihr nicht ins Haus? Wir haben ja Betten. Und ſolltet auch was eſſen.“

„Ich danke,“ antwortete der junge Menſch. „Ich kann wohl auch im Freien ſchlafen.“

„Im Freien? Es iſt jetzt nicht geſund im Freien, und Ihr ſcheint mir nicht der Stärkſten einer zu ſein. Geht nur mit ins Haus.“

Nach einigem Zögern geſtand der Fremde, er hätte nicht viel Geld bei ſich. Da lachte der Wirt, nahm ihn am Arm und führte ihn in die Stube. Dort ließ er ihm etwas zu eſſen und zu trinken vorſetzen; der Gaſt genoß nur wenige

Biſſen und dabei fielen ihm ſchier die Augen zu. Peter brachte ihn in eine kühle Dachkammer, wo ein reines, hochgeſchichtetes Bett ſtand, ſtellte dort die Kerze auf den Tiſch und ſagte: „Ruhet Euch nur aus. Gute Nacht.“

Am nächſten Morgen, als der Fremde gefragt wurde, was er zum Frühſtück wünſche, begehrte er allein mit dem Wirte ſprechen zu können. Er ſah heute viel friſcher aus als geſtern und ſagte, als er vor dem Mahrwirte ſtand: „Geruht hätte ich ſehr gut und möchte mich nun wieder auf die Wander machen, aber in einer Verlegenheit bin ich. Bezahlen kann ich jetzt nicht.“

Peter hielt ſeine Arme über die Bruſt gekreuzt, wie er gerne that, ſchaute faſt ernſthaft auf den jungen Mann und ſagte hernach: „Was glaubt Ihr denn eigentlich von mir? — Um Gottes willen, iſt denn das ein Spottwort? Wenn heute der Herr Jeſus bei mir einkehrt, daß er ſich in der Pilgerfahrt auf Erden ein wenig labe und ausruhe in meinem Haus: wird er beim Fortgehen in ſeinen Hoſenſack greifen, den Geldbeutel herausziehen und fragen: Wirt, was bin ich ſchuldig? Und werde ich mir fünf bayriſche Groſchen vorzählen laſſen? — Seid nicht kindiſch.“

Antwortete der Fremde nicht ohne Schalkheit: „Ich bin halt nicht der Herr Jeſus und Ihr ſeid ein Wirt an der Straßen, wo man gewöhnlich alles eher bekommen kann, als eine geſchenkte Zeche.“

„Woher und wohin denn die Reiſe, wenn man fragen darf?“

Der junge Reiſende zuckte die Achſeln: „Mir geht's halt auch nicht viel beſſer wie vielen andern.“

„Setzt Euch nur noch einmal nieder und erzählt mir Euer Anliegen. Ich glaube nicht, daß Ihr auf einer Vergnügungsreise seid.“

„Das wahrlich nicht. Mein Name ist Joseph Dörninger, bin ein Student aus Innsbruck. Mein Vater, ein Bürger dort, hat mit den Franzosen Händel gehabt; darauf hat der General Dittfurt unser Vermögen eingezogen, so daß ich meine Studien nicht mehr fortsetzen kann. Meinen Vater wollten sie hängen, aber fast vom Stricke weg hat ihn der Bauer Speckbacher entführt. Jetzt sind sie alle, auch eine Mutter habe ich noch und drei Geschwister, ins hintere Pitzthal geflohen. Ich will ihnen nach.“

„Das ist aber nicht der Weg in das hintere Pitzthal,“ bemerkte der Wirt.

„Ich will jetzt nach Bozen.“

„Was wollt Ihr denn in Bozen?“

Nun zögerte der junge Mann mit der Antwort.

„Ihr wollt mit der Sprache nicht heraus,“ sagte Peter, „da kann ich mir's schon denken. Ihr geht zum Sandwirt!“

Dörninger langte schweigend nach des Wirtes Hand; dieser reichte die Rechte hin und achtete auf die Lage des Mittelfingers. Die beiden Tiroler schauten sich fest ins Auge und verstanden sich.

„Der Sandwirt ist jetzt in Bozen, das hat mir Freund Eisenstecker geschrieben,“ sagte der Mahrwirt. „In Bereitschaft wäre alles, aber die Stunde ist noch nicht gekommen. Bleib ein paar Tage bei mir, daß du dich stärkest. Dann sollst du von hier Botschaften mitnehmen für den Hofer. Und nun wollen wir miteinander frühstücken.“

Und Joseph Dörninger, der versprengte Student, blieb etliche Tage im Wirtshause an der Mahr. Die beiden Männer waren, wenn auch unauffälligerweise, viel beisammen, und es war bald, als hätten sie sich lieb gewonnen. Manche Stunde auch saßen sie hinter verschlossener Thür und beredeten vieles. Dörninger hatte sich von seiner beschwerlichen Flucht über das Pfitschergebirge bald ganz erholt und nun zeigte es sich, daß er ein hübscher Junge war. Eines Morgens rief er die Magd Hanai und fragte, wo seine Stiefel wären.

„Der Schuster verklenkt ihnen die Mäuler," antwortete die Magd, „und ich habe Auftrag, daß ich an Euren Strümpfen dasselbe thu'. Und die Frau hat gesagt, Ihr sollet dem Wirt sein Gewand anlegen, daß man Eures derweil wieder festmachen kann." Damit raffte sie die Kleider zusammen, soweit sie nicht schon an seinem Leibe hingen, ging damit davon und in wenigen Stunden war alles heil.

Gerne that der junge Mann mit seines Gastherrn Kindern um, besonders mit dem klugen, unternehmungslustigen Hans. „Wie alt bist du?" fragte er diesen einmal.

„Zwanzig!" antwortete der Knabe. Das war um die Hälfte zu hoch gegriffen und vor dem Vater hatte er darob ein herbes Verhör zu bestehen.

„Hans, warum hast du's gesagt?"

„Weil ich kein Kind will sein, weil ich gegen die Fremden will."

„Ich will dir ein Merkzeichen geben!"

„Es war ja nur im Scherz!" wollte Dörninger beschwichtigen.

„Mit der Wahrheit gibt's keinen Scherz," wies der Wirt zurück. „Daß ich dir's nur sage, Dörninger, du bist auch nicht redlich gewesen. Du wärest auf deinem wichtigen Wege lieber verhungert, als von einem Tiroler Nahrung zu begehren. Das mußt du dir abgewöhnen, Kamerad! Wer fürs Vaterland was thut, der ist in jedes Tirolers Haus daheim. Da hat keiner was für sich allein, da ist alles gemeinsam — verstehst?"

Es kam die Zeit, da Dörninger sein Räuzlein packen mußte zur Weiterreise nach Bozen. Seine Stiefelröhren hatten beim Schuster ein doppeltes Leder bekommen und dazwischen eingenäht staken Briefe. — Da hielt vor dem Mahrwirtshaus eine vornehme Kutsche. Ein Diener und zwei fremdartig gekleidete Frauen stiegen aus, sie sprachen auch ein fremdartiges Deutsch. Die eine war jung, hatte ein sehr blasses Gesicht und ein sehr schwarzes Haar und sehr lebhafte Augen. Die andere war älter, gewöhnlicher, und mochte zu der ersteren in einem abhängigen Verhältnisse stehen. Sie traten rasch ins Haus, sie waren überaus erregt. Das wäre ein unerhörtes Land! riefen beide zu gleicher Zeit, sie seien auf der Reise nach Milano und nun seien sie unterwegs angefallen worden. Angefallen mitten im tiefsten Frieden! Weniger das bißchen Wertsachen wäre in Gefahr gewesen, als vielmehr ihre Fraulichkeiten. Nur zur Not hätten sie sich durch den braven Kutscher und die schnellen Pferde noch retten können vor den hommes dissolus.

„Das sind keine Tiroler gewesen," sagte Peter kurz.

Wer es denn sonst gewesen sein solle mitten im Lande Tirol?

„Fremde führen die Herrschaft."

„Possible!“ Möglich, daß es keine Tiroler gewesen wären, meinte die jüngere Frau, aber nun müsse es sich weisen, ob die Tiroler besser wären und wirklich ein so ritterliches Volk, wie man höre. „Wir sind hilflose Frauen und begehren Schutz!“

„In meinem Hause sollt ihr ihn haben,“ versetzte der Wirt und lüpfte sein braunes Käppchen. „Für die Straßen übernehmen wir keine Verantwortlichkeit, die gehören jetzt den Bayern und Franzosen. Zu einer solchen Zeit sollen Weibsbilder nicht reisen.“

„Im schönsten, tiefsten Frieden!“ sagte die Frau.

Der Wirt zuckte die Achseln.

„Was sollen wir machen? mon Dieu!“ rief die ältere Frau und klammerte die Finger aneinander.

Nun trat Dörninger vor, der versprengte Student aus Innsbruck. Seine Verbeugung machte er und sprach: „Ich reise nach dem Süden. So weit unser gemeinsamer Weg ist, will ich mit Ihnen sein, wenn Sie mir auf dem Wagen einen Platz anweisen wollen. Es soll Ihnen nichts geschehen. Wird das angenommen?“

Die Frauen betrachteten den jungen Mann ein Weilchen und dann sagte die eine: „Bien obligée! Wir werden außerordentlich verbunden sein.“

Das war abgemacht.

Am nächsten Morgen reiste die Gesellschaft ab. Dörninger schied vom Mahrwirtshause wie ein alter Freund, der sich nie wieder lösen wird von diesen Leuten. Im letzten Augenblicke, da die beiden Männer sich gegenüberstanden, sagten sie kein Wort mehr — nur ein fester, langer Händedruck. In der Kutsche war dem Studenten ein ziemlich

bequemer Platz angewiesen worden. Zuerst hatte er sich der älteren Dame gegenübergesetzt, später verordnete die jüngere aus Rücksicht für die größere Bequemlichkeit der Genossin, daß der Mitreisende ihr gegenüber Platz nehme. Dörninger schwieg zumeist, war ernsthaft und die Fahrt ging ruhig vor sich.

Zu Weidbruck beim Adler nahmen sie Nachtherberge. Die Einladung zu Tische nahm der Student von seinen Reisegefährten nicht an. Es war Freitag und er aß für sich eine Fastenspeise. Die Damen wollten Braten haben, zu solchem Wunsche lächelte der Adlerwirt mitleidig, ohne ihn übrigens eines Wortes zu würdigen. Also verzehrten auch sie eine Fastenspeise. Dörningers Bett stand im Nebenzimmer vom Schlafgemache der Frauen. Auf den Nachttisch legte er vor dem Schlafengehen eine geladene Pistole.

Mitten in der Nacht weckte ihn ein Schrei. Eine der Frauen hatte ihn ausgestoßen. Dörninger erfaßte die Waffe und eilte sofort ins Zimmer. Die junge Dame saß halb angekleidet auf ihrem Bette. Sie war verwirrt und gestand, daß sie einen schweren Traum gehabt habe; wieder die Wegelagerer seien ihr vorgekommen. — Sonst war es nichts und der junge Mann ging zurück in seine Kammer.

„Je suis calmée," flüsterte die junge Frau zur älteren, „ich weiß nun, daß er wachsam ist."

Am nächsten Tage auf der Weiterfahrt durch die wilden, endlos langen Schluchten des Eisack, genannt der Kuntersweg, wurde die junge Dame vertraulicher mit dem ritterlichen Reisegenossen. Schon früher hatte sie erwartet, daß er nach dem Zwecke ihrer Reise, nach ihrer Herkunft fragen

werde; da das nicht geschehen war, da der Tiroler sich so gar nicht neugierig zeigte, begann nun sie, ihn auszufragen. Er antwortete kurz. Dann hub sie an, von sich selbst zu sprechen. Es sei die erste große Reise, die sie so allein machen müsse. Sie sei aus Lothringen, einem Lande, das jenseits des Rheines liege und zum glorreichen Frankreich gehöre. Sie entstamme einer Kaufmannsfamilie, die im südlichen Frankreich Güter besitze; sie liebe aber ein außerordentliches Leben und sei mit einem Bruder, der Offizier wäre, in die Hauptstadt des Bayernlandes gekommen. Nun sei ihr Bruder nach dem Norden kommandirt worden, wo es ihr nicht gefalle, so reise sie zu Verwandten nach Milano. Das sei aber gegen den Willen des Bruders, der sie gerne an einen österreichischen General verheiratet hätte. Der General sei ihr aber schon zu ehrwürdig, und darum gehe sie nach Milano. Dort sei der Vicekönig, auch ein Bonaparte. — Als sie den Namen Bonaparte aussprach, begann ihr Auge zu lodern wie ein doppeltes Freudenfeuer. Napoleon sei ein Held, wie ihn die Welt bisher nicht gesehen. „Quel homme! — Un dieu en ciel, un roi sur la terre! Ein Gott im Himmel und ein König auf Erden! Wer hat je ein so stolzes Wort gesprochen? Er erobert die Völker, nicht um sie zu knechten, sondern um sie glücklich zu machen. Darum jubeln ihm, wohin er sich auch wende, die Menschen zu, wie dem Erlöser, und seine Soldaten lieben ihn mit einer Leidenschaft, die keine Grenzen hat. Die wenigen Thoren, die ihm entgegen sind, müssen vernichtet werden; wie gering ist ein solches Opfer im Vergleich zum großen, göttlichen Zeitalter, das eintreten wird. Dann wird es keinen Schlagbaum mehr geben zwischen den Ländern und

keinen Krieg zwiſchen den Völkern. Ein Gott im Himmel, ein König auf Erden und eine glückſelige Menſchheit!“

Erſtaunt blickte Dörninger die glühende Sprecherin an.

„Ach, Napoleon Bonaparte!“ flüſterte nun auch die ältere Dame und preßte ihre Hände an die Bruſt. „Wenn dieſer Mann, dieſer einzige Mann um den Erdball ſeinen Siegeszug macht, vraiment! ſo werfe ich mich jubelnd vor die Räder ſeines goldenen Wagens. Il serait un plaisir, de mourir sous ses pieds!“

„Und Sie?“ fragte Dörninger die junge Frau, „was würden Sie thun?“

„Unbedenklich dasſelbe, mein Herr!“ war ihre Antwort.

Er ſchwieg.

Der Weg war holperig. Der Kutſcher und der Diener auf dem Bock wurden manchmal ein wenig emporgeſchnellt und die Kniee der Inſaſſen ſtießen manchmal unwillkürlich zuſammen, ſo ſehr Dörninger ſich Mühe gab, das zu vermeiden. Die Frauen thaten mißmuthige Aeußerungen über die ſchlechten Straßen und da ſehe man wieder, wie gut es ſei, daß dieſes Tirol endlich einmal den Kulturländern einverleibt werde.

Dörninger ſchwieg.

Wiederholt begegneten ſie auf dem Wege betenden Scharen von Bauersleuten. Dieſe trugen rote Kirchenfahnen voraus, welche ſie vor jedem Kirchlein und vor jeder Kreuzſäule neigten. Sie ſangen Marienlieder, die in ihren ernſten, oft ergreifenden Tönen ſeltſam in den Felſen der Schlucht widerhallten.

Da bemerkte die jüngere Dame einmal: „Ein bigottes Volk, dieſe Tiroler! Ein verächtliches Volk!“

Der junge Mann zuckte nach rückwärts. Ihm war, als hätte er einen Schlag ins Gesicht bekommen. Ein Weilchen noch war er still, während seine Schutzbefohlenen ihrem Hohne freien Lauf ließen. Endlich unterbrach er sie. Rauh und ungefüg setzte er die Worte, indem sein Auge zu brennen begann: „Verzeihen Sie, daß Sie nicht allein sind im Wagen. Es ist nicht meine Schuld. Ein verächtliches Volk! Bigott, weil es vor Gott kniet und nicht vor einem wahnwitzigen Abenteuerer! Ich sage Ihnen das: Menschen, die betend und singend durch ihr Heimatland ziehen, fallen keinen Wanderer an und keinen Wagen auf der Straße. Aber Fremde thun das, Fremde sind gekommen, Bonapartes Knechte, um fromme Sitten auszurotten und aller Begier zu fröhnen. Diese Tiroler, starr halten sie an ihrem Herkommen, vielleicht an sinnlosem Aberglauben auch, aber die Lüge kennen sie nicht und die Treue brechen sie nicht. Allein, wenn jene hohen Herren, die ihr eigenes Land verraten und verkauft haben an den korsischen Räuberhauptmann, der in höllischem Hochmut aus seinen Grenzen bricht und die Welt mit Not und Greueln überhäuft — wenn jene noch länger blind sind, dann wird auch bei uns die Falschheit angehen; kein Gut wird mehr sicher sein in den Truhen, kein Weib vor dem Wüstling, kein Mensch vor dem Verrate seines Bruders. Hin und verflucht wird alles sein, was uns bisher stark hat gehalten und redlich — und ein Lumpenvolk wird frevlen zwischen diesen ewigen Bergen! — Napoleon! Wie beispiellos hat er Deutschland geschändet! Welch grenzenloses Unglück hat er gebracht über unser armes Tirol!“

Die Kehle krampfte es ihm zusammen, da er also

ſprach, die beiden Fäuſte ſchlug er ſich ins Angeſicht und einen ſchrilltönigen Schrei ſtieß er aus. Die beiden Frauen ſtutzten. Da ſprang er plötzlich von ſeinem Sitze auf, hob die Rechte zur Fauſt geballt gegen den Himmel und rief: „Bei unſerm gekreuzigten Heiland, es kommt die Rache!“

Die Frauen zuckten zuſammen und wimmerten: „Nous sommes perdues!“

Als Dörninger ſich ein wenig gefaßt hatte, blickte er mit verachtendem Auge und ſagte bitter lachend: „Fürchten Sie nichts. Höflich und ſchmeichelnd, wie es der Welſchen Art, kann ich meine Rede nicht ſetzen. Aber was ich verſprochen habe, das ſoll gehalten ſein. Sie ſind zwei arme Weiber und in meiner Gegenwart wird Ihnen nichts geſchehen.“

Da ſchlugen ſie ihre Augen nieder und die jüngere beſonders war insgeheim empört über dieſe Demütigung. Kein Wort ſagten ſie mehr gegen Land und Volk. Alles ſchwieg und nichts hörte man, als das Rollen der Räder, das Traben der Pferde und das Rauſchen des wilden Waſſers. Endlich kamen ſie nach Bozen, in die alte Stadt auf dem traubenprangenden Gelände der Etſch, wo in beſonntem Verſtecke ſchon der Lorbeer grünt und die Palme. Darob erſtaunten die Frauen aus Lothringen, und ſie hätten jetzt das Land wahrſcheinlich gerne gelobt, wenn es der Trotz geſtattet haben würde.

Zu Bozen empfahl Dörninger die weiblichen Reiſenden dem Schutze eines tiroliſchen Pferdehändlers, der mit ſeinem Wägelein gegen Trient fuhr. In Trient würden die Frauen ſchon auf Landsleute ſtoßen, denen ſie ſich anvertrauen könnten für die weitere Reiſe.

Kurz und gemeſſen gab Dörninger dieſen Rathſchlag. Als er noch am Straßenrande ſtand, trat die jüngere Dame einen Schritt hin gegen ihn und zögernd flüſterte ſie: „Monsieur!“

Er hörte es nicht.

„Mein Herr!“ wiederholte ſie.

Er wendete ſich um.

Da ſagte die Dame in einem faſt innigen Tone: „Verzeihen Sie mir! Scheiden Sie freundlicher von uns, denn wir ſind Ihnen tauſend Dank ſchuldig.“

„Glück auf die Reiſe!“ antwortete der junge Mann und ſchwenkte ſeinen Hut zum letzten Gruße.

„Na, wollt's mit, ſo iſt's Zeit!“ drängte der dicke Pferdehändler. Er fuhr ſchon voraus. Die Frauen ſtiegen in ihren Wagen. Joſeph Dörninger hörte ihn davonrollen, aber er blickte nicht hin. Erſt als das Rollen verhallt war, ſchaute er hin, auf der Straße war eine weiße Staubwolke, ſonſt ſah er nichts. Dann lenkte er ſeine Schritte, um den Saudwirt zu ſuchen.

Bei dem Faulenzen wird man verdammt müde!

Wieder im lachenden Brixnerthale.

Wie ein Netz war es gezogen über die weite ländliche Fläche hin. In unzähligen Reihen ſtanden Stangen aufrecht, darüber lagen Stangen wagerecht, ein unendliches Gitterwerk; daran rankten ſich aufrecht und wagerecht hin die

hellgrünen Reben des Weines. Die Trauben daran begannen schon zu blauen.

In den Gründen dieses ungeheuren Netzes, wo sonst die Grillen zirpen, war jetzt das Trillern einer menschlichen Stimme zu hören, in weichen melodischen Tönen sang sie, dann ein hell ausgestoßenes Jauchzen — dann Stille.

Ueber der Gegend lag heißer, veilchenblauer Hochsommerhimmel, ganz wolkenlos und leblos. Auf den hohen Almen, in den Schründen der blauenden Wände war zu solcher Jahreszeit der letzte Rest von Schnee verschwunden und die glasblauen Tafeln, die in den Hochmulden lagen, waren ehern wie Gestein, waren die ewigen Gletscher, die keine Sonnenglut vermag zu lösen. Die Dörfer, welche an den grünenden Sockeln der Berge klebten, lagen wie ausgestorben, die Türme, die so schlank und spitz gegen den Himmel ragten, hatten keinen Glockenklang zu solcher Stunde, denn alles war in Ruhe. Es war die grelle heiße Nacht des Hochsommermittags.

Und im grünen Rebennetze sang doch etwas. Ein gar minnig, schalkhaft Lied ward vernehmbar, und wenn schon der Sang nicht wiedergegeben werden kann, weil der in die weichen Himmelslüfte aufstieg, das Wort ist uns doch geblieben:

„Mein Dirndl hat a Kinn,
Wo a Grübabei is drin;
Und ih kann's gar nit sag'n,
Wia guat ih dir bin,
Wia guat ih, wia guat ih,
Wia guat ih dir bin.

Dein Grübabei, liabs Dirndl,
Das is schon a Pracht,
Ih bitt dih, gib nur auf

Dein Grüabei ſchön acht,
Auf dein Grüabei, dein Grüabei,
Dein Grüabei ſchön acht!"

Da will man doch einmal näher hingucken. Ein junger Burſche war's, der im Schatten des Weinlaubes auf dem Raſen lag. Eine weite blaue Leinwandhoſe und ein grobes Hemd, ſonſt hatte er nichts am Leibe. Seine breitgewölbte Bruſt, ſein rundes, noch bartloſes Geſicht war bräunlich gefärbt, wie Wecken, wenn ſie friſch aus dem Ofen kommen; das ſchwarze, wildquellende Haar krauſte ſeine Ringellocken herab über die Stirn, faſt bis an das große weichſelbraune Auge, deſſen Wimpern ſo lang und kräftig waren, daß er mit denſelben die zudringlichen Haarlocken zurückſchlagen konnte. Er blinzelte auch in einemfort während des Geſanges. Die Arme als Kiſſen unter dem Haupte, den linken Fuß ausgeſtreckt, den rechten in einem Knie gegen den Himmel gereckt, ſo lag er da und ſo trillerte er. Neben ſich am Stab hatte er eine Guitarre lehnen, doch ſchien es ihm zu mühſam zu ſein, mit deren Saiten den Sang zu begleiten.

Er wußte wohl, wem ſeine Lockrufe galten. Derſelbigen galten ſie, die dort vom Mahrwirtshauſe herüber am Berghange unter den Kaſtanien ſaß. Sie hatte etwas über das Knie gelegt und an dem that ſie nähen. Wenn ſie ſich ohnehin keine Raſt gönnt an dieſem Sonntage nach dem Gottesdienſt, warum ſoll ſie nicht zu ihm ins Weinlaub kommen!

Jetzt müſſen wir auch dieſelbige näher anſehen, die unter den Kaſtanien ſaß. Auch ſie hatte nicht mehr an als ein blaues Kittelchen und ein weißes Hemd, welches den Buſen leicht umſpannte; aber ſie hatte kein

braunes Geſicht, ſondern ein rotblühendes, und hatte kein ſchwarzes Haar, ſondern ein flachſiges rötlich ſchimmerndes, das glatt gekämmt und geſcheitelt war und hinterwärts in einem Knollen ohne viel Zier zuſammengebunden. An ihren Augen konnten einem keine Weichſeln einfallen, weit eher friſche, ganz waſſerfriſche Vergißmeinnichtblümlein. Der Mund unter der gar nicht zu geringfügigen Stumpfnaſe hatte ſchmale Lippen und ließ die obere Zahnreihe ein wenig ſehen. Man konnte die Magd Hanai vom Mahrwirtshauſe gerade nicht ſchön nennen, aber kernfriſch, und im rundlichen Kinn hatte ſie richtig das Grübchen.

Der Burſche unter dem Weinlaub fuhr in ſeinem Sange fort:

„Hätt' jungſt a Heirat kriagt,
Drin in der Stadt,
Aber ih hab's nit mög'n,
Weil's ka Grüabei g'habt hat,
Ka Grüabei, ka Grüabei,
Ka Grüabei g'habt hat."

Der Lotter iſt's der Tonele! — dachte ſich das Mädchen, als es ſolchen Geſang vernommen. — Soll ſie hinabgehen? Soll ſie ihn fragen, ob er denn kein andres Lied wiſſe zur Sonntagsheiligung? Ein rechtes Elend mit dieſem Menſchen. Stromert in der Gegend umher und thut nichts, als mit der Klampfen klimpern und Schelmenlieder ſingen. Und was für Schelmenlieder? gottloſe, ſpottſchlechte. daß einem oft der Greuel über den Buckel geht, weit hinab! — Man kann ihm ſonſt aber nicht feind ſein, er hat's halt einmal ſo. Austreiben ſollt' man ihm's. Natürlich, nachlaufen! Nachlaufen wird man ihm! Da kann der Tonele wohl ſo lang liegen im Wein, bis ihm das Laub über und über

auf dem Buckel wachst. Einmal wird er sie schon kriegen, die Metten, für seine Leichtsinnigkeit, daß er ordentlich wird! — Gott, wenn dieser schöne, lustige Mensch auch noch ordentlich wär! — Da bliebe von ihm wohl nicht viel übrig für unsereine, da thäten ihn die vornehmen Brixner Mädeln auffressen bei Putz und Stingel! Diese Kurse biege ich mir selber, wie ich sie haben will. Singe nur, Tonele! krieg' ich dich erst einmal unter die Hände, ich will dich schon herrichten!

Solche Gedanken hatte sie, die emsige Näherin unter den Kastanien. Das Denken ist ihr freies Belieben, nähen aber muß sie. Der Sonntagnachmittag gehört ihr, daß sie sich das Gewand ausflicke, geflickt trägt man es länger, als neu! Dann hat sie für die Kühe und Schafe im Stall zu sorgen, für die Wiese, und wenn ihr auch für den Garten manchmal ein Stündel Zeit bleibt, so ist es ihr der Frau Notburga wegen lieb, der sie gern überall freiwillig zu Handen ist. Zu Brixen oben hatte man einmal eine Kellnerin machen wollen aus der kleinen Magd Hanai. Solches wäre das Rechte gewesen bei diesen herlebigen Mannsleuten, wenn sie einen Krug zuviel getrunken haben! Daß sie noch Lust haben für so Dummheiten bei der jetzigen Zeit! Sich den Kratzbart ins Gesicht reiben lassen! das mag sie nicht. Wenn sie einmal einen Liebsten hat, Kratzbart darf er keinen haben und im Weinlaub liegen darf er auch nicht.

So schön, jetzt kraucht er hervor. Jetzt steht er auf. Drei ganze Vaterunser könnte eins beten, bis der fertig wird mit dem Aufstehen. Nun, dafür steht er aber jetzt auch und hebt sogar an, gegen die Kastanien zu gehen. Ganz

gelenkig geht er daher, lauft ſogar. Wer ſo flinke Glieder hat, der ſollte doch was arbeiten.

„Hanai, Hanai!“ rief er ihr entgegen, der Schwarze der Blonden, „wenn du wüßteſt, Hanai, wenn du wüßteſt!“

„Was willſt denn, was ſoll ich denn ſchon wieder wiſſen?“ fragte die junge Magd.

„Wie gut man unter dem Weinlaub raſten kann!“

„Verſteht ſich, raſten! Wirſt freilich recht müd worden ſein über die lange Wochen beim Faulenzen!“

„Du Hanai! glaub mir!“ rief er mit einer munteren Ernſthaftigkeit, „bei dem Umherfaulenzen auf der Welt wird man verdammt müd'!“

„Auch noch fluchen dabei, natürlich! Und biſt heute gewiß in keiner Kirchen geweſt, weil du deine ſaubern Meß-geſänge unter den Reben ſingſt.“

„O Hanai, Hanai!“ rief er luſtig, „kann ſie wohl auch unter den Kaſtanien ſingen:

Und wenn ih ſo dürft',
Grad ganz nach mein' Will'n,
So that ih dei Grüabei
Mit Buſſerln ausfüll'n,
Mit Buſſerln, mit Buſſerln,
Mit Buſſerln ausfüll'n!“

Darauf ſchwieg die Hanai mäuschenſtill und nähte und ſchaute ſcharf auf ihr Nähen und als ſich der Zwirn knotete, fuhr ſie faſt zornig mit den Fingern glättend darüber hin.

„Anton!“ ſagte ſie endlich. Das zweite Mal mußte ſie es wiederholen: „Anton!“

„Rufeſt du mich?“ fragte er.

„Wen denn?“

„Ich bin kein Anton, meine liebeſte Hanai," verſetzte er. „Der Name iſt zu herriſch und zu langweilig für einen Spielmann. Als Anton bin ich einmal ins Waſſer geworfen worden, ſeitdem mag ich ihn nicht mehr. Ich bin der Tonele, der Gurgler-Tonele, der Klampfen-Tonele — wie du willſt."

„Laß einmal ernſterweiſe mit dir reden, Tonele," ſagte die Magd. „Gurgler-Tonele oder Klampfen-Tonele, ich begreife dich nicht. Schau, ein Mannsbild! Wenn ich ein Mannsbild wäre wie du!"

„Nun, was wäre da lauter? Thäten jetzt unter den Kaſtanien zwei Mannsbilder beieinandſitzen — was weiter?"

„Wenn ich ein Mannsbild wäre wie du!"

„Was thäteſt denn nachher? Was wollteſt denn Beſſeres thun als Weiberleut' gern haben!"

„Ja, pfeifen!" ſagte ſie und nadelte.

„Auch Muſikant?"

„Tonele, iſt mit dir denn gar kein geſcheites Wort zu reden! — Haſt es ſchon gehört, daß das Ritterfräulein wieder weint?"

„Was für ein Ritterfräulein?" fragte der Burſche.

„Das Ritterfräulein in dem alten G'ſchloß Stein auf dem Ritten. Allemal um drei Uhr nachmittags, wenn du willſt loſen gehen, kannſt ſie hören, herzbrecheriſch thut ſie weinen."

„Ja, warum denn?" fragte der Tonele.

„Wer kann's wiſſen!" ſagte die Magd, und ſagte es mit einem Seufzer. „Geſchehen wird halt was. Eh vor Zeiten iſt's ſo geweſen, wenn man das Fräulein auf dem Steiner-G'ſchloß hat weinen gehört, da hat ſich nachher alle-

mal was zugetragen. Im Fünferjahr, wie die Franzoſen das erſte Mal ſind gekommen, hat ſie auch geweint. Ja, du lachſt!"

„Freilich, weil andre Leute auch geweint haben im Fünferjahr."

„Und früher hat ſie jahrelang fort geweint, und was geſchieht? Der Bonaparte hat den heiligen Vater in Gefangenſchaft führen laſſen. Ehevor in Frankreich der wilde Aufruhr iſt ausgebrochen, wo ſie vieltauſend Menſchenköpfe nur ſo mit der Köpfmaſchine haben abſchlagen laſſen, da hat das Fräulein auch jämmerlich geweint. Mein Oheim, der Hollerſchmied, hat's ſelber gehört und oftmals davon erzählt. Und jetzt wieder, ſchon ſeit einem halben Jahr, und kein Menſch weiß warum. Eine Bedeutung wird's wohl haben, weiß Gott, was geſchieht, es iſt ganz unheimlich jetzt auf der Welt."

„Da möcht' ich's probieren gehen und dem Schloßfräulein was Luſtiges vormachen."

„Ja, probier's nur. Ein Geiſt läßt mit ſich nit ſpotten."

„Ein Geiſt wär's!" liſpelte der Tonele, „du Hanai, da will ich ſchon lieber nicht ins G'ſchloß gehen. Da bleib ich lieber bei dir."

Er legte ſich zu ihren Füßen hin und ſchaute mit gutmüthigen, immerfort blinzelnden Augen zu ihr auf. Da warf ſie plötzlich ihr Nähzeug von ſich, ſprang von ihrem Sitze empor und ſagte: „Grauſen thut mir! Schämſt du dich denn gar nit, Toni! Iſt der Feind mitten im Land, und du, ein junger, ſtarker Menſch, lungerſt müßig umher,

thuſt nichts als das Obſt von den Bäumen naſchen, auf der Klampfen klimpern und an die Weibsbilder denken."

Auf ſolchen Vorwurf war der Burſche höchlich überraſcht. „An was ſoll man denn ſonſt denken?" fragte er.

„An die Bayern, du Tropf! An die Franzoſen! Da haſt du zu denken genug. Und mit der Hand denken, nicht juſt mit dem Kopf, oder gar mit der Feder, wie die Stadtherren. Beſſer mußt denken, mit dem Stutzen in der Hand mußt denken."

„Ah freilich, ich werd' Leut' derſchießen!" rief der Tonele abwehrend. „Werd' mich hinſtellen vor die Bayernkugeln. Thät mir wohl leid um mein junges Leben. Sollen machen, was ſie wollen, mich geht's nichts an."

Faſt erſchrak er über den ingrimmigen Blick, den die Hanai ihm jetzt zugeſchleudert. Aber nur einen Augenblick war dieſer Blick ingrimmig, dann wurde er mitleidig. — Ihn geht's nichts an. Das Tirolerland richten ſie zu ſchanden und ihn geht's nichts an!

„Das Heimatland!" ſchrie ſie auf, und da gab's ihr Stöße inwendig in der Bruſt.

Jetzt wurde auch der Burſche ernſthaft, ſein Angeſicht faſt traurig. „Heimatland?" ſagte er. „Ich habe keins. Ich hab' als neugebornes Kind ſchon laufen müſſen. Freilich auf der Mutter Füßen — vom Oetzthal herab. Meine Mutter iſt an der Kirchenthür zu Saukt Jakob geſtorben. Wo es doch ſo viele Glockentürme gibt in Tirol, wie ſie meine Mutter haben in die Gruben geworfen, hat's in keinem geläutet. Dann nachher, dann nachher . . . Ach weg, ich mag nit daran denken. Hanai!" Schier wie drohend ſprang er auf und ſtellte ſich mit geballter Fauſt vor die junge Magd.

„Was gönnſt du mir meine Luſtigkeit nit! Die einzige Gottesgab', die mein iſt. Das biſſel Singen und Muſicieren! Geh, Hanai, red' nit immer ſo und laß mir die Freud', ſchau, hat ja kein Menſch einen Schaden davon. Wo alles jetzt flucht und ſchreit und weint! Es muß ja doch auch wer ſein, der ein Tirolerliedl ſingt. Gerade beim Singen habe ich das Tirol noch am liebſten."

Sie, die Hanai, haſchte jetzt nach ſeiner Fauſt, die im Augenblick ſich löſte zur weichen, offenen Hand, und ſie ſprach ganz anders, als ſonſt ihre Art war: „Tonele, ſo habe ich's nie geſehen, als jetzt. Du armer Menſch! Du armer Menſch! Und ſo viel höher ſtehſt, als andre. Andre müßten verzagen, wenn ſie ſo arm wären wie du. Keine gute Kindeszeit mußt du gehabt haben. Erzähle mir doch einmal davon."

„Hanai, ich will's dir ſchon einmal erzählen. Heute nicht, heute iſt Sonntag, heut will ich luſtig ſein. Hanai, laß mir doch mein Luſtigſein!"

„Kind Gottes!" rief ſie, „das will ich dir ja gern laſſen. Kann mir's ſelber nimmer anders denken, als daß Gott dich recht muß lieb haben, daß er dir ein ſo leichtes Herz geſchenkt und deswegen ſollſt du ihn auch lieb haben, er wird dir noch einmal was Beſſeres geben, als was du jetzt haſt."

„Und glaubſt du, Hanai, daß er mir auch einmal ein liebes Weibel gibt?"

„Das wird er gewiß ſehr gern thun," antwortete ſie, „den Männern gibt er ſo was ja ganz gern, mußt halt einer ſein. Und mußt für Gott aufſtehen. Haſt vom Antichriſt noch nichts gehört?"

„Was? Wer? der Antichriſt? Ah, ich weiß ſchon, das iſt der, der die Kirchen niederreißt und die Chriſten martert.“

„Gut weißt es, brav iſt, Tonele, und ſchau, deswegen gehen dich die Bayern und die Franzoſen doch was an. Die ſind ja der Antichriſt. Weißt doch, wie ſie unſern lieben Pfarrer eingefangen und fortgetrieben haben! Wie ſie das ſilberne Kruzifix am Hochaltar dem Juden verkauften! Wie die Franzoſen zu Saukt Barbara oben gar mit der heiligen Hoſtie Schimpf und Spott getrieben haben! Du weißt es ja. Ein Schandmenſch, der da zuſchauen kann und nit dreinſchlagt, die ſchlechteſten Namen ſollte man ihm ins Geſicht ſpucken. Alles, was Hoſen tragt in Tirol, ſollte jetzt mit dem Gewehr ausrucken.“

Auf ſolches entgegnete der hartgeſottene Tonele: „Ihr Weibsleut' habt leicht reden. Ihr verſpürt nicht viel davon, wenn einem Soldaten eine Kugel in den Schädel fliegt oder ein langer Spieß in die Bruſt geſtochen wird.“

Kaum hatte der Burſche das Wort geſagt, da packte ihn die junge Magd bei den Bruſtfalten des Hemdes, rüttelte ihn und ſprach: „Toni, ſchau mich an! Schau mich an! Bin ich ein Mannsbild oder ein Weibsbild?“

„He, he,“ lachte er und ſchaute ſie ſchalkhaft an.

„Glaubſt du,“ fuhr ſie fort, „daß ich daheim bleibe und mein Haar ſträhle, dieweilen das Mannsvolk vor dem Feind ſteht? Wir gehen alle. Und wenn uns Weiberleuten ſchon kein Schlagprügel und kein Stutzen mehr übrig bleibt, mir iſt alles eins, ich ruck' mit der Miſtgabel aus. Vor die Kirchenthür ſtell' ich mich und renn' jedem Welſchenhund, der hinein will, auf einmal drei Löcher in den Bauch. Und wenn's ernſt wird, Toni, und ich finde dich anſtatt auf dem

Schlachtfeld unter dem Weinlaub, nachher — nachher ſollſt auch du meine Gabel koſten."

„Und wenn ich auf dem Schlachtfeld ſteh' und Franzoſen derſchieße? Was krieg' ich nachher zu Lohn?"

„Den Himmel, wenn du gefallen biſt."

„Und wenn ich nit gefallen bin?"

„Das Heimatland Tirol."

Alſo ſprachen ſie miteinander. Und wie ſie ſo geredet hatten, wurde die Magd wieder ganz weichmütig und ſagte:

„Schau, Tonele, du haſt keine Heimat, ſagſt. Und wahr iſt's, du haſt auch keine. Wie du jetzt biſt und nichts nutzeſt, haſt auch keine. Aber paß auf, von dem Tag an, wo du für Tirol deinen Tropfen Blut haſt verſpritzt, von dem Tag an haſt ein Heimatland und glückſelig wirſt es verſpüren und mit Freud und Stolz wirſt ein Tiroler ſein."

Der Burſche ſchmiegte ſich an die Magd hin und ſagte mit ganz leiſer, zitternder Stimme: „Schier warm wird einem bei deinem Reden. Der Pfarrer kann's nit ſo. Du biſt eine ganz Beſondere, das habe ich mir ja immer gedacht. Hanai, dir zulieb, wenn's ernſt wird gegen die Fremden, ich gehe mit."

„Und ernſt wird's!"

„Ich gehe mit," ſagte der Tonele, „wenn ich nur ſchon einen Stutzen hätt!"

Die Hanai fuhr ſich raſch in den Kittelſack, zog einen ledernen Beutel heraus, neſtelte den Bindriemen auseinander und klebelte einige Silbermünzen hervor. „Bayriſch Geld. Gerad geſtern hat mir's der Mahrwirt als Leihkauf gegeben fürs nächſte Dienſtjahr. Ich brauch im Sack kein

bayriſch Geld, iſt juſt gut genug, daß du dir davon einen Kugelſtutzen kaufen kannſt. Nimm den Bettel."

„Kaufen, meinſt? Einen Kugelſtutzen? Wenn ich aber nit ſchießen kann!"

„Auf der Kreuzwirtalm im Eiskar wird ſcheibengeſchoſſen. Geh hinauf und lern's! Lernſt es nit, ſo wirſt es von ſelber können, wenn du vor dem Feind ſtehſt; ſchießen iſt keine Kunſt. — Na, Toni, jetzt kannſt ſchon gehen."

Er blieb immer noch vor ihr ſtehen und endlich ſagte er — gar züchtiglich und ſchüchtern ſagte er's — indem er unverwandt auf ihr Grübchen am Kinn blickte: „Hanai! Nimmſt mich nachher?"

Sie antwortete: „Erſt zeige, daß du ein Mann biſt, nachher kannſt wieder anfragen."

Zu gratulieren iſt und ich bekomme zwei Groſchen!

Vor dem Mahrwirtshauſe ſaßen etliche bayriſche Offiziere und tranken Wein. Drinnen in der Stube gabs Bauern, ſo war den Herren die Luft zu ſchlecht geweſen und ſie hatten ſich einen Tiſch heraustragen laſſen unter die Kaſtanien. Sie waren wohlbewaffnet, hatten nebſt den zierlichen Säbeln auch kurze Schießrohre bei ſich. Der Wirt ſaß drinnen bei ſeinen Landsleuten und berichtete, daß in dieſem Herbſte ein guter Tirolerwein reifen würde. Allerorts ſtänden die Reben gut.

„Gott gebe es!“ verſetzten die Gäſte, denn ſie verſtanden, was der Mahrwirt meinte.

Da wurde dieſer hinausgerufen. Die Herren Offiziere wünſchten mit ihm zu ſprechen. Peter ging hinaus, lüpfte ſein Käpplein und fragte: „Was ſteht den Herren zu Dienſten?“

„Wirt, Er kann ein Geſchäft machen,“ redete ihn einer der Herren an.

„Iſt mir nicht zuwider,“ antwortete Peter.

„Er hat ein paar große Stuben und einen leidlichen Trunk. Am nächſten Samstag wollen wir in dieſem Hauſe einen Offiziersball abhalten.“

„Am nächſten Samstag — in meinem Hauſe — einen Offiziersball —?“ wiederholte der Wirt. Das war ihm etwas ſo Neues, daß er's kaum klar zu denken vermochte.

„Sorge Er für Speiſe und Trank auf ſiebzig bis achtzig Perſonen. Muſik iſt von uns beſtellt. Um ſieben Uhr abends erſcheinen die Gäſte.“

Da ſagte Peter: „Am Samstag ein Ball? Meine Herren, das wird halt wohl nicht gehen. Seit dieſes Haus ſteht, iſt an einem Samstage darin nicht ein Schritt getanzt worden. Wir katholiſche Chriſten halten dieſen Tag unſrer lieben Frau zu Ehren. Auch iſt Faſttag.“

„Das hat Ihn nicht zu bekümmern,“ ſchnauzte der Offizier. „Er hat die Sachen zu beſorgen, alles andre werden ſchon wir verantworten.“

Der Mahrwirt fühlte, wie es in ihm zu kochen begann, doch blieb er gelaſſen.

„Da müſſen die Herren ſchon zu einem andern Wirt gehen,“ ſagte er, „muß bedauern, ich kann nicht dienen.“

Die Offiziere ſchauten ihn eine Weile ſprachlos an. „Widerſpenſtig,“ murmelte endlich der Hauptmann, „Teufel hinein, das wollen wir doch ſehen! Wirt! Wenn am nächſten Sonnabend Schlag ſieben nicht alles bereit iſt, ſo raucht am Sonntage dahier eine Brandſtatt!“

Peter zuckte die Achſeln.

Die Straße heran kam ein bayriſcher Briefbote, er ging auf den Wirt los, ſchlug ſeine Ledertaſche auf und zog ein Schreiben hervor: „An Herrn Peter Mayr, Wirt an der Mahr bei Brixen.“

Peter, als er den Brief in Empfang nahm, deutete finſter auf das erbrochene und ungeſchickt wieder verklebte Siegel. Der Bote ſchupfte eine Schulter. „Zu gratulieren iſt,“ ſagte er, „und ich bekomme zwei Groſchen.“

„Wofür? Der Brief iſt ja in ſeinem Aufgabsorte Bozen bezahlt worden.“

„Ich bekomme zwei Groſchen!“ wiederholte der Bote.

Peter warf ihm zwei bayriſche Groſchen zu und kehrte ſich ab. Der Briefbote haſchte nach dem Gelde, prüfte es auf ſeine Echtheit und trottete ſeines Weges.

Der Hauptmann ſtand auf. „Will doch wiſſen, was der Herr Tiroler für Correſpondenzen hat!“ Mit dieſen Worten riß er dem Wirte das Schreiben aus der Hand. Peter wollte ſich wehren, ſie ſtießen ihn zurück und erklärten ſich, „in Anſehung der häufig vorkommenden heimlichen Umtriebe“ für ermächtigt, Privatbriefe aufzufangen.

„Ein Geſchäftsbrief iſt es in der That nicht,“ ſagte der Hauptmann, als er das Papier entfaltet hatte. Raſch durchflog er das Schreiben. „Sippſchaften. Eine Heirats-

geschichte," murmelte er in wegwerfendem Tone und das Papier flatterte seinem Eigenthümer zu.

Peter ging in das Haus, in die obere Stube, dort las er den Brief. Dabei wurde es auf seinem finstern Gesichte seltsam licht und als er zu Ende gelesen, aufmerksam manche Stellen sogar wiederholt hatte, sagte er schmunzelnd vor sich hin: „Der Brief ist mehr als zwei Groschen wert."

„Hast du eine Neuigkeit, Peter?" fragte Frau Notburga, die an der Wäschlade beschäftigt war.

„Du sollst bald davon hören," antwortete Peter, „jetzt muß ich eilends fort nach Brixen. Sollte der Griesacher kommen, oder der Eisenstecken, oder von den andern einer, so sage, beim Kreuzwirt zu Brixen können sie mich finden. Sollte ich heute nicht nach Hause kommen, so paß auf, daß mit Licht niemand in den Keller geht; du weißt, wo das Pulverfaß vergraben ist. Du wirst alles erfahren."

Seine Erregung war nicht gering, doch als er zur Thür hinausgetreten war, schritt er mit seinen gewohnten großen Schritten gelassen dahin. An der Eisackbrücke begegnete ihm schon der Knecht des Kreuzwirtes zu Brixen mit der Botschaft, der Mahrwirt möge eilends kommen, die Männer seien versammelt.

Sie waren versammelt beim Kreuzwirt in der Geschirrkammer des Pferdestalles. Sie hatten schon Wind von dem Briefe des Mahrwirtes, der Kreuzwirt hatte aus Bozen nur die wenigen Worte empfangen: „Näheres beim Mayr, der die Hochzeitsanzeige gleichzeitig empfangen wird."

Das Schreiben, welches Peter Mayr erhalten, war aus Oesterreich, adressiert an den Kaffeesieder Nessing in Bozen,

wohl sehr verspätet dorthin gelangt und dann vervielfältigt weiter geschickt in die Thäler des südlichen Tirols. Der Brief lautete also:

„Lieber Herr Vetter!

Doch endlich einmal hat sich der Liebhaber entschlossen, in Kürze seine Braut abzuholen. Gestern ging ich zu ihm mit dem betrübten Schreiben der Braut. Er sprang mir freudig entgegen und fragte, ob der Brautvater nicht hier sei. Nein, sagte ich, und gab ihm den Brief. Er las und schüttelte wild den Kopf. Was kann ich dafür, sagte er, daß ich die Erlaubnis zu heiraten bisher nicht erhalten habe! Desto besser wird sich die Braut nach so langem Dulden und Schmachten auf ihre Erlösung freuen. Der Bräutigam ersuchte mich also, dem Vater der Braut sogleich zu schreiben und ihn samt seinen lieben Brüdern im Etschland, im Eisackthal, auch die vom Innthal zu verständigen. Herr Vetter, mach deine Sache gut, bereite die Gäste zur Hochzeit. Dein Kuppelpelz ist schon in der Arbeit. Es ist die höchste Zeit. Der Bräutigam wird in kurzem nach Grätz gehen, seine Kleinodien zusammenrichten und nachher seine Braut abholen. Auch seine Leute wird er mitbringen. Näheres kann der Brautvater, der Bärtige, in Klagenfurt auf der Post erfahren. Nur so schleunig als möglich und alle verständigen, daß sie ihr Tanz-Gewand herrichten. Aufkündung von der Kanzel schon in den nächsten Tagen. Neues gibt es hier gar nichts, als daß die Spanier geschlagen sein sollen. Die Franzosen sind doch brave, wackere Krieger. Gott gebe unserm Brautpaar Glück und Segen. Der Frau Muhme,

dem Brautvater, dem Jäger-Peter und allen einen schönen Gruß. Der Jäger-Peter wird Brautführer sein.

In Brüderlichkeit

Joseph Steger.

Villach. Im Erntemonat 1809."

Als dieses Schreiben vorgelesen war, atmeten die Männer auf. Sie hatten es erwartet und verstanden. — Und solchen Brief hatte vor dem Mahrwirtshause drüben der bayrische Offizier gelesen. Wenn dieser hätte wissen können, was das Schreiben bedeutet! Die Braut war das Volk von Tirol; der Bräutigam war Erzherzog Johann von Oesterreich: „seine Leute", das waren die österreichischen Truppen; der Brautvater, der Bärtige, war Hofer der Sandwirt von Passeier; das Hochzeitsgewand war die Rüstung; das Aufkünden von der Kanzel war die Angriffsordre; die Hochzeit war der Sieg gegen die Bayern und Franzosen; die lieben Brüder im Etschland, im Eisack- und Innthal waren die Anführer, und der Jäger-Peter endlich war Peter Mayr, der Wirt an der Mahr.

Sippschaften! hatte der Bayer gesagt. Zu gratulieren sei und er bekomme zwei Groschen! hatte der Briefbote gehöhnt. Wenn Zeit zum Lachen gewesen wäre, so hätten die Männer jetzt gelacht. Sie blieben ernst, doch alle waren in einer festlichen Stimmung. Obzwar seit Wochen alles insgeheim verständigt worden, waren sie doch nicht sicher gewesen darüber, ob Oesterreich mithalte. Jetzt wußten sie's.

Peter steckte den Brief zu sich und sagte: „Ich bin bereit. In der Muhrschlucht sind dreihundert Gewehre ver-

ſteckt. Pulver und Blei iſt an unterſchiedlichen Orten verteilt; für den Anfang finden wir genug in der kluftigen Wand bei den obern Stockhütten. Im ganzen Eiſackthal von Sterzing bis Bozen wartet man ſtündlich auf das Zeichen. Mit den Etſchthalern und Vintſchgauern wird der Sandwirt ausrücken."

„Der Sandwirt geht morgen über den Jaufen," wußte der Kreuzwirt von Brixen zu berichten. „Es geht vor und hinter dem Brenner gleichzeitig los."

„Wenn nur auch die Puſterthaler fertig ſind," gab der Griesacher aus Sarns zu bedenken. „Die gehen alleweil nur auf Wallfahrten um."

„Durchs Puſterthal kommen ja die Oeſterreicher," verſetzte der Kreuzwirt, „die werden die Wallfahrerſcharen ſchon mitnehmen."

„Ich dank' ſchön für Kameraden, die anſtatt mit dem Stutzen mit der Beten fechten wollen," ſagte der Griesacher. „Die Puſterthaler wollen alles mit der Bittfahrt ausrichten."

„Mit dem Beten allein richtet man nichts und mit dem Stutzen allein auch nichts," ſagte Peter. „Die Heiligen Gottes und die Tiroler müſſen zuſammenhalten."

Jetzt entſtand drin im Hauſe Lärm und der Kreuzwirt wurde gerufen. Bald ſtand dieſer in der Schenkſtube bei fluchenden Bayern und polternden Tirolern. Es war ſchon dunkel geworden und der Wirt that, als ob er nur gekommen wäre, die Talgkerze anzuzünden.

Streit war ausgebrochen.

„Wenn ein bayriſcher Freimaurer auf der Kanzel ſteht,

da geh' ich nit in die Kirche," hatte ein Bauer gerufen, „und von Bütteln laſſ' ich mich nit hineintreiben!"

Darauf der Meßner von Sankt Jakob: „Wenn ſie unſern Pfarrer umgebracht haben, nachher! nachher!" Er hob die geballten Fäuſte.

Einer der bayriſchen Soldaten faßte ihn am Arm und fragte: „Was nachher? — Mein lieber Kirchenknecht, du wirſt morgen die blau-weiße Fahne auf deinen Kirchturm ſtecken!"

„Ich? den bayriſchen Fetzen?" begehrte der Meßner auf. „Bei den heiligen vierzig Märtyrern, eher ſetze ich den rothen Hahn aufs Dach."

„Das ſage ich auch," rief ein Holzknecht drein, „lieber niederbrennen unſre eigenen Kirchen, als den Antichriſt hineinlaſſen!"

Der Soldat riß den Meßner beim Rockkragen nach rückwärts: „He, du wirſt morgen die blau-weiße Fahne auf den Turm ſtecken. Wir machen kurzen Prozeß mit den Rebellen, merk dir das!"

„Erſchießts mich!" darauf der Meßner, „erſchießts mich mit der Kugel, dann könnt ihr mir die bayriſche Fahne ins Loch ſtecken."

„Meßner," legte ſich ein andrer ins Mittel, den ſie den Maiſer nannten, „warum willſt du die blau-weiße Fahne nicht auf den Turm ſtecken? Der Schlampen färbt ja bald ab. Ein tüchtiger Regenguß, und was blau iſt, wird ſchwarz, und was weiß iſt wird gelb — da haſt wieder die öſterreichiſchen Farben."

Die Tiroler lachten, der Soldat aber ſchrieb den Maiſer in ſein Taſchenbuch.

„Maiser," lachte ein halberwachsener Bursche, „schau, was der Spitzel-Spatzel thut! Du wirst schon vorgemerkt für den Galgen."

Ueber derlei Spott und Hänseleien waren die anwesenden Bayern ergrimmt worden; sie griffen an die Waffen, die Tiroler an die Stühle, daß schon die Balken krachten. Da kam der Kreuzwirt herbei und bald schaffte er insoweit Ruhe, daß man seine Worte hören konnte. Diese Worte waren ganz gemütlich.

„Immer streiten und immer streiten!" sagte er, „Leute, ihr seid nicht gescheit. Wollen wir denn nicht lieber verträglich miteinander leben, wie uns Gott zusammengethan hat? Was Bayer, was Tiroler! Landsleute sind wir alle miteinander, zusammenhalten wollen wir, nachher sollen sie nur kommen, die andern!"

Darob grollten etliche Bauern, wurden aber dafür von Nebenstehenden heimlich auf die Zehen getreten.

„Ich frage euch nur," fuhr der Kreuzwirt fort, „was euch jetzt nicht recht ist? Frieden haben wir, Ordnung haben wir, Geld haben wir. Besser ist es uns nie ergangen, als jetzt. Fehlt uns nur die liebe Eintracht und die wollen wir heute bei einem Fassel Wein aufwecken."

„Wacker!" riefen die Bayern und alles löste sich in Fröhlichkeit. Peter, der an der Thür gestanden war, ging mißmutig hinaus und sagte zum Griesacher: „Er geht zu weit. Eine solche Komödie ist mir zu dumm."

„Mahrwirt," versetzte der Griesacher, „das ist sehr gescheit und die Franzosen nennen es Diplomatie."

„Wir brauchen keine Diplomatie, wir haben unsre Fäuste und das langweilige Umziehen steht mir nicht an."

Noch an demselben Abende sollte der Augenblick kommen, in welchem die Tiroler ihre „Diplomatie" wegwerfen konnten.

Zur Stunde war's, als die Leute auf dem Marktplatze verſammelt waren, um vor den heiligen Standbildern das Ave Maria zu beten, als die Straße heran ein Reiter geſprengt kam. Vor dem Kreuzwirtshauſe ſprang er vom Pferde, fragte nach dem Peter Mayr, Wirt an der Mahr, und als er ſich verſichert hatte, daß er vor dieſem ſtand, überreichte er ihm einen Brief.

„Wer biſt?" fragte Peter.

„Unſer ſind viele ausgeſchickt."

„Von wem?

„Vom Sandwirt. — 's iſt Zeit!"

Wenige Minuten ſpäter ſtand jemand an den ſteinernen Stufen des Marktbrunnens und hielt eine lodernde Fackel, deren rötlicher Rauch leuchtend aufflog in die Nacht. Und ein andrer las vor der zuſammenſtrömenden Menge mit heller Stimme folgenden Aufruf:

„Herzliebſte Tiroler!

Die Zeit der Erlöſung iſt da. Wir erheben uns gegen den Feind. Die Fremden haben unſre Freiheit vernichtet, unſre heiligſten Rechte mit Füßen getreten. Wir ſtreiten für unſern Herrgott, für unſern Kaiſer Franz, für unſer Vaterland Tirol. Unſer Vaterland iſt alles wert. Alles was Waffen tragen kann, ſoll gehen. So wie unſer Herr Jeſus das Blut vergoſſen hat, ſo wollen auch wir es geben, wenn's ſein muß, bis auf den letzten Tropfen. Mit der Hilf des allerheiligſten Herzens Jeſu und der Fürbitte der Mutter Gottes Maria, morgen geht's los in allen Thälern. Wir werden ſiegen oder ſterben, ein andres gibt's nimmer. Im Namen Gottes!

Andre Hofer,
Sandwirt zu Paſſeier."

Auf dem Marktplatze zu Brixen erhob ſich ein jauchzender Aufruhr. Junge Burſche begannen hell zu jodeln, graubärtige Männer umarmten ſich, Weiber küßten einander auf die Wangen, als wäre ein unerhörtes Glück geſchehen. Bald marſchierten Soldatenkolonnen heran. Kommandierende riefen, das Volk möge ſich zerſtreuen! Aber es wuchs an von Minute zu Minute. Zahlreiche Pechfunken flackerten über den Köpfen der wogenden Menge und in ihrem Schein ſah man die Spieße, Beile, Flinten und andern Werkzeuge, mit denen das Volk auf einmal bewaffnet war. Ein Hauptmann hoch zu Roß kommandierte Feuer, in demſelben Augenblicke fielen aus mehreren Fenſtern Schüſſe, der Hauptmann ſtürzte vom Pferd und die Soldaten machten kehrt gegen das untere Stadtthor in der Abſicht, dort ſich mit Hilfstruppen zu verbinden und den Aufruhr regelrecht niederzuwerfen. Auf allen Türmen läuteten die Glocken. Das Gewoge in den Straßen war voller Jubel, aus allen Häuſern und Hütten drängten bewaffnete Bürger, auf allen Straßen eilten Rotten der Bauern, von allen Bergen, aus allen Schluchten kamen ſie herab, derbe zornige Männer, wilde Geſtalten darunter, mancher in finſterm Grimm, mancher auch in heiterm Sange. Allenthalben rollten Wägen. Ein dumpfes Toſen ging durch das ganze weite Thal.

Der Kreuzwirt rief ſeine Knechte und befahl ihnen: „Gehet eilends hinauf auf den Kuhkogel, auf den Angerberg, auf den Nock, auf den Ploſſen und zündet die Holzhaufen an.“

Als es auf dem Domturm zu Brixen Mitternacht ſchlug, kaum gehört in der brandenden Menſchenmenge, gingen über den Höhen der Gebirge in Oſt und in Weſt.

in Süd und in Nord Sterne auf, die kein Himmelskundiger noch verzeichnet hatte. In stiller rotgoldener Glut leuchteten sie bald matter, bald heller. Und zur selben Zeit schlugen auch in den Nebenthälern und Hochthälern die Sturmglocken an und es begann ein seltsamer Tanz im Lande Tirol.

Ich muß heim nach Tirol!

In dieser Nacht fuhr den Kuntersweg von Bozen herauf ein ächzender Lastwagen. Er war mit drei schweren Pferden bespannt; der blaukittelige Fuhrmann ging in seinen hohen staubigen Stiefeln schwerfällig nebenher und knallte mit der Peitsche. Im Wagen waren große, vollgerüttelte Säcke übereinander geschichtet und auf einem derselben, unter dem Rohrdache saß ein noch junger Mann in priesterlicher Kleidung. Als die Sonne aufging, waren sie in Klausen.

Bei Klausen am Schlagbaum hielt das Fuhrwerk an und der bayrische Mautner rief dem Fuhrmann zu: „Was führst?"

„Korn," antwortete der Fuhrmann.

Der Mautner hob den Straßenzins ein, dabei fragte er ganz gutmütig: „Kannst mir nicht sagen, Fuhrmann, was sie denn heute so läuten überall, schon seit aller Herrgottsfrüh?"

Der Blaukittel zog sein breites, sonnengebräuntes Gesicht noch mehr in die Breite und gab zur Antwort: „Was sie so läuten? Ja, weil ein großes Fest kommt. Weil die

Weihnachtsmette nicht mehr erlaubt iſt, ſo haben die Tiroler das Feſt auf den Sommer verlegt."

„Aha, der Napoleontag wird gefeiert."

„Der Napoleontag, wird ſchon ſo ſein," ſagte der Fuhrmann. „Und heut geht die Oktav ein."

„Und deswegen, meinſt, thun ſie überall ſo läuten?"

„Freilich, deswegen thun ſie ſo läuten."

„Dank ſchön."

„Gern geſchehen. — Hia, Braune!"

„Laß raſten noch," ſagte der Mautner und griff prüfend an den ſtrotzenden Säcken herum. „Haſt alles Korn?"

„Alles Korn."

„Sag' mir, Fuhrmann, warum heute der Eiſack lauter ſo Sachen daherträgt. Strohbüſchel, Bretter, Baumwipfel und ganz kalkig iſt das Waſſer ſtellenweiſe. Und Sägmehl, ſo viel Sägmehl! Schau nur, Menſch!" Er deutete nach dem Fluß, der in der Tiefe rauſchte.

„Es muß im Gebirg ein Gewitter niedergegangen ſein über Nacht," antwortete der Fuhrmann. „Darauf ſchwemmt's immer ſo allerhand daher."

„Himmel Herrgott, was iſt denn das?" rief der Mautner und wies mit beiden Zeigefingern ins Waſſer hinab, wo auf einem vorbeiſchwimmenden Balken ein rotes Fähnlein ſtak.

Der Fuhrmann ſchaute drein und ſagte: „Könnt mir's nit denken. Das iſt merkwürdig. So ein Kinderſpielzeug wird's halt ſein."

„Kann auch ſein," gab der Mautner bei.

„Iſt ſo."

„Dank ſchön."

„Gern geſchehen. — Hia!“

Der Mauteinnehmer ließ aber immer noch nicht weiterfahren. „Thut's denn gar ſo eilen?“ fragte er.

„Das gerade nit,“ entgegnete der Fuhrmann. „Kann ja noch laſſen raſten. Verſäume nichts.“

„Fuhrmann, was haſt denn im Wagen unterhalb drin?“

„Lauter Korn. Aus dem Welſchen.“

„Haſt nichts gehört, auf dem Ritten ſollen Häuſer abgebrannt ſein in dieſer Nacht.“

„Was du nit ſagſt, Mautner!“

„Man hat vom Thal aus das Feuer geſehen.“

„Die Sakra geben mit dem neumodiſchen Schwefelzeug nit acht!“ knurrte der Fuhrmann. „Alle Augenblick hört man von einer Feuersbrunſt, ſeit dieſe verdammte Schwefelzunde aufgekommen iſt.“

„Aus Unvorſichtigkeit?“

„Nicht anders.“

„Dank ſchön.“

„Gern geſchehen. — Hia!“

So bewegte ſich das Fuhrwerk endlich weiter.

Nach einer Weile ſchaute der Fuhrmann um und da der Schlagbaum ſchon außer Sicht war, ſagte er zu dem Geiſtlichen, der auf den Bündeln ſaß: „Da bei dieſer Maut ſind mir die Grausbirn' aufgeſtiegen, du verſchwefelt noch einmal! Dreimal hat er gefragt, was ich in den Säcken führe. Und das Herumgreifen! Hab' ſchon gemeint, er reißt mir einen auf.“

„Haſt ihn ein bißchen belogen?“ fragte der Prieſter.

„Ah beileib, wer wird denn lügen! Korn hab' ich in den Säcken."

„Nun also!"

„Aber —," der Fuhrmann neigte sich flüsternd zum andern hin, „aber zweierlei Korn. In den großen Säcken Weizenkorn. Und mitten in jedem großen Sack ist ein kleiner, und da habe ich Salpeterkorn drin."

„Pulver!"

„Bleib' nur sitzen, junger Heiliger, es geschieht dir nichts. Kannst sogar Tabak rauchen, wenn du willst, es greift nichts durch."

„Wohin fährst du denn mit dem Pulverturm?"

„Auf die Mahr, zum Wirt."

„So laß mich nur sitzen, ich habe einen weiten Weg hinter mir und will auch zum Mahrwirt."

„Hab' mir's wohl gedacht," sagte der Fuhrmann. „Du bist ja der Augustin, der Wirtin ein Bruder."

„Also kennst du mich?"

„O Hergottswetter, und glaubst du denn, ich wollte dir sonst meinen Pulverturm auf die Nase binden?"

Nun da verstanden sie sich.

Der Verkehr auf dieser Straße war heute auffallend gering: ein paar träge Kutschen, ein paar Soldatenwägen mit fluchenden Blauhosen, ein Viehtrieb, sonst begegnete ihnen auf langer Strecke nichts. Bauernfuhrwerke mangelten fast gänzlich, die Höfe und Dörfer des Thales waren wie ausgestorben, um so lebhafter regte es sich auf den Feldwegen, in den Seitenthälern und auf den Gebirgs-

ſteigen. Das ſcharfe Auge des Fuhrmannes merkte es wohl und mit vor innerer Gier zitternder Stimme ſagte er zum Prieſter: „Auf dieſen Tanz habe ich mich ſchon lange gefreut. Endlich ſpielen ſie auf!“

Gegen Mittag kam das Kornfuhrwerk an die Mahr. Vor dem Wirtshauſe wollte es halten, da rief die Wirtin zur Thür heraus: Ihr Mann ſei nicht daheim und er laſſe ſagen, das Korn ſei nach Mühlbach zu fahren.

Der Prieſter ſtieg hier vom Wagen und fragte: „Was bin ich ſchuldig fürs Mitfahren?“

„Ein Vaterunſer bete einmal für mich,“ antwortete der Fuhrmann, knallte mit der Peitſche und das Gefährte ächzte weiter.

Die Wirthin ſtand noch an der Thür, legte ihre flache Hand über die Augen und ſchaute auf den Fremden her, der abgeſtiegen war und nun mit langſamen Schritten dem Hauſe nahte.

„Jeſu Chriſti, der Auguſtin!“ rief ſie plötzlich, ſtand aber wie feſtgebannt an der Schwelle.

„Gott grüße dich, Schweſter!“ Mit dieſen Worten trat er an ſie hin und gab ihr ruhig die Hand.

„Heißt das in Padua ſein?“ rief ſie faſt luſtig. „Oder hat der Bonaparte auch dein Kloſter aufgehoben?“

„Er hat es nicht aufgehoben,“ verſetzte der junge Prieſter, „aber Schweſter, es iſt kein Bleiben in der Fremde bei dieſer Zeit. Wie könnte man im Chorſtuhle ſitzen und Pſalmen ſingen, wenn es daheim ſo zugeht! Mir hat's keine Ruhe mehr gelaſſen, ich bin da. Wo iſt der Peter?“

„O Auguſtin," ſagte Frau Notburga, „ſeit geſtern abends iſt alles auf. — Komm doch nur mit ins Haus."

Sie führte ihn die Treppe hinauf in die Familienſtube. „Kinder!" ſchrie ſie in den Hof hinab, „kommt eilends her, der geweihte Vetter iſt da!"

Der kleine Hans war eben im Stalle, hatte ſein weißes Lieblingslamm auf den Armen und fand jetzt gar nicht Zeit, es wegzuthun; ſo kam er mit dem Thiere hinauf. Er hatte das Lämmlein zuerſt von Gott und dann noch von ſeinem Vater geſchenkt bekommen und das ſollte nun auch ſehen, was es mit dem geweihten Vetter iſt. Das Marianele war vom Garten hereingekommen und hatte eine Birne in der Hand, an deren Scharte man ihre Zähnlein merkte; mit ihren großen ſanften Augen ſah ſie den ſchönen Geiſtlichen an, der in ſeinem ſchwarzen und weißen Gewande, mit dem braunen kurzgeſchnittenen Haar und dem feinen Geſichte, in welchem gar kein Bart war, ſo ſchlank und freundlich vor dem kleinen Mägdlein ſtand. Sie ſpitzte ſchon den roten Mund, um ihm die Hand zu küſſen, aber er legte ihr ſeine weiche Hand auf das Köpfchen. Das Peterlein ſtrampelte im Bette, ballte die kleine Fauſt, aber nicht, um den Bonaparte damit zu zermalmen, ſondern um mit den paar weißen Zähnlein hineinzubeißen.

„Drei habe ich ihrer ſchon," geſtand die Mutter, „gib ihnen den Segen, Bruder, und ein biſſel einen," ſetzte ſie leiſe bei, „ſpare auch auf das vierte."

„Gott mit uns allen! Wenn ſie nur ſchon groß wären!" ſprach der Prieſter, indem er ſeine Ledertaſche auf die Bank warf, „und jetzt, Notburga, kannſt du mir was zu eſſen bringen. Seit Bozen her habe ich nicht mehr gebettelt."

Da kann für die Hausfrau keine größere Freunde sein als solch einen Gast zu bewirten. Nachdem er sich tapfer gestärkt hatte, stellte Frau Notburga sich vor ihn hin, schaute ihn an vom Kopf bis zum Fuß und sagte: „Na wahrlich, da hätte ich eher vermeint, die Steinwand stürzt nieder auf unser Haus, als daß du heute sitzen solltest an diesem Tisch. Ja, wie kann denn das sein?"

„Mich däucht, Schwester, du nimmst es für ein Unglück."

„Wie kannst du so reden, Augustin! Ich kann's nur gar nicht glauben. Daß du am Ende nicht durchgegangen bist!"

„Das bin ich nicht, Schwester, aber wenn ich's wäre, jetzt würde ich es verantworten," sagte Augustin. „Unser Vater selber, wenn er noch am Leben wäre, hätte mich gerufen. Ja, es ist anders gekommen, als wir alle gedacht haben. Man ist ja so kindisch, solange man noch nichts weiß. Kannst du dich erinnern, Notburga, wie ich am Tage meiner Priesterweihe gesagt habe: ‚Ich will von dieser schnöden Welt nichts mehr hören und nichts mehr sehen. Ich will auch nicht stehen zur streitenden Kirche, ich will nur leiden mit der leidenden und einst selig sein mit der triumphierenden. Ganz eitel ist die Welt, ich will den Frieden Gottes haben und ich fliehe in eine klösterliche Statt, um ganz bei meinem Gott zu sein.' — Ich weiß es noch recht gut, wie auf solche Worte dein Peter den Kopf geschüttelt und gesagt hat: ‚Es wäre alles recht, Augustin, wenn du nicht schon heute so redetest, sondern erst nach vierzig Jahren'."

„Du bist schon als Kind immer so gewesen," versetzte Frau Notburga, „so traumhaftig, so weltscheu, so absonderlich."

„Mein Verlangen war, los zu sein von allen irdischen Banden," fuhr er fort, gleichsam als wollte er das Vergangene rechtfertigen, oder auch nur entschuldigen. „Daß ich Eltern und Geschwister so lieb gehabt, ist mir vorgekommen wie eine Sünde; wenn solche Ketten sind und um ein junges Menschenherz auch noch leicht andre geschlungen werden können, da kann kein Leben in Gott sein. Also habe ich den Rat eines geistlichen Seelenfreundes befolgt, habe mich losgerissen von der Heimat und in der Fremde, im welschen Lande, meinen Leib willig hingetragen in die Klostermauern des heiligen Antonius, um ihn dort zu begraben. Und ich habe es nicht berent, Schwester, glaube mir das. Ich bin nicht unglücklich gewesen die drei Jahre her. Ich habe Stunden genossen im Kloster, die voll himmlischer Seligkeit waren. Wenn aus der Ferne manchmal ein schwacher Hall hereindrang in die stillen Mauern, ein Hall des Jammers der Welt, da bin ich mir des heiligen Asyls so recht bewußt geworden und mir ist gewesen, als gehörte ich nicht mehr zu den Sterblichen, sondern vielmehr schon zu den Seligen. Nicht sagen kann ich dir's, meine Schwester, wie süß es ist, im Reiche Gottes zu leben."

„Und je mehr du so redest, desto weniger kann ich es begreifen, daß du da bist," so die Schwester.

„Dann sind Nachrichten gekommen," fuhr Bruder Augustin fort, „die nicht mehr wie ein schwacher Hall verwehen wollten, die wie ein heißer Schrei durch die Mauern kamen und mich weckten wie Posaunenschall. Das Heimatland ist erniedrigt! Dein Volk daheim greift zornig zu den Waffen, um seine uralten Rechte wieder zu erobern! — Jetzt empfand ich, wie mein irdischer Leib lebendig wurde und eine Stimme

rief in mir laut und lauter mit jedem Tag: Heim geh! Bei der Vesper rief sie es, am Altare rief sie es: Heim mußt du! — Immer nach Berichten aus Tirol horchte ich aus und immer beunruhigender wurden die Nachrichten. Und eines Tages, als ich bei der Messe die Hostie emporhob, da hörte ich von dieser Hostie deutlich das Wort: Augustin, gehe heim! — Jetzt war kein Halten mehr, niedergekniet bin ich vor dem Prior: ‚Ich kann nicht anders, ich muß heim nach Tirol!' Der Prior legte mir die Hand aufs Haupt: ‚So gehe, mein Sohn. Du bist jung, du gehörst in die streitende Kirche und wirst in derselben Gott und dem heiligen Glauben dienen. Und einst, wenn du müde bist, sollst du ja wieder kommen.' — Also bin ich da. Wieder daheim! Ich weiß nicht, wie mir zu Mute ist. Und nun will ich wissen, wo ist dein Mann?"

„Bei der Gewehrvertheilung in der Muhrschlucht."

„Ich will auch ein Gewehr haben."

„Draußen in der Scheune unter dem Dach versteckt sind noch zwei Stutzen. Nimm einen. Willst auch ein andres Gewand?"

„Nur Hut und Schuhe; ganz will ich meinen Stand nicht ausziehen."

Kaum zwei Stunden war der Klosterbruder im Tirolerhause, und schon stand er gerüstet zum Kampf. Nun fiel Frau Notburga ihm um den Hals, umarmte ihn, herzte ihn und lachend, weinend sagte sie es: „August! So gern wie jetzt habe ich dich noch nie gehabt. Daß du uns nicht verlassen hast in der Not! — Aber früher mußt du dich ausruhen. Wenn's dunkel wird, dann gehe ihnen nach. An der Mühlbacherschlucht werden sie sich festsetzen."

„Daß man keine Soldaten ſieht, wundert mich,“ ſagte Bruder Auguſtin, zum Fenſter hinausſchauend.

„In der Nacht ſind ſie abmarſchirt, um ſich mit den bayriſchen und franzöſiſchen Truppen bei Bruneck und Sterzing zu vereinen. Sie werden nicht lange ausbleiben und ihr werdet ſie früh genug ſehen. Langweilig wird euch nicht werden. Aber du armer Menſch, wie ſollſt denn du fechten? Haſt dein Lebtag kein Schußgewehr in der Hand gehabt.“

„So will ich ein Schwert nehmen,“ antwortete er. „In ſolcher Zeit kann's jeder.“

„Gottswillkomm noch einmal daheim! Und jetzt geh ein wenig raſten!“

Als Auguſtin zur kurzen Ruhe ſich in die Kammer zurückziehen wollte, kam die junge Stallmagd Hanai herangeſchlichen. Zuerſt küßte ſie an dem Geiſtlichen den Zipfel des Rocks, dann die Hand und endlich rückte ſie heraus, ſie hätte eine ſchöne Bitte. Die heimiſche Geiſtlichkeit ſei alle verjagt, darum komme ſie zu ihm; wenn er gleichwohl noch jung ſei, das werde er doch können. Sie habe nämlich etwas weihen zu laſſen.

„So bringe es nur her,“ ſagte Auguſtin, der an ein Heiligenbild oder an einen Roſenkranz dachte. „Ich werde es ſchon ſegnen.“

Hanai eilte hinweg und kam in ſehr kurzer Zeit mit einer ſchweren dreiſpießigen Stallgabel zurück.

„Was ſoll das, was willſt denn damit?“ fragte der Prieſter

„Franzoſen erſtechen. Und ich bitt' dich gar ſchön, geiſtlicher Herr, thu' mir ſie weihen.“

Dabei ſtellte ſich die Magd ſtramm hin wie ein Soldat und ſtemmte den Stiel auf den Boden, daß die drei Spießen himmelwärts ſtanden. Der Prieſter faltete die Hände, ſprach ein lateiniſches Gebet und ſetzte deutſch die Worte dazu: „Alſo ſei geſegnet dieſe Waffe, daß ſie Kraft habe gegen den Feind Gottes und Tirols, im Namen der allerheiligſten Dreieinigkeit!“

„Amen!“ ſagte die Magd. „Vergelt's Gott, geiſtlicher Herr, jetzt will ich damit ſchon was Nutzes verrichten.“ Damit ſchwang ſie die Gabel auf die Achſel und machte kehrt.

Und weil wir ſchon wieder bei der Hanai ſind, ſo iſt zu erzählen, wie ſie bald darauf zur Wirtin in die Küche kam und ſie bat, einen Reſt vom Mittagsmahle hinaustragen zu dürfen zu den Kaſtanien; dort draußen ſei ein Armer, der ſchon länger als einen Tag nichts zu eſſen gehabt habe.

„So trage ihm hinaus, was da iſt,“ geſtattete Frau Notburga. Und die Magd nahm den Handkorb, that ein Stück Rauchfleiſch hinein, einen Teller Kraut, eine große Schnitte Brot und auf Geheiß der Wirtin auch eine kleine Flaſche Rotwein. Solches Mahl trug ſie hinaus zu den Kaſtanien.

Dort im Graſe ſaß der ſchwarzbraune Tonele und rieb mit einem Lappen und feinem Sande das Rohr eines Gewehres. Als er die Hanai nahen ſah, hub er an zu jodeln, und als er ſah, was ſie brachte, that er einen ſchallenden Juchſchrei. Die Magd ſtürzte auf ihn hin, hielt ihm mit flacher Hand den Mund zu: „Soldaten ſind in der Nähe. Was thuſt denn da?“

„Den Stutzen thu ich ſchön machen.“

„Lapp! Dem kannſt du die Seel' herausreiben, ſo wird er nit glänzend."

„Nit?" entgegnete der Tonele, „wenn er nit glänzt, alsdann mag ich ihn nit. Die bayriſchen Gewehre funkeln ja auch ſo ſchön."

„Der Tiroler braucht ſeinen Stutzen zum Schießen und nit zum Prahlen. Da haſt was zu eſſen."

„Durſt habe ich," ſagte der Burſche und langte nach der Weinflaſche.

„Wenn du gleich nur trinken willſt, da wirſt nit gut treffen, da wirſt den Feind alleweil doppelt ſehen."

„Einen davon werde ich doch treffen," meinte der Tonele.

„Wird mich g'freuen."

„Willſt wiſſen, daß ich treffe!" rief der Burſche, legte den Gewehrſchafft an die Wange und zielte nach einem Geier, der wie ein Silberblättchen hoch im blauen Himmel kreiſte. Sie riß ihm zornig die Waffe aus der Hand. „Du wirſt mit deinen Thorheiten noch alles verderben. Warte doch, bis ihr bei einander ſeid. Willſt denn heute noch gehenkt ſein?"

Er ſchüttelte den Kopf, dann ſetzte er ſich ruhig hin und begann zu eſſen, wobei er Meſſer und Gabel verſchmähte, hingegen aber die Finger und die Zähne vortrefflich zu nützen verſtand. Die Hanai ſaß neben ihm und ſchaute zu, aber ſie ſagte nichts, wie wohl ihr's that, daß es ihm ſo mundete. Wenn man ſo etwas meſſen könnte: ſie hatte an ſeinem Eſſen gewiß einen größeren Genuß, als er ſelbſt; er ſtillte ſich nur den Hunger, ſie ſtillte ſich das Mitleid. Und als er ſich geſättigt hatte, wiſchte er mit den Hemdärmeln die Lippen ab, ſchüttelte die ſchwarzen Mähnen, ſchaute mit ſeinen

frischen freundlichen, ein wenig zwinkernden Augen auf die Magd und sagte: „Hanai, jetzt weiß ich was. Jetzt, damit du einen großen Respekt vor mir bekommst, erzähle ich dir meine Lebensgeschichte.“

„Freilich, just so!“ entgegnete sie, „jetzt hätten wir Zeit für solche Narrheiten. Deine Lebensgeschichte kannst erzählen, wenn du alt bist. In der Jungheit hat der Mensch was anders zu thun.“

„Du Hanai, das ist wahr!“ sagte der Bursche ganz leise und streckte die Arme aus, um ihren Nacken zu umschlingen.

„Na, wart' noch ein bissel!“ sagte sie, packte das Geschirr zusammen und ging gegen das Haus. Der Tonele blieb sitzen. Allmählich sank sein Oberkörper aufs Gras hin, das Gesicht gähnend gegen die Kronen der Kastanienbäume gerichtet sang er gedämpften Tones das folgende Klagelied:

„'s gibt ka Kurzweil nimmer,
's is a dumme Welt,
Na, der neue Brauch, der g'fallt ma nit.
Singen soll ma nit,
Schießen soll ma nit,
Dirndel busseln soll ma nit.“

Wo ist der Hans?

Ein unheimlicher Tag war das gewesen. So lärmend die vorhergehende Nacht verlaufen, so schweigend verging der Tag. Zu Brixen waren alle Aemter geschlossen und nirgends zeigte sich ein Kanzleimensch. Nur ein dicker gemütlicher Gerichtsdiener saß auf der Bank vor seiner Woh-

nung und ſagte zu jedem, der vorüberging: „Nun alſo, jetzt wären wir halt wieder alttiroliſch! Mir iſt's auch recht.“ Das Thal war faſt menſchenleer. Merkwürdigerweiſe hatte ſich alles in die Wälder verzogen; mancher Fremde horchte von ſeinem Verſtecke aus, ob in den Wäldern nicht ſchon das Schießen angehe. Am Abende, als die Dämmerſtunde kam, war in der ganzen Gegend kein Hausthor offen. In vielen Höfen waren die Eingänge ſchwer verrammelt, ſogar die Fenſter mit Latten und Balken vernagelt, und doch ſchien kein Menſch in den Häuſern zu ſein. Die nicht fortgegangen waren, hatten ſich wohl gar in die hinterſten Gelaſſe, in die Dachwinkel oder in die Keller verſteckt. Die Hunde waren von ihren Ketten losgelaſſen, die Herden, ſowie Kinder und zaghafte Weiber auf die Almen gejagt worden.

Auch das Wirtshaus an der Mahr war zeitlich geſchloſſen worden; es meldeten ſich doch keine Gäſte mehr und die wenigen, die auf der Straße waren, eilten haſtig vorüber. Das Unheimlichſte war faſt noch, daß nirgends Soldaten oder bayriſche Patrouillen zu ſehen waren. Leute, die von der Gegend des Inn kamen, wußten aber zu erzählen, daß große Truppen ſich gegen die Klemme und gegen den Brenner vorſchoben.

Als es ſchon finſter war, ſprang rückwärts von der Felswand her der Mahrwirt und huſchte vom Stalle aus durch ein Thürchen ins Haus. Er kam, um, wie er ſagte, ſein Schußgewehr zu holen.

„Wie ſteht's?“ fragte ihn ſein Weib.

„Es ſteht gar nicht mehr, es geht ſchon,“ antwortete Peter. „Da oben an der Wand kannſt du das Schießen hören von der Eiſackſchlucht her. Hinter Mittewald arbeiten

sie schon. Auf dem Sterzinger Moos geht's auch um, dort steht der Sandwirt mit den Passeiern und Etschthalern. Und Franzosen überall, als ob sie aus der Erde wachsen thäten. In der Nacht soll ein ganzes Regiment durchgezogen sein, vom Etschthal her. Mit Kanonen. Es kann lustig werden. Die Brixenthaler stehen fest, die Grödner sind auch schon da, und die Fleimser, und die vom untern Pusterthal. Man möcht's nicht glauben, wie viel es Mannerleut' gibt im Gebirg. Wir stehen an der Mühlbacher Klause, daß wir den Einmarsch der Kaiserlichen decken. Sie müssen bald da sein. Den ganzen Tag haben wir müssen zurückhalten, die Leute können's schon nimmer erwarten. Ah, diese frische Luft, wie sie wohl thut! Gottlob, Gottlob!"

„Die heilige Jungfrau Maria möcht euch beistehen!" sagte Frau Notburga und faltete die Hände. „Peter, ich bitte dich, sei nicht tapfer allein, sei auch klug, denke an deine Kinder, an uns alle . . ."

„Weib," sagte er, „wenn ich jetzt mit der Axt in den Wald ginge, um den Wildbach zu verhauen, ruhiger könnte ich nicht sein. Ich habe mir's selber anders gedacht. Und dabei so etwas Feierliches, als wie zu einer Fronleichnamsprozession. — Für mich ist keine gegossen. Dein Tagewerk ist nicht geringer, als das meine. Vielleicht größer. Weib, hüte das Haus, hüte die Kinder. Lasse keins zur Thür hinaus, bis wir zurück sind. Und sonst, das Kistlein ist in die Felswand vermauert, das Geld unter dem Dachfirst, du weißt es ja. Es ist alles geordnet. Alles mit der Hilfe Gottes. Die Kinder erziehen in Rechtschaffenheit und Treue, in Wahrhaftigkeit, und niemanden fürchten, als Gott den Herrn. — Schlafen sie schon?"

Er thut doch, als wollt er Abschied nehmen, dachte Frau Notburga und verhüllte mit der Schürze das weinende Gesicht. „Sie schlafen schon.“

„Daß sie schlafen, ist mir lieb,“ sagte er und trat in die Stube ein. „Sehen will ich sie doch. Abschied nehmen, das nicht. Aber wie ein Segen ist es, wenn man so in ein unschuldiges Gesichtel schaut.“

Die drei Kinder lagen jedes in seinem weißen Bettlein und schlummerten süß. Zuerst ging er zum Hans und machte ihm mit dem Daumen ein Kreuzzeichen über das schöne Gesicht. Die Züge des Knaben waren fast trotzig, als träume er von Kämpfen. Hernach ging Peter zum Kleinsten, der lieblich wie ein Engel in der Wiege lag und im Schlafe ein wenig lächelte. Er neigte sich nieder über das Kind und drückte einen sanften Kuß auf das weiße Stirnchen. Endlich kam Peter zum Marianlein, das mit rosigem, von weichen Haarlocken umwalltem Gesichtchen gar ernsthaft dalag und die Hände wie betend über der Brust faltete. Lange stand der nun zum rauhen Krieger gewordene Vater davor und blickte nieder auf dieses Bild des Friedens. Und da kamen ihm innige Gedanken. — Ihre kleine Seele kniet jetzt vor dem allmächtigen Gott und bittet für den Vater um Schutz und Beistand. — Kinder, auch euch befehle ich seinem Schutz und Schirm! — Als er sich niederbeugte, um das Mädchen zu küssen, hob dieses die Arme im Schlafe, umfing seinen Nacken und rief mit heller Stimme: „Vater! Vater! bleib bei uns!“ Und leise lallend setzte sie bei: „Unter dem Palmbaum schlafen?“ — Dann sanken die kleinen Arme zurück, das Kind schlummerte weiter.

Schon früher war Augustin geweckt worden. Als er

nun vor dem Schwager ſtand, war dieſer nicht überraſcht, er fand es ſelbſtverſtändlich, daß jedes ſtreitbare Landeskind heimkehre in ſolchen Tagen. Als die beiden Männer gerüſtet daſtanden, ſteckte Frau Notburga dem Gatten noch ein Weihebildchen in den Buſen. Sie reichten ſich die Hand und dann gingen die Männer ohne weiteren Abſchied davon.

Es war ſchon ſpät geworden, die wenigen dienſtbaren Hausgenoſſen hatten ſich längſt verlaufen; alles ſchien ſich der alltäglichen Ordnung zu entwinden und in die große, außerordentliche einzufügen. Nur die Magd Hanai muſste noch im Hauſe ſein, die ſchlief auf ihrem Stroh wahrſcheinlich ſchon wie eine Ratte. Frau Notburga löſchte das Licht aus und wollte ſich endlich auch zur Ruhe begeben. Doch ſie fand keine auf ihrem Bette, es war ihr ſo unheimlich zu Mute und ſie ſtand wieder auf. Sie öffnete das Fenſter und horchte hinaus. Es war eine ſchwüle, finſtere Nacht, am Himmel kein Stern, auf den Bergen einzelne Feuer. Die Straße öde, nur das ewige Rauſchen des Eiſack durchzitterte die Luft. — So bange ward ihr, daß ſie mit der Laterne hinausſchlich in die Stallkammer, um die Hanai zu wecken. Aber die Magd Hanai war nicht da. Ihr Bett ſtand unberührt, die Kühe im dunſtigen Stalle hatten in ihren Krippen friſches Futter; die Tiere ſaßen mit hingelegten Köpfen da, glotzten ſtier auf die Laterne und ſcharrten im Wiederkäuen mit den Zähnen. — Alles iſt davon, nur Frau Notburga allein mit ihren Kindern im Straßenhauſe, von unendlichen Fährlichkeiten umgeben.

Zur Labe in der Angſt wollte ſie die Kinder ſehen. Daher verſchloß ſie die Fenſterbalken, zündete das Licht an und ſetzte ſich hin zwiſchen die Bettchen. Hans ſchlief un-

ruhig und hatte über der Decke die beiden Fäuſte geballt. Marianna lallte mehrmals im Traume ein halbverſtändliches Wort. So ruhig und ſtill das Kind ſonſt am Tage war, im Schlafe pflegte es manchmal laut und deutlich zu ſprechen, ſogar auf Fragen zu antworten, die man ihm gab. Am Tage, wenn es ſo ſanft daſaß, ihm alles recht war, wenn es weder etwas Kluges noch etwas Kindiſches ſagte, da hätte man denken können, es ſei in der geiſtigen Entwickelung etwas zurückgeblieben; im Schlafe jedoch ſprach das Mädchen Dinge, die hoch über dem Seelenkreiſe eines fünfjährigen Kindes ſtehen. Träumend ſang ſie Kirchenlieder, ſprach lange Gebete und Sprüche, die ſie nie gehört haben konnte und ſagte manchmal Worte, die wie Weisſagung klangen und doch eigentlich nicht zu verſtehen waren. Alſo kam der Frau Notburga jetzt der Gedanke, ſie könnte das ſchlafende Kind leiſe fragen, was die großen Begebenheiten, die in Tirol anfingen zu geſchehen, für ein Ende nehmen würden. Aber ſie hatte doch nicht den Mut, die Ereigniſſe zu beſchwören und frevelhaft der göttlichen Fürſehung vorzugreifen. Wollte Gott die Wahrheit kund thun, ſo habe er wohl auch andre Mittel, ſie zu enthüllen; der Menſch ſoll ſeinen heiligen Ratſchluß nicht verſuchen.

Draußen war das dumpfe Toſen des unbändigen Fluſſes. Manchmal, wenn wilde Wetter niedergegangen im Gebirge, oder wenn im Leuze der Föhn in den Schnee gefahren, da hat der Eiſack grauſig krachend an die Grundfeſten des Hauſes geſchlagen. Wie ehern und unerbittlich iſt die Natur, und doch wie gleichmütig, wie zornlos im Vergleiche zu wütenden Menſchenmaſſen! Schon eine einzige feindliche Hand kann in dieſen Zeiten der Willkür das Haus an der

Mahr verderben mit ſammt den Bewohnern. Die beſchützenden Männer ſind alle fortgezogen.

Horch! Bewegt ſich jetzt nicht der Mund des ſchlummernden Mädchens! Der Frau Notburga dürſtet nach einem Laut aus Menſchenmunde. Worte flüſtert es, anfangs lallend, undeutlich, dann klar und verſtändlich. In getragenem Tone ſpricht das ſchlafende Kind: „Menſchenherz, du kummervolles, komm zu mir. Birg dich an meine Bruſt. Meine Bruſt iſt voller Gnaden und Liebe. Ich bin der Mächtige, der die Himmel trägt. Ich verlaſſe dich nicht. Erbarmen habe ich den Betrübten, Hilfe den Sinkenden. Deine Feinde, vor denen du heute zitterſt, liegen morgen zerſchmettert zu meinen Füßen. Der Herr bin ich. Nichts beſteht vor mir, als das reine demütige Herz. Laſſe fließen das Waſſer von deinen Augen und vertraue dich mir. Laſſe fließen den Tau auf deine heiße Angſt und ſinke in meinen Arm. Ich bin deine feſte Burg. Ich bin dein gewaltiger Herr und dein treuer Freund. Alles, was du Leides haſt, lege in meine Hand. Alles, was du Liebes haſt, lege an mein Herz. Ich bin dein erbarmender, liebender Gott . . .“

Alſo hatte das Mädchen geſprochen, dann ſchwieg es und ſchlummerte ruhig weiter.

Von der Fülle des Troſtes überwältigt, ſank Frau Notburga auf die Kniee und Frieden ſenkte ſich nieder auf ihren müden Leib.

Als ſie am Bette des Kindes kauernd wieder erwachte, war die Kerze herabgebrannt und zu den Spalten der Fenſterbalken leuchtete heller Tag herein. Im Lichte der geöffneten Fenſter ſchlug zuerſt Hans die Augen auf. Er richtete ſich raſch empor, blickte in der Stube umher und

fragte: „Wo iſt der Vater? Iſt der Vater ſchon fortgegangen?“

Als das die Mutter bejahte, ſchwieg er und kleidete ſich raſch an. Es kam die Morgenſuppe, er aß ſie ſchweigend und raſch. Frau Notburga ſchaute zum Fenſter hinaus. Die bereits hoch am Himmel ſtehende Sonne ſog den leichten Wolkenſchleier auf, ein blauer Dunſt lag über dem Thale. Auf der Straße raſſelte mancher Wagen heran, von ſchnaubenden Pferden gezogen; an einem dieſer Wägen fehlte das vierte Rad, es ſchien nicht Zeit zu ſein, ſelbes zu ſchaffen; auf ſeinem Stroh lag ein Menſchenkörper. Auf andren Wägen waren die Dinge verhüllt mit Reiſig und Moos. Ueber die Auen ſprengten Reiter daher. Von der Ebene bei Brixen herüber ſchimmerte eine wogende Maſſe von Soldaten in allen Farben; Trompetenſtöße zerriſſen die Luft. Ueber den Ortſchaften Neuſtift, Valun und anderen Dörfern lag eine Rauchſchicht und hoch oben bei Sankt Leonhard ſtanden mehrere Höfe in Flammen. In der Luft war manchmal ein Schlag, ähnlich dem, wenn man ein Tuch ausſchlingt, wegen des Waſſerrauſchens konnte man es aber nicht unterſcheiden, ob es Kanonenſchüſſe waren oder anderer Lärm.

Unten am Hausthore pochte es wiederholt und fremde Stimmen verlangten polternd nach Einlaß. Frau Notburga ſchloß wieder den Fenſterladen, zündete eine geweihte Kerze an und ſagte: „Kinder, kniet nieder, wir wollen beten.“

Sie knieten um den Tiſch herum, ſelbſt der kleine Peter faltete ſeine Händchen und lallte mit drein, als ſie anhuben, laut den Roſenkranz zu beten von den „ſchmerzhaften Geheimniſſen“ des Leidens und Sterbens Jeſu. Als der Roſen-

kranz vorüber war, betete Frau Notburga aus dem Buche laut die Litanei für Sterbende. — Sie fallen hin und haben keinen Zuſpruch und keine Anrufung, alſo dachte ſie und opferte ihr Bitten und ihre Stoßſeufzer für alle auf, „die zu dieſer Stund' müſſen abſcheiden und vor das Gericht Gottes treten". — Wer weiß, für wen ſie betet!

Nach vollbrachter Andacht war ihr wieder etwas tröſtlicher zu Mute und ſie begann ihre häuslichen Arbeiten zu verrichten. Als ſie ſich hierauf nach dem Hans umſchaute, daß er gewaſchen und geſtrählt werde, ſah ſie ihn nicht. Schon während des Gebetes, ſo wußte die kleine Marianna, war der Knabe zur Thür hinausgegangen. Allſogleich ſtellte ihm die Mutter nach; er war aber nicht im Vorhauſe, nicht in der Küche, nicht auf dem Dachboden, nicht unten in der heute ſo öden Gaſtſtube — er war nicht da. Die rückwärtige Thür war aufgeriegelt.

Frau Notburga erſchrak ſchon, allein die Marianna, die auch wachend ihr zum Troſte gegeben zu ſein ſchien, ſprach die Vermutung aus, der Hans werde hinausgegangen ſein zur Hanai in den Stall, um ſein weißes Lämmlein zu füttern, wie er es ſonſt zu thun pflegte. In der That, des Stalles und ſeiner Bewohner hätte die Hausfrau an ſolchem Tage ſchier vergeſſen. Wer weiß, ob die Magd ſchon da iſt. Das Kind muß daran denken, daß die Thiere ihren guten Appetit ſich durch kein Menſchenſchlachten verkümmern laſſen.

Das Stallthor ſtand halb offen. Die Rinder raſſelten ſchon ungeduldig an ihren Ketten, die Schafe blökten. Allein die Hanai war nicht da und der Hans war auch nicht da.

„Und das weiße Lämmel ist auch nicht da!“ sagte die Marianna, die mit herausgekommen war.

Frau Notburga eilte durch das Hinterthürchen hinaus und um das Haus herum. Sie rief nach dem Knaben, sie rief in den Baumgarten hin, auf die Straße hinaus. Er antwortete nicht und er war nirgends zu sehen. — Sollte er das Lamm in den Wald hinaufgeführt haben, daß es grase? Sollten fremde Leute in den Hof gedrungen sein, Diebe, Räuber . . .?

„Wo ist mein Haus?“ schrie sie grell auf, es war wie ein Hilferuf.

„Er ist dem Vater nach,“ sagte das Mädchen plötzlich.

„Er is dem Atta nach!“ rief auch der kleine Peter, und sein Stimmlein jauchzte.

Dem Vater nach! Die Mutter rang ihre Hände: „Gott im Himmel, welch eine Zeit!“

Wer kauft Lämmer?

Und durch das von Kriegslärm immer lauter wiederhallende Thal wandelte der Knabe mit dem weißen Lamm.

Als er auf der Straße, außer dem Bereiche der Mutter sich befand, war er einen Augenblick still gestanden, um zu horchen. Geschrei, Gerassel, Glockenläuten, Pferdegewieher von allen Seiten. Aus der obern Gegend, wo durch die finsterbewaldete Schlucht der Eisack hervorkam, dröhnten Kanonen. Nach dieser Richtung hin eilte Hans, der kleine Wirtssohn von der Mahr. Von der wildbewegten, staub-

wirbelnden Straße bog er ab und ſchlug einen Feldweg ein. Auf demſelben ging ſchleppend ein alter Mann hin, der am Rücken in der braunen Holzkraxe eine Ladung von „Herrgötteln“ hatte. Den holte der Knabe bald ein und er betrachtete die neugeſchnitzten Kruzifixe; ſolche waren in verſchiedenen Größen für Kirche, wie für Haus und Wegſäulen gemacht und ſorgſam bemalt. Ein paar davon hatten um das Haupt ſogar vergoldete Glanzſtrahlen. Aus dem Pitzthale war der Mann, war friedſam und fromm mit ſeiner chriſtlichen Ware die weiten Straßen gezogen, einkehrend überall. Denn es ſteht kein Haus in Tirol, das nicht ſeine Kruzifixe hat, außerhalb, innerhalb den Wänden, in der Vorlaube, an der Tiſchecke, in der Schlafkammer, aber auch an Zäunen und Baumſtämmen, an Kreuzwegen, an Brücken, Brunnen und Wegpäſſen, an Unglücksſtellen und ſchönen Ausſichtspunkten — überall das Kreuz. So waren für den „Herrgotteltrager“ aus dem Pitzthale, wo die Bildniſſe geſchnitzt wurden, auch ſtets gute Zeiten geweſen — und nun ſah er ſich plötzlich mitten unter rohen Soldaten. Anſtatt zu beten, fluchten ſie, anſtatt zu loben, daß er mit ſchönen Herrgötteln daherkäme, höhnten ſie ihn, und anſtatt etwas zu kaufen, riſſen ſie ihm einmal die Kraxe auseinander, grauſam ſchimpfend über ein „bigottes Geſindel“, das den hölzernen Chriſtuſſen vor lauter Frömmigkeit die Zehen wegküſſe und meuchlings aus dem Hinterhalte auf Menſchen ſchieße. — Der alte Hauſierer verſtand zuerſt gar nicht, wie das gemeint war; als er aber unweit von ſich einen franzöſiſchen Reiter, der ruhig des Weges getrabt kam, plötzlich vom Pferde fallen ſah, nachdem im Gebüſch ein Schuß gefallen, verſtand er es wohl und mur-

melte in seinen weißen Bart: „Geschieht euch recht. Hat euch wer gerufen ins Tirolerland herein?“

Diesen Alten holte nun der Knabe ein auf dem Feldweg. Gleich rief er ihn an: „Herrgöttelmann, kauf mir mein Lamm ab!“

Der Alte blieb stehen, schaute um und als er den Knaben sah, fragte er: „O Kleiner! Wagst du dich denn aus bei so schlechtem Wetter? Wohin willst denn mit deinem Schafkind?“

„Verkaufen!“

„Schafbraten, jetzt, wo Menschenfleisch so wohlfeil ist? Dumme Zeit. Wieviel willst denn für dein wollenes Rössel?“

„Daß ich mir einen Stutzen kann kaufen,“ sagte der Kleine.

„Du?“ fragte der Alte und lugte so drein, „was brauchst denn du schon so ein Rauchröhrl? Ein Christussel geb' ich dafür, daß du's deiner Mutter kannst bringen.“

„Ich will einen Stutzen zum Schießen,“ sagte der Knabe mit großer Entschiedenheit und eilte dem Alten voraus.

Dieser schüttelte den Kopf. Das war ihm auch noch nicht vorgekommen im Lande Tirol, daß man den Herrgott vor einem Schußprügel zurücksetzt.

Der Knabe kam bis Neustift, wo er sah, wie man von der Wand eines großen Hauses just den bayrischen Adler herabriß und in eine Pfütze warf. Dem Taubenwirtshause ging er zu, wo er sonst mit seinem Vater schon mehrmals gewesen; es war aber das Hausthor verschlossen und zum Fenster fragte eine alte Frau heraus, was er wolle?

„Wer kauft Lämmer?“

„Hast Hunger?“

„Ein Schußgewehr brauch' ich."

„Kind Gottes, es gibt für die Großen ihrer nicht genug."

Der Knabe ging durch die Feldschranke hinaus und zog weiter. Das Lamm blökte, so stellte er es auf den grünen Rasen, daß es Gras fressen konnte. Das Tier machte sich alsogleich dran mit hastigem Schnäuzlein. „Eile doch nur!" redete ihm der Knabe zu. „Lange kann ich dir nicht Zeit lassen. Mir ist recht leid, daß du fort mußt, aber schau, müssen der Vater und der geweihte Vetter und die andern auch fort. Ja, wenn du ein Löwe wärst, da könnte ich dich schon brauchen, aber du bist ein Lamm. Du bist viel zu gut, mein armes herzliebes Lämmel, du!" Er koste es und dann ging's wieder fürbaß.

Bei Schabs kam er zur Straße und konnte ihr nicht mehr ausweichen. An den Hängen war dichtes Gebüsch. Da holte ihn ein rasselndes Fuhrwerk ein. Vier Pferde und acht Bayern brachten eine Kanone daher. Einer der Soldaten packte den Knaben mit dem Lamm, hub sie empor und mit den Worten: „Das sind die Richtigen!" setzte er sie auf die Kanone, so daß der kleine Hans, das gewaltige Erzrohr zwischen den Beinen, förmlich darauf ritt. — Auch gut! dachte er sich, blieb ruhig sitzen und preßte seinen Liebling mit beiden Armen an die Brust.

„Na, junger Tiroler, reitest du auch gegen die Bayern?" spottete der Soldat.

„Ja," antwortete der Kleine trotzig.

„Wessen Sohn bist du, tapferer Held?"

„Des Mahrwirts."

„Des Mahrwirts? Des Aufrührers? Des Rebellen?“ riefen mehrere der Soldaten zugleich.

Der Knabe ſchwieg und biß ſich in die Lippen. Ein ſchlimmes Wort, das ihm da entſprungen war! Das konnte ein Unglück geben, er war ſich raſch darüber klar; er wußte zu gut, wie ſehr ſein Vater von den Bayern gehaßt war, und ſie ſchienen nicht im Unklaren über ihn zu ſein. Nun werden ſie den Sohn gefangen halten und ſchweres Löſegeld für ihn begehren. Oder gar den Vater zwingen, mit ſeiner Freiheit das Leben des Kindes zu erkaufen. — O nein! ein ſolches Leben brauche ich nicht. Lieber ſtürze ich mich vom Felſen herab.

„Alſo des Mahrwirts Sohn!“ ſagte der Soldat noch einmal. „Da willſt du jetzt deinen Vater ſuchen, nicht wahr? Und ihm einen Lammbraten bringen zum Siegesmahl, wie? Ich kann dich weiſen, dein Vater hat ſich heute früh ſchon bei uns angemeldet, er wird da oben ſein bei den andern Rebellen, da in den Büſchen oben. Wird wohl ſo ſein, nicht wahr? Na, Bürſchel, wir werden ihn ſchon finden. Er wird uns bald entgegenkommen, er will die Bayern ja lebendig ſpießen, nicht wahr? Ein wackerer Mann, dein Vater. Wir wollen ihm auch eine große Ehre anthun. Auf den allerhöchſten Fichtenbaum, nicht wahr? Oder viertheilen, daß ſie in jedem Viertel Tirols ein Stück von von ihm kriegen, wie?“

Der Knabe zuckte bei ſolchem Zuſpruch ein wenig mit den buſchigen Augenwimpern, ſchwieg und blieb ſitzen auf der Kanone, als ob er angegoſſen wäre. Aber kläglich blökte das Lamm. Das ſchwere Geräder holperte ächzend weiter; ſie kamen ſchon gegen die Waldſchlucht, wo aus den Tiefen

und von den Hängen bläulicher Rauch aufstieg. Dort und da konnte man den Rauch wie weiße Springbrunnen hervorschießen sehen und dabei war ein Geknatter zu vernehmen, als brächen im Walde alle Baumstämme nieder.

„Siehst du, Junge, da geht's lustig zu!“ sagte der gesprächige Soldat zum Knaben, während er nebenherschritt und gleichwie die übrigen den Wagen rasch weiterzubringen trachtete. Dann zu den Genossen: „Was glaubt ihr, Kameraden, sollen wir den schönen jungen Tiroler, den wir bei uns haben, nicht austrommeln lassen? Die Herren Strauchschützen sollen doch einmal unsere Kanone aufs Korn nehmen. Vielleicht will's der Mahrwirt selber thun, nicht wahr? Der ist ja überall voran.“

Wie ein Kätzlein, so sprang der Knabe plötzlich vom Gefährte auf die Straße, beinahe wäre er entkommen, aber der Bayer erhaschte seinen Arm und sagte, ihn festhaltend, ganz gemüthlich: „Oha, junger Herr, wir bleiben noch beisammen.“

Das Lamm war von den Rädern zermalmt und sein rotes Blut färbte die staubige Straße. In demselben Augenblicke zuckte der gesprächige Soldat zusammen, fuhr mit beiden Händen an den Kopf und stürzte zu Boden. Der Knabe war frei, aber nur für einen Augenblick, schon faßten ihn zwei andre. Die übrigen der Bedeckung hatten ihre Gewehre von den Schultern gerissen, wußten aber nicht, wohin zielen, denn sie sahen nur Gebüsche, Bäume und Steine, aber keinen Feind. Fast wahnwitzig schossen sie auf das Buschwerk hin, gegen Stellen, wo eben wieder frischer Rauch aufwehte.

Sie waren mitten im Treffen. Aus der Schlucht hervor brachen Bayern und Franzosen. Ein bayrischer Hauptmann

gab die Parole aus: den Mahrwirt fangen! An die Lehnen kletterten sie hinan, viele purzelten zurück in die Tiefe. Auf andre hatten sich aus Verstecken Bauern gestürzt und sie rangen miteinander. Aus einem Strauche hervor sprangen etliche Tirolerschützen zur Straße herab und auf die Kanone los. Roß und Reiter stürzten, da sprengte mit verhängten Zügeln ein Rothmantel heran und spaltete mit dem Säbel einem stattlichen Landjäger, der ihm den Aermel durchschossen hatte, das Haupt.

Der Knabe Hans nutzte die Verwirrung, um den Hang hinanzuklettern, da sah er am Straßenrand den furchtbar zugerichteten Bauernschützen. Einen gellen Schrei stieß er aus, stürzte sich an die Brust des Toten und rief in heller Verzweiflung: „Mein Vater! Mein Vater!“

Mehrere der feindlichen Männer standen einen Augenblick vor diesem herzzerreißenden Bilde. Endlich sagte einer, auf den Erschlagenen weisend: „Schade, den hätten wir lebendig haben sollen. Es ist der Mahrwirt.“

Bald ging's um unter den Truppen: „Der Rebell ist erschlagen!“

Immer mehr belebte sich der Platz mit Kämpfenden. Zur Rechten war der steile Hang, zur Linken das tiefstürzende Ufer des Wassers. Die Franzosen führten ununterbrochen ein heftiges Geschrei, das von Trompetenstößen schrill durchschnitten wurde. Die Tiroler hinter ihren Verschanzungen zielten ruhig und schweigend, fast bei jedem Schusse purzelte ein Mann. Der Sohn des Mahrwirts war entkommen. Behendig wie eine Wildkatze kletterte er an dem Felsenschrunde hinan gegen die Schützen. Unter finstern

Fichten trat der Kreuzwirt von Brixen auf ihn zu und fragte erregt: „Ist's wahr, was sie sagen? Dein Vater . . .“

„Wo ist mein Vater?“ rief der Knabe.

„Du sollst ihn ja selber liegen gesehen haben.“

„Nein,“ antwortete der Knabe, „der ist es nicht gewesen.“

„Du sollst es doch selber gesagt haben!“

„Ich habe es nur gesagt. Er ist es nicht.“

„Hans!“ versetzte der Kreuzwirt, „warum frevelst du so?“

„Ich hab's gesagt,“ entgegnete der Knabe trotzig, „damit sie meinem Vater nicht mehr nachstellen.“

Heut' haben wir Schützentanz.

Noch in der dunklen Nacht war Peter mit seinen Leuten hinter Mühlbach den Waldhang hinangestiegen. Die feindlichen Truppen waren nahe und schienen wohlgeordnet die Klause und die Eisackschlucht besetzen zu wollen. Als der Morgen graute, fielen die ersten Schüsse, und da war es, daß Bruder Augustin zu seinem Schwager sagte: „Peter, ich habe nur an meiner Rüstung zu ordnen, ich komme gleich nach.“ Doch war es etwas andres, er konnte nicht weiter. Es zitterten ihm die Glieder und das Eingeweide seines Leibes wollte sich empören. Seine Hände waren kalt wie Lehm, auf seiner Stirn standen große Tropfen. Die Todesangst! — Feige Kanaille! rief er sich selber zu, vorwärts! ich will es! — Der Geist kommandierte wohl, aber das Fleisch wollte nicht gehorchen. Ein bebendes Grauen ging

durch seine Natur. An einem Buchenstamme lehnte er wie angebunden. — Was ist denn das? fragte er sich wieder, habe ich mich je gefürchtet vor dem Sterben? Habe ich nicht willig verzichtet auf diese Welt, meinen Leib abgetötet und lebendig begraben im Kloster? Und jetzt diese verfluchte Angst! Die lebenslustigen Männer dort, sie haben Weib und Kind — heiter wie zu einem Festschießen gehen sie in die Schlacht. Bist nicht auch du ein Tiroler? Bist du nicht fast hochmüthig dahergekommen, um das Vaterland retten zu helfen?"

„Komm, Kamerad, es geht schon los!" rief ihm ein vorübereilender Bauernbursche zu; durch das Gezweige her prickelte Pulvergeruch.

„Marsch, vorwärts!" schrie Bruder Augustin laut auf und sprang mit gezückter Waffe fast wild in den Pulverdampf hinein.

Entlang der Schlucht, in deren Tiefen gischtend das Wasser grub und brauste, und an den umliegenden Berghängen entbrannte die Schlacht. Die steil den Berg hinan sich klammernde Feste bei Mühlbach war von Franzosen besetzt. Manch ein Tollkühner, der von dem stets unsichtbaren Feinde gereizt in wütender Ungeduld vordrang, purzelte in den Abgrund, der schier finster war und aus dem fortwährend tauender Nebel aufstieg von den an Felsblöcken und Stürzen zerschellten Wellen. Aus den hochgelegenen Wäldern kamen Raben niedergeflogen, welche krächzend über der Schlucht hin- und wiederflatterten, als wüßten sie es, daß zu solcher Zeit die Kugeln für andere Ziele gegossen waren, oder als ahnten sie, daß hier ein üppiger Tisch gedeckt werden würde für die Vögel des Himmels.

Von den Thälern her erhielt der Feind immer neuen Nachtrupp; aber die Reiterei und die großen Geschütze konnten nicht recht einsetzen, letztere mußten vielmehr geborgen werden hinter Felsen, damit sie von den Tirolerkugeln nicht zu sehr Schaden nahmen. Um so tapferer verhielt sich das Fußvolk; das Gewehr an der Achsel, den Säbel im Munde, so kletterten die Soldaten empor von Fels zu Fels, und wenn einer stürzte, kamen stets ihrer zwei nachgerückt. Die Stellung der Bergschützen wurde von Stunde zu Stunde umworbener, so daß auch jene Schützen, denen am Morgen bei der „staden Umbrodlerei" langweilig gewesen, nun aufzuleben begannen.

Am Vormittag hatte es auch für die Tiroler in den andern Häugen noch nicht gar viel zu thun gegeben; der Feind hatte in den Niederungen mehr für die Selbsterhaltung, als für den Angriff zu sorgen gehabt, er war über die Stärke der Gegner noch gänzlich unklar. Mancher Schütze konnte sich behaglich auf einen Stein setzen und, den Stutzen an dem Schenkel, ein Pfeiflein anzünden. Da aß einer oder der andere der bäuerlichen Streiter sein Stück Brot, das er in seinem Zegger mit sich gebracht hatte. Andern brachte man von Höfen her in Zwillingtöpfen Kraut, Speckſuppe und Plenten, Speisen, die sie hastig auslöffelten oder hinter einem Busche verbargen, je nachdem knappe Zeit war. Als es auf dem Mühlbacher Turme elf schlug, sagte der Eberstaller, dessen Gehöfte nicht weit entfernt stand, jetzt wolle er heimgehen zum Mittageſſen, es gäbe derweil so nichts zu thun. Und er ging auch, nahm sich aber nur Zeit für die Krautsuppe, denn eine bleierne Hummel summte zum Fenster herein. Das Stück Plenten faßte er mit den Fingern und eilte hinaus

Feinde in Maſſen mit klingendem Spiele zogen heran, voll hochmütiger Siegeszuverſicht. Die grünen Wieſen waren ganz blau vor lauter Franzoſen und ein paarmal waren gegen die Erd- und Holzverſchanzungen große Geſchütze losgeknallt worden, welche die ſolchen Getöſes noch ungewohnten Bauern mehr erſchreckt als geſchädigt hatten. Als der Feind nun aber begann ſturmzulaufen und zwiſchen den Waldbäumen auf der Höhe ſchon Blauhoſen hin- und herhuſchten, und als von den Bauern einer um den andern umfiel, da rief ein Jäger aus dem Puſterthale: „Aus iſt's, Leut', alle ſind wir hin! Alle, wenn wir nicht höher ins Gebirg flüchten!"

„Hundsfott!" ſchrie ihm der Stauker von Sarns ins Ohr. „Flieh, wenn du Kuraſch haſt, ins Gebirg! Daß dich die Haſen beißen kunnten!"

Auf ſolchen Schimpf blieb der Jäger ſtehen, wo er ſtand, und ſchoß ruhig weiter, bis der Feind wich.

Ein arg zerflicktes rühriges Männlein war vorhanden, das wollte auch mitthun.

„Was willſt denn du da, Veitel?" fuhr den der Rampesbauer an. „Du haſt dem Brixner Biſchof von ſeiner Herde die Geiß weggeſtohlen, dich brauchen wir nit."

„Heut' zahl' ich ſie zurück!" antwortete das Männlein und wollte auf einen Soldaten feuern. Der Hahn knackte wohl, aber das alte verroſtete Zeug ging nicht los.

„Ein Dieb iſt's nit wert, daß er mithalt'."

„Deine Chriſtenlehr' brauch' ich nit," gab der Veitel zurück, lief den Hang hinab und wollte mit ſeiner Hackenbüchſe, die nicht losging, einem Bayern den Schädel einſchlagen. Der Bayer ſtach ihn nieder. Der Veitel, das war

ein armer Kleinhäusler gewesen, mit vielen hungrigen Würmeln. Und die entwendete Ziege, die war nun bezahlt.

Zwischen mehreren im Haselgesträuche wohlversteckten Felsblöcken, wie in einer Burg verschanzt, hatten sich ihrer zwölf Schützen aus Bruneck festgesetzt und hatten von da aus manche Verheerung angerichtet. Sie konnten ganz gemächlich laden und sich ihren Mann bedächtig auf die Mücke nehmen. Zwischen Astwerk guckten sie hinab auf eine kahle Ausböschung, wo Bayern auf Schutt und Stein Stellung nehmen wollten. Die Ausböschung war ein Punkt, von welchem aus vielleicht den Tirolern der Vormarsch in die Schlucht abgeschnitten werden konnte. Denn die Eisackschlucht freizuhalten, durch welche aus Sterzing Hilfstruppen kommen mußten, das war hier eine wichtige Aufgabe. Die Brunecker sahen aber da eine gute Gelegenheit, ihre neuen Gewehre einzuschießen.

„Welchen werde ich mir denn jetzt aussuchen?" sagte der eine.

„Ich gunn' mir den Lackel mit dem Geißbart," sagte der andere. Puff!

„Ich nehm' den zerlumpten Kerl, der keine Stiefel mehr an den Füßen hat. Halt ein bissel, talketer Hiesel, auf scharfem Sand geht's nit gut barfuß; marsch in die Ewigkeit!" Puff!

Wieder ein anderer im Versteck sprach: „Dort beim Wassergrabel liegt ein Angeschossener, der windet sich wie ein Regenwurm, der erbarmt mir."

„Lapp, der Angeschossene thut uns nichts mehr. Die Gesunden mußt schwach machen. Das Pulver ist teuer!"

„Wenn wir nit alle ausrotten," ſagte der eine, „ſo hätten wir lieber nit anfangen ſollen. Und deswegen nehm' ich mir doch den armen Teufel und ſchicke ihn heim zum himmliſchen Vater." Puff!

Durchs Buſchwerk her huſchte der Rampesbauer. Der fragte: „Iſt der Mahrwirt nit bei euch?"

„Der ſteht mit ſechzig Mann hinter der Klauſen und macht dem Feind die Hoſen bledern."

„Habt ihr keinen Anführer?"

„Wir brauchen keinen. Jeder weiß, was er zu thun hat: Boarn und Franzoſen derſchießen."

„Meine lieben Leut'," ſagte nun der Rampesbauer, „da oben geht's noch ein biſſel anders zu, da oben bei Sterzing! Wer auf dem Koſel ſteht, der kann das große Geſchütz recht gut hören: bum, bum, bum, bum! Schon ſeit einer Stunde. Es muß ein luſtiger Tanz ſein. Der Sandwirt iſt dabei."

„Wenn ſie der Anderl herabjagt, nachher geſegne uns Gott, nachher haben wir den ganzen Krempel."

„Wir wollen ſie nit weiterjagen, denke ich. Wenn den Herren unſer Tirolerboden gar ſo wert iſt, ſo wollen wir ſie ſchon hineinſtecken."

„Mit Gottes Hilfe!" ſetzte der Rampesbauer dazu.

So plauderten ſie in ihrer Felſenburg und inzwiſchen pfefferten ſie einen um den andern nieder.

In der Schlucht hatte ſich ein ſolcher Rauch entwickelt, daß man kein Schußziel mehr ſah. „So, jetzt iſt's wieder zum Raſten," meinten ſie, „denn der Tiroler ſchießt nur, wenn er etwas auf dem Korn hat."

„Magſt Branntwein, Kamerad?“ fragte einer der Puſterthaler einen heraneilenden Schützen.

„Vergelt's Gott,“ antwortete dieſer, „aber Pulver, wenn ihr habt!“

„So viel, daß wir den Ploſſenberg kunnten in die Luft ſprengen.“

„Juchhe, heut' haben wir Schützentanz!“ rief der Burſche, „und wenn's mich gilt, ſo verkauft's mein G'wand, ich bin im Himmel!“ Dann lud er den Doppelſtutzen und ging wieder an die Arbeit. Das Knattern in der weiten Gegend währte ſo gleichmäßig fort, daß niemand mehr darauf achtete. „Und der Pulverdampf überall macht einen ganz rauſchig!“ meinte ein alter Grödenthaler.

Jetzt kam von der andern Seite herüber die Nachricht, auf der Wieſe oberhalb der Klauſe brauche man Leute. Alſogleich machten ſich Schützen auf und kletterten an wüſten Wänden gegen den benachbarten Ort hin. Einer hatte ſich zwei Gräßinge (junge Fichtenbäumchen) angebunden, einen über der Bruſt und einen am Rücken, damit auf den kahlen Hängen, die er beſchreiten mußte, ihn der Feind nicht ſollte bemerken. Der wandelnde Baum kam glücklich hinüber. Ein andrer ſchrie unterwegs plötzlich laut auf: „Jeſus Maria, aus iſt's!“ und taumelte auf das Geſtein hin. Er wäre den felſigen Hang hinabgekollert, wenn nicht ein Kamerad in keckem Nachſprunge ihn aufgefangen hätte. Sie labten ihn mit Branntwein, fragten noch, ob was auszurichten wäre, beteten ihm einen kurzen Sterbeſegen vor, und als es vorbei war, deckten ſie ihn mit Reiſig zu und eilten weiter.

Hinter der Klauſe auf der Matte ging es emſig her, dort waren auch ſchon Weibsleute ausgerückt. Etliche

Bäuerinnen hatten eine hochgeschichtete Heufuhr herbeigezogen; dahinter verschanzte sich nun eine Anzahl Schützen mit einem größeren Pulvervorrat. Denn aus dem Thale drängte sich in immer neuen Haufen der Feind herauf und schoß nach diesem Ziele mit einer Kanone.

„Patsch!" rief allemal eine der Tirolerinnen, so oft die Kugel ins Heu schlug und darin stecken blieb. „Ja, ja, die weichen Schilder thun's immer einmal besser als die harten, wenn sie auch nicht so fürnehm glänzen." Dabei pfiffen die Schützen neben der Heufuhr und unterhalb durch ihre Stutzen los und die Feinde kamen nicht näher. Zwei frische Dirnlein waren hinter der Heuschanze, diese jodelten mit hellen Stimmen einen Almer, und als eine Kartätsche herangesungen kam, schrie eines der Dirnlein hinunter: „Pufft's nur zu, wir fürchten uns nit vor diesen bayrischen Dampfnudeln."

Als ihre Stellung doch ungünstiger wurde, zogen und schoben sie die Heufuhr flink weiter, und hinter derselben immer die Scharfschützen, den Pulvervorrat bergend, dabei stets ladend, zielend und treffend.

Einer vom Ritten war dabei, der sagte: „Ich brauche gar keine Heufuhr, ich habe den Lukasbrief in der Tasche!" und wollte sich unbedeckt den feindlichen Kugeln aussetzen. Die Kameraden hielten ihn zurück. Von Kapuzinern waren nämlich geweihte „Lukasbriefe" (mit Gebeten zum heiligen Lukas und mancherlei Beschwörungen) verteilt worden, welche, wie es ja auch drinnen gedruckt stand, jeden hieb- und schußfest machen sollten, der ein wahres Vertrauen zu ihnen habe.

„Ich glaube nicht daran," sagte einer hinter der Heufuhr, „der Riedesberger Michel hat auch einen Lukasbrief

in der Tasche gehabt, und hat ihm doch ein Kartätschenscherben die Hand weggerissen."

„Wird halt kein wahres Vertrauen gehabt haben," entgegnete der vom Ritten, „ich aber hab's und mir kann nichts geschehen." Riß sich von den Genossen los, sprang hinaus in das freie Feld und schoß auf die Bayern hinab. Nicht eine Minute lang dauerte es und er lag hingestreckt mitsamt seinem Lukasbrief.

„Der Lukasbrief ist gut, aber die Heufuhr ist besser," meinte ein andrer und rächte unterhalb, zwischen den Wagenrädern durch, den gefallenen Kameraden. —

Jenseits der Bergmulde auf dem Felsvorsprung stand ein Schütze, der eine arg geschwollene Wange hatte.

„Hast Zahnweh, Philipp?" redete ihn ein Nachbar an.

„Schußprügelweh!" antwortete er. „Mein alter Doppelhacken, der Sakra, haut mir allemal eine aba, so oft ich ihn losbrenne. Laß mich aber doch lieber ohrfeigen, als einen Franzosen stehen." — Puff!

Gleich neben diesem Wackeren saß ein alter Mann und that ganz gemüthlich mit seinem Gewehr um. „Fertig bin ich," sagte er.

„Wieviel hast denn du schon bleich gemacht, Auer Seppel?" fragte ihn ein Kamerad.

„Ich habe drei Ladknechte mitgebracht, vier Stutzen und sechsundneunzig Kugeln. Und wenn ich öfter als dreimal gefehlt habe, so will ich wohl keinen Theil haben an der himmlischen Seligkeit."

Ein andrer beklagte sich über seine Dummheit, daß er zum „Franzosenderschießen" sein weißes Hemd angezogen habe; jetzt dürfe er die grüne Joppe nicht wegwerfen, denn

das Weiße thäte ihn schnell verraten hinter dem Buschwerk. Es war aber mächtig heiß geworden und der Schweiß rieselte dem Schützen tropfenweise über das braune Gesicht. Wieder ein andrer fluchte darüber, daß eine Kartätschenkugel, die neben ihm in eine Pfütze gefahren war, ihm das Sonntagsgewand mit Morast anspritzte.

„Geschieht dir schon recht!“ lachte sein Nächster, „wer mit Welschen zu thun hat, der legt nit 's bessere Gewand an.“

Halberwachsene Burschen und Weiber, die kein Gewehr zum Schießen hatten, sammelten verschossene Kugeln, krauten sie aus dem Rasen, stachen sie aus den Baumstämmen und trugen sie den Schützen zu. Etliche Knaben waren beständig auf dem Wege zwischen einer Engschlucht und den Schießständen, um in Thongefäßen und Lederſäcken, selbst in Filzhüten den Kämpfenden Trinkwasser zu bringen.

Auf einmal hörte man von einem Dickicht herab rufen: „Wer Wein will, der soll herkommen!“

Einem Wirte zu Mühlbach, der an der Gicht daniederlag und nicht mitthun konnte, war es eingefallen: Durst werden sie kriegen bei dieser Brathitz! und rief die einzige Person, die noch zu Hause war, eine höckerige Magd.

„Kannst zwanzig Maß tragen?“ fragte er.

„Auch vierzig!“ sagte sie

„So nimm das Fassel mit vierzig! Hinauf mußt du durch den hintern Wassergraben.“

Sie legte das Faß in einen Strick, nahm es, vermittelt durch einen Holzprügel, über die Achsel und schleppte es den Berg hinan. Bald jedoch merkte sie, daß mit dem Fasse kaum durchzukommen sein würde, ohne die Aufmerksamkeit der Feinde zu erregen; daher nahm sie unterwegs in einem

Grasstadl einen Futterkorb, that das Faß hinein, überdeckte es mit frischem Grase und ging dann als Almerin, die einen Korb mit Futter schleppt, hinauf. An einigen bayrischen Soldaten mußte sie vorbei, vor denen hatte sie Angst, deshalb that sie gar harmlos, rastete ab, zog aus dem Kittelsack ein kurzes Pfeiflein und eine Tabaksblase, stopfte das Zeug und bat die Soldaten um Feuer. Sie lachten das alte Moidel aus und ließen es allein. Das alte Moidel hinwiederum lachte die Bayern aus, zündete sich keine an, sondern machte sich mit ihrer Last wieder auf den steilen Weg. Sie kam glücklich hinauf und hörte schon das Jauchzen eines Schützen; es klang, als hätte er auf der Scheibe ins Schwarze getroffen. Unten auf dem Plane purzelte ein französischer Offizier vom Pferde.

Hinter dem Standplatz mehrerer Tiroler that sie ihr Faß aus dem Korbe, da summte eine Bremse an ihrem Kopf vorbei. Es war aber keine Bremse, sondern eine Kugel, und gleich auch eine zweite, und sie schlugen in das Faß, daß der Wein in einem hohen rosigen Bogen hervorsprang. Das Moidel wendete das Gefäß und stopfte alsogleich ihren Finger in ein Loch. So stand sie am Fasse, da ringsum die Kugeln sausten, und so schrie sie: „Wer Wein will, der soll herkommen!“

Etliche kamen herbei und ließen sich den seltsamen Brunnen in den Mund springen. Von der steilen Schutthalde schrie ein Bauer herab: „Möchte schon auch trinken, aber ich hab' jetzt nit Zeit.“ Er war eben beschäftigt, mit einem Eisenkrampen einen Stein locker zu machen, um ihn in die Tiefe sausen zu lassen.

Mehrere eilten herbei, um zu helfen und bald rutschte

der Felsblock den Sand hinab, ſchlug über, hub an zu rollen und zu hüpfen, machte einen gewaltigen Bogen über die Baumwipfel des Thales hinaus, fuhr mitten in den Feind hinein und ſtob in tauſend Scherben auseinander.

Schlimm trieben es zwei andre auf der Zinne einer Felswand. Dort rang ein Holzer aus Weidbruck mit einem reckenhaften Franzoſen. So enge hatten ſich die beiden ineinander verſchlungen, daß keiner mehr von ſeiner Waffe Gebrauch machen konnte. Nur die ſchneeweißen Zähne bleckte der Franzoſe gegen das finſtere Geſicht des Aelplers. So fuhren ſie mehrmals hin und her, aber die Füße ſtemmten ſich feſt in den Sandboden; dann hielten ſie einen Augenblick ſtill und ſchnauften, um bald noch wütender einzuſetzen. Der Sand ſtob auf unter den Füßen und die Schuhnägel des Aelplers gaben Funken im Geſtein. Der Franzoſe mit katzenhafter Beweglichkeit ſuchte dem Gegner ein Bein zu ſchlagen, da nahm der Tiroler einen wuchtigen Sprung gegen den Abgrund und mit dem Ausrufe: „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit!“ ſchleuderte er den Feind mit ſich in die Tiefe.

Die feindlichen Mächte rückten weiter und weiter vor und der Kampf zog ſich immer höher ins Gebirge hinan. Hoch oben, auf einer faſt ebenen Waldblöße, wo ein Chriſtuskreuz ſtand, zu welchem alljährlich am Kreuzerhöhungstage Wallfahrer zu kommen pflegten, hatten ſich heute zwei halberwachſene übermütige Mädchen zuſammengethan, um nach einer Trompete, die tief unten zum Marſchieren blies, auf glattem Raſen ein Tänzlein zu hopſen. Sie waren ſehr guter Dinge und hatten ſich einander juſt geſtanden, daß jedes bei den Schützen einen Schatz habe. Und ſie wetteiferten im

Aufzählen der Vorzüge ihrer Liebsten und wohl auch darin, welcher an diesem Tage die meisten Blauhosen niederlegen werde. Da sauste plötzlich eine Kugel durch die Luft und eines der Mädchen sank zu Boden. Das andre Almdirndel that einen schreckbaren Schrei zum gekreuzigten Christus empor, wollte in Verzweiflung den Heiland herabreißen, das er helfe, rette. Weil das vergebens war, so rief sie der Sterbenden zu: „Bereue deine sündige Liebschaft, daß du in den Himmel kommst!"

„Die Lüge — bereue ich," stammelte die Verblutende, „s' ist nit wahr, ich habe keinen gehabt. Das dumme Prahlen! Thu' beten für mich, Kameradin — ich muß schlafen gehen."

„Jesus, der Krieg! der Krieg!" jammerte das andre Mädchen. „Wenn man's auch nur sagt, daß man einen Soldaten hat, so wird man schon erschossen."

Weinend ging sie herab zu den Schützen: „Könnts mich nit brauchen, Manner?"

„Alles können wir brauchen!" rief der Schützen einer, während sein Stutzen knallte, „eilends ein Feuer anmachen zum Kugelgießen."

Drüben beim Dorfe Spinges hatten sich viele Landleute festgesetzt. Sie bargen sich hinter der Kirchhofsmauer und schossen herab. Der Ansturm wurde immer mächtiger; von einer Seite jagten Bayern herauf, von zwei Seiten Franzosen. Der Schmied von Volters, der mit einer Riesensense da war, rief, als er die vielen blitzenden Bajonette sah: „Das hölliſche Stechgras muß man mähen!" und fuhr mit seiner Sense wütend drein. Er mähte manchen „Halm", dann fiel er selbst.

„Stehts auf und helfts uns!“ rief ein alter Bauer auf die Grabhügel hin. Aber die Väter schliefen und die Söhne blieben im Streite allein. Die Franzosen kamen in einem weiten Halbkreise heran; viele kletterten schon über die Friedhofsmauer und als es sich weniger ums Schießen als ums Stechen handelte, zogen die Tiroler sich zurück, weiter ins Gehölze. Mit schmetterndem Hurra nahmen die Feinde den Kirchhof. „Argenterie!“ wieherte ein Franzose, da wollte sofort ein ganzer Trupp in die Kirche dringen. Doch blieben sie stehen und stutzten. An der Kirchthür stand ein bleiches Mädchen, das hatte eine dreispießige Stallgabel in den Händen und war bereit, den ersten Nahenden niederzustechen. Alle andern ihrer Landsleute waren davon, sie allein stand da mit zusammengekniffenen Lippen und trotzig rollenden Augen. Ihr Haar flatterte im Wind. Bewegungslos aber lauernd, wie ein zum Sprunge bereiter Tiger, so stand sie mit ihrer dreispießigen Gabel und starrte auf die Krieger. Diese schauten eine Weile auf sie hin, dann wendeten sie sich kopfschüttelnd seitab.

„Une pucelle d'Orléans tyrolienne;“ sagte einer von ihnen. Keiner nahte sich mehr dem Kirchenthore.

Hanai, die Magd von der Mahr — wir haben sie ja sogleich erkannt. Als die Besatzung wieder abgezogen war, um die Schützen zu verfolgen, kniete sie nieder vor dem geschlossenen Thore, betete ein stilles Vaterunser, nahm ihre Gabel auf die Achsel und trachtete den Kampfgenossen zu.

Etwas abseits von dem Platze, wo man in die Luft heute schon so viele Löcher gemacht hatte, fand sie einen guten Bekannten. Der Tonele saß am Waldrain, trommelte mit der Faust auf seine Knie und sang, aber nicht allzulaut:

„Frisch auf, frisch auf, frisch auf
Zum Streit in mutigem Lauf!
Kämpft tapfer, das Gewehr zur Hand,
Fürs Vaterland!
Für Kaiser und Vaterland!

Verdoppelt, Brüder, euren Schuß,
Und schickt dem Feind den Kugelgruß,
Er flieht, er flieht! Schnell losgebrannt,
Fürs Vaterland!
Für Kaiser und Vaterland!

Und dann zurück zu unsrem Schatz,
Der ein so süßes Göscherl hat,
Und geben ihm gleich Kuß und Hand,
Fürs Vaterland!
Für Kaiser und Vaterland!

„Ja, ja, du Held!" rief die Hanai dem Burschen zu. „Singen können auch die Spatzen. Schießen sollst!"

Stand der Tonele auf und sagte mit schreckbar entschlossener Miene: „Hab' ich nicht geschossen?"

„Den Stutzen hast wohl hingezielt, wie du hinter dem Lärchenbaum gestanden bist. Habe dir von weitem zugeschaut. Alleweil hast hingezielt auf den schwarzbraunen Bayern, der unten beim Brunnen ist gestanden. Aber losdruckt hast nit."

Hierauf sagte treuherzig der Tonele: „Weißt, Hanele, er hat beim Brunnen just so schön getrunken. Er ist durstig, habe ich mir gedacht, und beim Trinken soll man die Leut' in Ruh' lassen. Und wie er fertig ist und ich schießen will, ist der schlechte Mensch auf einmal nicht mehr dagewest. Den, wenn ich noch einmal derwisch!" Er ballte die gehobene Faust.

„Wirst ihm doch nichts thun?" spottete die Hanai.

„Bei den Ohrwaſcheln nehm' ich ihn und beutl' ihn ſolang, bis er mir's verſpricht, daß ſie heimlaufen wollen."

„Ein Tſchapperl biſt!" ſagte die junge Magd und gab ihm mit drei Fingern ein Wangentäſchl.

Er ſchaute ſie ganz verzückt an und bettelte: „Du Hanai, das iſt gut geweſen. Haſt nit noch eins?"

„Verlang' dir's nit, Bübel! Das zweite möcht' ein biſſel anders ausfallen!"

„Daß die Leut' gar ſo gern ſchlagen, heutzutag. Sollen zithernſchlagen," meinte der Burſche. Da zog ſie ihn ſchon am Aermling mit ſich fort: „Geh eilends mit mir, dort drüben bei den Sandbachhäuſern, hörſt es? Dort geht's ſcharf los. Sie brauchen uns."

Als ſie über den Plan eilten, bemerkte die Hanai einen Blauhoſen, der aber keine Mütze und kein Gewehr bei ſich hatte und der mit Haſt und Mühe eine alte Kiefer hinaufkletterte, um ſich oben in der dichten Krone zu verſtecken. Zwei Schützen verfolgten ihn und der eine rief, auf den Baum weiſend: „Da oben ſitzt er! Herunterſchießen, den galliſchen Hahn!"

„Gehts, gehts!" ſagte die herbeieilende Magd. „Der macht nichts, da oben. Aber bei den Sandbachhäuſern drüben. — Tonele, geh her, das iſt eine rechte Arbeit für dich. Stell' dich mit deinem Stutzen da an den Kiefernbaum und ſchau, daß dir der Franzos nit auskommt. Bis wir zurückkommen, nehmen wir ihn mit. Manner kommts mit mir."

So eilte ſie mit den Schützen weiter und der Tonele ſtand auf der Wacht unterm Baum. Da oben im dichten Aſtwerk hockte der Schelm und ſuchte ſich mit Gezweige über und über einzuflechten. Dabei fiel ihm ein Lederbeutel herab.

Der Tonele glaubte, es seien Dukaten drin, aber es waren nur Bleikugeln. Anfangs war dem Burschen ein wenig unheimlich, als er jedoch sah, daß der Feind auf dem Baum sich immer dichter ins Netz flocht und nur für seinen Schutz bedacht schien, ward er zutraulicher und rief hinauf: „Franzos, wo hast denn deine Büchsen?"

Der oben antwortete zwar, aber welsch. — Und wenn der Mann nicht deutsch kann, so wird das langweilig werden, bis die Hanai von den Sandbachhäusern zurückkommt. — Allmählich merkte der Tonele, daß er aus dem Welschen — in dem der Franzose fortwährend parlierte — etwelches verstand. Es war so ein bißchen Deutsch dabei und das kam beinahe so heraus, als ob der Franzose daheim in seinem Land Geld hätte, und als ob er das Geld dem jungen Tiroler schicken wollte, wenn dieser ihn jetzt entkomme ließe.

„Freunderl!" rief der Tonele hinauf, „bestechen lassen wir uns nicht. Nicht um Roß und Wagen. Aber totschießen thun wir dich auch nicht. In einen Wolfskäfig thun wir dich hinein und füttern dich mit Bayern-Pflegerspeck. Und wenn du dich totgefressen hast, thun wir dich in Weingeist und stellen dich in Sprugg (Innsbruck) auf die Schul, daß die spätern Tiroler auch wissen, wie ein Franzos ausgeschaut hat."

Es war nur mehr des Zeitvertreibes wegen, daß der Tonele so plauderte, und zu Kriegszeiten müsse der Landjäger schon einmal so grobe Reden thun — insgeheim meinte er es nicht ganz so schlimm. Dort über den Schutt hinab liefen etliche Bayern, man wußte nicht recht, verfolgten sie jemand oder waren sie auf der Flucht. „Mein Gott," dachte der Tonele, „da sollte man auch hinüberzünden. Pah, lassen

wir's bleiben, vielleicht schießt sie ein andrer nieder. Wer mir nichts thut, dem thu' ich auch nichts. Ich stehe ja nur auf der Wacht." Auf einmal, als er sich über die Achsel lugte, ob das Gewehr wohl ordentlich geschultert wäre, sah er, daß sein Rock blutig war.

„Bin ich angeschossen!" kreischte er auf und fast entfiel vor Schreck die Waffe seinem Arm. Endlich merkte er, daß das Blut nicht aus seinem heiligen Leibe rann, sondern vom Baum herabtropfte.

„Tröpfelst du, Franzos?" rief er hinauf. „Thut dir was weh?" Als es oben wimmerte, fuhr der Tonele fort: „Hast was, so steig' herab. Wie ein Schwein ausbluten, da oben, sollst nit!"

Im Baume oben knisterte es und kläglich ächzend kletterte der Mann herunter; als er auf den steinigen Boden kam, sank er nur so hin, und nun sah man es wohl, aus seinem linken Bein quoll das Blut heraus.

„Armer Kerl!" sagte der Tonele, „wart', wir wollen's gleich machen. Bist ja kasweiß im Gesicht. Ein Soldat und kasweiß sein! Nur nit gleich versterben, wir werden's ja verstopfen!"

Mit Emsigkeit riß er das Beinkleid auf, aus seinem Sacke ein Taschentuch und begann die Wunde zu verbinden.

„Toni, was thust denn?" rief es hinter ihm. Und stand richtig wieder die Hanai da. Der hatte etwas geschwant, diesen Menschen dürfe man mit dem Franzosen nicht allein lassen. Der Tonele war erschrocken, aber anstatt sich zu verteidigen, entschloß er sich, zum Angriff überzugehen. „Ist das auch wieder nit recht?" fragte er, „seid ihr denn lauter Bestien worden? Nit einmal ein Loch soll der Mensch mehr verstopfen dürfen!"

„Eine Schand' und ein Spott iſt's, was du für ein Soldat biſt," ſchrie die Hanai, „nit einmal das Einfatſchen kannſt. Geh weg!" Mit dem Ellbogen drängte ſie ihn beiſeite, riß ihr Tuch vom Buſen und verband mit Fleiß und Sorgfalt, aber heftig dabei über die verdammten Blauhoſen ſchimpfend, den Fuß des franzöſiſchen Soldaten.

In Himmel kembts, Tiroler!

Als Bruder Auguſtin am Morgen desſelben Tages nach überwundener Todesangſt in den Pulverdampf hineingerannt war, ohne in dem Augenblicke Freund oder Feind zu ſehen, denn der Wald war dicht, hörte er aus einer nahen Bergrunſe eine weibliche Stimme. Drei kurze gellende Schreie nacheinander — ein Hilferuf. Um den Felſen, und Auguſtin ſah, wie zwei franzöſiſche Soldaten eine Almerin vergewaltigen wollten. Er zielte, ſchoß und einer der Angreifer fiel rücklings in das Bachbett, ſo daß die Wellen weiß giſchtend über ſeinen Kopf dahinrieſelten. Der zweite wollte doch nicht loslaſſen, da ſprang Auguſtin in die Steinſchlucht, denn er hatte nur einen Schuß im Rohre gehabt. Mit dem Schafte wollte er dem welſchen Wüſtling den Schädel einſchlagen, allein dieſer war des Schlages gewärtig, duckte ſich, packte den Gegner um den Leib und nun hub ein wildes Ringen an, Zahn um Zahn. Auguſtin ſtolperte und fiel auf die Steine hin, der Franzoſe über ihn, um ſein Opfer zu würgen. Der junge Prieſter empfahl ſeine Seele Gott, da war ſein Geſicht jählings überſtrömt mit

warmem Blute. Denn die Almerin war von rückwärts her, hatte dem Welschen sein eigenes Messer in den Nacken gestoßen so tief, daß die Spitze am Halse herausstand und der Mann mit einem einzigen Hauche beiseite sank auf den Schutt.

Das war Bruder Augustins Bluttaufe gewesen. Die Todesangst war einer glühenden Gier gewichen; er suchte die Feinde auf, wo sie am dichtesten waren, und dort stand auch sein Schwager Peter.

Der Mahrwirt war seit frühem Morgen im Feuer gestanden. Er verteidigte den Punkt an der Klause, welcher von den Feinden der umrungenste war, weil er sich hier mit der Besatzung der Burg vereinigen wollte. An sechzig Bauern vom Ritten, aus dem Grödnerthale, ein Trupp Pfeffersberger und einige Bürger aus Brixen waren seine Garde. Andre Abtheilungen wurden vom Kreuzwirt aus Brixen, vom Taubenwirt aus Neustift, vom Rampesbauer und von andern geführt. Im Laufe des Tages kam viel Zuzug und alles wollte sich zum Mahrwirt stellen. Dieser sagte: „Ihr müßts gegen den Eisack hinüber. Dahier richten wir's allein."

Als aber die Franzosen mit Sturm kamen und mehrere große Geschütze aurückten und als die Luft anfing, sehr ungesund zu werden, da konnte ein rotbärtiger Bauer seinen Mund nicht halten. „Der Teufel bleibt da stehen!" rief er mit krächzender Stimme. „Wenn wir uns alle derschießen lassen, so ist morgen Tirol futsch!"

Es war ein gefährlicher Ruf, dem mehr als einer horchte, da sprang ein junger Krieger, in der Linken den

Stutzen, in der Rechten ein altes Richtschwert, auf die Felswand. Bruder Augustin war's, und hoch empor hielt er den Griff des Schwertes, daß dieser wie ein Kreuz war. Sie erkannten den Priester und erhoben ihre Köpfe, er hub an von seiner hohen Kanzel aus, und umdonnert von feindlichen Geschützen, mit lauter Stimme zu sprechen:

„Aufg'schaut, Tiroler! In Himmel kembts! Für Gott, Kaiser und Vaterland frisch voran! Der Heid ist's, auf den es losgeht! Der Antichrist ist's, auf den es losgeht! Wer in diesem heiligen Kampfe fällt, dem wird zu teil die Märtyrerkrone im ewigen Leben! Aufg'schaut, Tiroler, Kameraden! Keiner hat jetzt Haus und Hof oder andres Gut, es ist des Vaterlands. Keiner hat Weib und Kind oder andere liebe Leut', sie sind Gottes, des Schöpfers und Erlösers Kinder. Alle schützt Gott, wenn ihr seinen heiligen Namen schützet. Keiner von euch hat eine Sünde zu dieser Stund', in solchem Streite sind alle vergeben. Tiroler, denkts an Jesu Blut und Marter am hohen Kreuzstamm und fahrts drein! — Auch von weltlichen Mächten sind wir nicht verlassen —" In diesem Augenblick schlug eine Kugel in den Gewehrkolben des Predigers. Er merkte es nicht, sondern fuhr fort: „Der Kaiser Franz schickt uns Hilf' und Beistand. Er hat schon lange eine große Armee abgesandt nach Tirol, sie muß bald da sein. Der Prinz Johann ruckt von Kärnten her, kann jede Stund' eintreffen mit seinen tapfern Soldaten. Das wär' eine Schand', wenn wir früher thäten matt werden! Wehrts euch, Tiroler! Alles gilt's! In Himmel kembts!"

O, was ist der Krieg doch lustig! Wird man getroffen, so kriegt man den Himmel, wird man gefehlt, so kriegt

man die Hanai! Das dachte der Tonele. — So zuversichtlich war's aber nicht allen zu Mute.

Der rotbärtige Bauer schoß seinen Doppelstutzen ab nach ein paar toll heranklefternden Blauhosen. Sie purzelten hinab in das Wasser, der Schütze aber wandte sich gegen den Feldprediger: „Junger Pfarrer, was du vom Himmel sagst, das wissen wir alle schon. Aber von den Oesterreichern sehen wir noch nichts."

„Sie kommen! Sie werden bald da sein!" riefen mehrere. Der Rotbart that einen hohen Sprung; man meinte, es sei ein Freudensprung, weil die Oesterreicher kommen — da ließ er den Stutzen fallen, ballte die Fäuste und brach zusammen.

Während mehrere Kameraden die Leiche bargen und einer plötzlich auf den Toten hinfiel, aus zwei Wunden blutend, kommandierte der Mahrwirt seinen Pfeffersbergern: „Wir müssen weiter hinauf!"

Vom Hochgebirge ging eine breite Schutthalde nieder, auf welcher mächtig große Felsblöcke ragten, theils im Geschütte steckend, teils frisch von den Wänden niedergebrochen an der Oberfläche liegend. Hinter solchen Steinen setzten die Tiroler sich neuerdings fest und feuerten gegen den zerstreut und in Gruppen vordringenden Feind. Einige wollten auch hier wieder Steine niederwälzen, das verbot der Mahrwirt. Denn das Geplänkel auf der Schutthalde sollte nur eine List sein, um den Feind auf die kahle Sandfläche zu locken. Als dieser vordrang, wichen die Landesschützen rasch zurück in die buschigen Lehnen, und von solchem Hinterhalte aus röteten sie den weißen Gebirgsschutt mit Franzosenblut. Aber die Welschen und Bayern wuchsen wie aus der

Erde hervor. Die Tiroler mußten noch weiter zurück und verschanzten sich in den drei Sandbachhäusern, die in einer Gruppe auf dem Bühel standen und mit ihren Nebengebäuden eine weitläufige Burg bildeten. Jetzt waren die Schützen auf einmal Zimmerleute und Maurer, sie verrammelten alle Eingänge und schossen zu den Fenstern heraus, von den Dächern herab. Einer der Bauern wurde vom Dache geschossen und als mehrere Kameraden dem Sterbenden beispringen wollten, wehrte dieser mit der Hand ab und stammelte: „Gehts, gehts! für so was ist jetzt kein' Zeit. Schießen thuts!" Und verschied klaglos unter den Dachtraufen.

Augustin war an der Seite des Mahrwirtes. Keiner lud flinker und schoß sicherer, als der junge Klosterbruder. Es war die Angst weg, es war die Gier weg; wie der Mähder auf der Wiese die Halme hinlegt, wie der Holzer den Verhau baut gegen drohendes Hochwasser, fast so empfand Augustin seine Arbeit. Um den Peter war's ihm manchmal ein wenig bang, der stellte sich oft gar zu schlank und breit zum Ziele aus und mehr als einmal hatte er den Schwager mit dem Ellbogen zurückgetaucht: „Peter, hinten will dich wer!" Bald kam's nun so dick, daß sie keine Zeit hatten zum Laden. Beide, der Mahrwirt und der Feldpater, als welcher Augustin angeredet wurde, beschäftigten zusammen jetzt sieben Ladknechte, worunter auch weibliche waren. Manchmal warf der Peter einen kurzen Befehl hin: „Mehr bei den Stallfenstern hinaus, daß sie uns nicht von hinterwärts kommen! — Das Pulver in die Gruben! — Dort unten beim Rain, den Weißmantel thuts vom Roß! — Der Fenster werden zu wenige. Löcher bohrts

durch die Wand! — Waſſerkübel richts her!“ — Auguſtin rief manchmal laut: „Aushalten! In Himmel kembts!“

Die Stuben, die Kammern, die Ställe der Sandbachhäuſer waren ſo voller Pulverqualm, daß der Rauch zu allen Fenſtern und Luken hinauswirbelte und der Feind längere Zeit glaubte, die Gebäude ſtünden in Brand. Als aber immer nur Rauch und keine Flamme hervorſchlug, da ließ der franzöſiſche Weißmantel, den „vom Roſſe zu thun“ nicht gelingen wollte, auf einem Hinterſchlich die Häuſergruppe anzünden.

Die Tiroler waren etwas verblüfft, als hinter ihnen plötzlich das Feuer praſſelte und die Flammen raſch an den Wänden empor, an den Dächern hinleckten.

„So, ſauber, jetzt braten ſie uns wie Martinigänſe!“ rief ein Schütze.

Der Mahrwirt verſammelte die Männer raſch im Hofe und mitten unter den brennenden Gebäuden, wo lodernde Strohfetzen in den Lüften flogen und die gloſenden Aſchen niederſanken auf die ſchwarzen Spitzhüte, mitten in der zuſammenbrechenden Verſchanzung entwarf er einen Ausfallsplan. Viele verbargen ſich unter Mauerungen, andre ſtiegen in den Keller hinab, ſchlugen die Eſſigfäſſer ein, um mit Eſſiglappen, die ſie ſich übers Geſicht warfen, den Rauchqualm von der Lunge zu halten. Manche waren kaum zu bändigen, wollten hinaus, aber Auguſtin ſagte, auch Selbſtbezähmung gehöre zum Kampf und beſſer ſei es, im Feuer zu erſticken, als gefangen zu werden. Schmach dem Tiroler, der lebendig in die Hand des Feindes falle!

Die Franzoſen auf den Matten und am Waldraine hatten den brennenden Häuſern zugeſehen, freche Witze ge-

macht und nur darauf geachtet, daß kein Fliehender entkommen könne. Es zeigte sich aber keiner. Kein Schuß mehr aus den Fenstern; nur ein paar schrille Schreie noch, dann war von der Brandstätte her nichts mehr zu hören, als das krachende Feuer und das dumpfe Dröhnen niederbrechender Dachstühle.

— Sie sind alle verbrannt, im eigenen Neste verkohlt. Jetzt ist's Zeit, daß wir uns niederlassen und an dem Feuer endlich einmal Proviant bereiten. — So meinten es die Welschen.

Und wie sie die Waffen abgelegt hatten, die Mäntel ausbreiteten auf dem Rasen, die Blechbüchsen vornahmen, Eßzeug und Branntweinfläschchen, und sich's bequem machten nach harter Arbeit — siehe, da sprang hinter lohenden Resten, aus Asche und Rauch, plötzlich ein wohlgeordneter Schwarm wütender Schützen hervor, piff, paff! auch mit geschwungenen Kolben auf das Lager los. Die Soldaten hatten gerade noch Zeit, sich zu erheben, wer einen Schuß im Rohre hatte, der brannte ihn los, weiter war nichts mehr zu thun als — laufen. Trotz der grausigsten Flüche des Anführers, trotz der zornigsten Drohungen, die Memmen niederschießen zu lassen, flohen sie thalwärts, hart hinter ihnen her die Tiroler, welche ihre Stutzen nun einmal auf der andern Seite versuchten und mit den schweren Kolben klingend dreinhieben.

Solches war das Entscheidende des Tages. Auf der übrigen Kampflinie, von Mühlbach bis zum Eisack, hatten die Bayern und Welschen zur Not noch stand gehalten. Sie hatten mehrere Höhen eingenommen gehabt, waren aber wieder zurückgedrängt worden und behaupteten noch

mit Mühe und Unluſt Stellungen, die ihnen doch nichts mehr nützten. Sie waren ganz mutlos geworden gegenüber einem Feinde den man nie ſah, aber immer fühlte. Als ſie nun die Fliehenden ſahen, die aus dem Schuttgraben in größter Unordnung der Straße zueilten und nicht einmal Zeit fanden, das ſchwere Geſchütz mit ſich zu nehmen, welches ſie vorhin mit ſo großer Anſtrengung bergwärts geſchafft hatten, da ward auf kein Kommando mehr gehört, alles ging aus Rand und Band, aus allen Schluchten wie entſtantes Wildwaſſer wogte der Feind. Ein kleiner Trupp flüchtete ſich in die Klauſe nächſt der Rienzſchlucht; alles übrige eilte dem flachen Thale zu. —

Allmählich wurde es an den Berghängen ruhiger. Auf dem Waldanger, vor einer hölzernen, über und über bemooſten Kapelle, ließ der Mahrwirt die Hörner blaſen. Da kamen ſie allmählich zuſammen, die Landesverteidiger, die einen von oben herab, die andern von unten herauf, viele von den Seiten her. Still und ernſt traten ſie heran, jeder mit ſeiner Waffe, aber mancher ohne Hut, ohne Jacke oder mit zerriſſenem Kleide. Mancher Blutende war unter ihnen, mancher wurde geſchleppt, mancher ſchleppte ſich ſelbſt und es war, als müßten ſie zuſammenbrechen. Das erſte für ſolche war: Verbinden und Laben. Viele erzählten einander ihre Erlebniſſe, ihre Leiſtungen; andre ſaßen auf dem Raſen erſchöpft und müde, und ſchwiegen.

Vom Gebirge herab kam ein Bote aus der Brennergegend, er hatte Pickel und Seil bei ſich und den Lodenhut ringsum mit Alpenkräutern beſteckt. Sein Weg hatte wohl über das Hochgebirge geführt.

„Wie geht's, Manner? Seids auch brav geweſen?“

Dieſe Frage war ſein Ankunftsgruß. Und dann: „Lebts alle? Iſt der Mahrwirt da? Gehts her und hörts zu. Da bei Sterzing oben! Herrgott im Himmel!“

„Wie ſteht's?“ fragte ungeduldig der vortretende Mahrwirt.

„Gut iſt's,“ ſagte der Bote, „ein' Schnaps, wenn ihr habts, nachher red' ich leichter.“

Da hing ſchon ein ſtrohumflochtener Plutzer an ſeinen Lippen.

„Nun, nun?“ fragten die Männer, ſich um ihn drängend.

Der Bote wiſchte ſich mit dem Aermling den Mund ab, preßte noch den Reſt des Beißers in die Gurgel, wobei er ſeine Augen ſchloß und ſein Geſicht in Runzeln zog, und ſagte hernach: „Der Anderl, der Sandwirt!“

„Was iſt's mit ihm?“

„Das iſt ein Hauptkerl! Auf dem Moos! Viel hundert tote Franzoſen und viel tauſend gefangene!“

„Vivat, mein liebes Oeſterreich!“ erſcholl es aus hundert Kehlen.

„Und jetzt,“ fuhr der Bote fort, „rücken ſie dem zurückweichenden Feind ſchon über den Brenner nach und der Sandwirt hat geſagt, der Schußprügel dürft' nit eher weggelegt werden, als bis Innsbruck ausgeputzt iſt und die alte Ordnung im Land. Kameraden, der heutige Tag, für zehn Jahr' iſt er mir nit feil.“

Mit hellem Freudenſchrei umarmten ſich viele. Und einer fragte den Boten: „Ja, wie weißt denn du ſo viel, wenn du vom Gamsgebirg kommſt?“

„Von dem komm' ich ja gar nit!“ lachte der Bote, bog ſich duckend die Kniee aus und klatſchte in die Hand, „das mit dem Bergſeil iſt ja nur Maſchkerad, damit ſie mich nit zuſammenpacken unterwegs. Hab' ja ſelber mitgethan auf dem Moos, was glaubts denn? — Noch einen Schlucker, wenn's erlaubt iſt; mir ſind heut' ſchon die Schaben in den Magen gekommen.“

Der Mahrwirt hob den Arm, ſie ſollten ſtill ſein. Zu Spinges läutete die Abendglocke. Die Männer zogen ihre Hüte vom Kopf, ſtemmten ſich, mancher mit einem Knie, mancher mit beiden, auf den Raſen hin und beteten mit tiefen Stimmen: „Der Engel des Herrn bracht' Maria die Botſchaft . . .“

Und in den Bergen dämmerte mählich der Abend. —

Zur ſelben Stunde aber, da jedes Tirolerherz in Freuden jauchzte, war ein einziges in großen Aengſten. Und es war ein ſo junges, ein ſo heißes Tirolerherz: der Knabe Hans, des Mahrwirts Sohn. Er war nicht mehr vom Kreuzwirt gewichen auf der Felſenſchanze. Anfangs wollte er ſchießen, doch jeder andre brauchte ſeinen Stutzen ſelber und da mußte er ſich dazu bequemen, dem Kreuzwirt Handlangerdienſte zu leiſten. Ununterbrochen legte er ihm das Ladzeug zurecht, lud, wo für den Augenblick ein Gewehr frei war, teilte an die Schützen Kugeln aus und beſorgte ſogar mehrmals die Feldpoſt von einem Trupp zum andern, oder kundſchaftete den Feind aus. In den Büſchen huſchte er wie ein Wieſel und einmal mußte er ſogar einem dicken Bayernwebel zwiſchen den Beinen durch. So verging der Tag und er war immer gutes Muts. Es ging ja ſo luſtig zu! Als nun aber der Kampf beendet war, da wurde er klein-

laut. Den Feind hatte er freilich nicht gefürchtet, jedoch einen andern fürchtete er. Hatte ihm sein Vater nicht streng aufgetragen, sich nicht mit einem Schritte vom Hause daheim zu entfernen? War ihm nicht seit jeher eingeschärft worden, der Mutter allzeit zu gehorchen, nichts gegen ihren Willen zu thun? Und nun war er heimlich davongelaufen. Schon geringen Ungehorsam pflegte der Vater streng zu bestrafen, wie wird's erst jetzt sein? Und die Mutter in Angst und Sorge, sie weiß ja von nichts. Das Lamm ist auch verthan. Was wird werden?

In seiner Bedrängnis begann der Knabe zu schluchzen. Ein so tapferer, junger Soldat, und weinen! Das nahm den Kreuzwirt wunder. Der Knabe vertraute ihm sein Anliegen und da lachte der Kreuzwirt und rief aus: „Hansel, Hansel, du bist ein Prachtbub! Weißt du, was dein Vater sagen wird? Der wird dich herpacken und abbusseln, daß du erstickest, wenn ich dir nicht zu Hilf' komme. Möcht' selber einen haben, einen solchen Schlankel, wie du bist!"

Gar viel Gewicht schien der Knabe auf diese Voraussetzung nicht zu legen, er lugte mit seinen großen feuchten Augen immer noch gar trübe und fast trotzig drein und endlich sagte er: „Vetter, lege ein gutes Wort für mich ein!"

„So komm, Hans, wir wollen selbander zum Vater gehen."

Der Weg zum Vater war just nicht der angenehmste. Unterwegs fanden sie allerlei Dinge, die zu einer andern Zeit großes Erstaunen erregt haben würden, an denen sie aber heute fast achtlos vorüberschritten. Da lag eine leere Ledertasche, dort ein großer spitzer Filzhut, da ein Tornister mit abgerissenem Riemen, hier ein Bayernsäbel, dort ein

verſengter Franzoſenmantel, da ein Pulverhorn, hier eine abgeſprungene Meſſerklinge, dort ein mit ſcharfen Nägeln beſchlagener Bauernſchuh, da eine Tabakspfeife, hier ein Roſenkranz, dort ein lehmblaſſer Menſch.

Der Kreuzwirt und der kleine Hans kamen auf den Waldanger, wo die Kapelle ſtand, gerade in dem Augenblick, als die Männer auf der Erde knieten und beteten. Auch der Kreuzwirt nahm ſeinen Breitkremper vom Kopf, der Knabe konnte das nicht thun, weil er ſeinen Hut längſt verloren hatte.

Hernach, als der Mahrwirt manchem die Hand gereicht und geſagt hatte, ſie möchten jetzt friedſam heimgehen und ſich ausſchlafen, damit morgen beizeiten das Werk der Barmherzigkeit an den Toten geübt werden könne, trat der Kreuzwirt zu ihm hin und ſprach: „Gehſt auch nach Haus, Peter?“

„Dazu wird bei mir keine Zeit ſein,“ antwortete der Mahrwirt.

„Wenn du heimgingeſt, ſo wüßte ich dir einen Genoſſen für unterwegs. ’s iſt ein guter Bekannter.“ Dabei ſchob er ſchon den Knaben vor.

Der Mahrwirt ſah ſeinen Sohn, ſchaute ihm ſtreng ins Geſicht und ſagte mit leiſer Stimme: „Hat dich die Mutter hergeſchickt?“

Trat der Hans noch weiter vor, machte einen Verſuch, bittweiſe die Hände zu falten, legte aber nur zwei Fäuſte aneinander und bekannte, daß er heimlich davongegangen ſei, ſchon am Morgen.

„Was willſt du hier?“ fragte ihn der Vater.

„Bitt’ gar ſchön, mein Vater, laßt mich mithalten beim Franzoſenerſchlagen!“

„Er ist gut zu brauchen," mischte sich der Kreuzwirt drein, „hat mir brav geholfen den ganzen Tag. Und ein schlauer Kampel ist er, dein Hans. Ein verdammt schlauer! ei, das wohl!"

Peter richtete sich stramm auf und sagte zu seinem Sohn mit einer Stimme, die so dumpf war wie ein Lahnensturz und so schwer wie ein Eisenklumpen: „Du bist heimlich von heim fortgegangen? Mir, der's verboten hat, zum Trutz."

„Nicht zum Trutz!" rief der Knabe.

„Und die Mutter verlassen! Und sie peinigen mit einer Angst um dich, der du nimmer wert bist! Hans, höre! Im Fegfeuer gibt es keine so große Pein, als du deiner Mutter hast angethan am heutigen Tag. — Sogleich wendest dich und gehst heim!"

„Wir wollen ja zusammen gehen," sagte der Kreuzwirt.

„Den Augenblick gehst heim, Hans, und vor deiner Mutter kniest nieder!"

„Laß mich reden, Mahrwirt, du weißt ja nichts," versetzte der Kreuzwirt von Brixen. „Ich meine, du weißt nicht, was er heute gethan hat. Vielleicht hätten dich die Bayern schon. Es war eine starke Nachfrag' nach dir. Und dir schon gleim auf der Spur. Wir sind zur selben Stund' nicht stark gestanden. Daß sie dich nicht ergattert haben, Peter, das hast du dem zu lohnen! Deinem Hans! Gefoppt hat er sie gottsprächtig. Irregeführt hat er sie. Den Hasel-Steff, den sie erschossen haben —"

„Den Steff? Was ist's mit dem?"

„Schon alleweil gegen die Klausen sind sie dir nach, Mahrwirt. Da hat dein Sohn den Steff, den maustoten Steff, mit einem Schrei für dich ausgegeben. Zertrauscht

iſt er geweſen aufs Nichtzumerkennen, und das wär' der Mahrwirt! Auf das hat ein winiger Boar ihm mit dem Kolben die Hirnſchale eingeſchlagen, dem Steff. Der hat ſie heimlich ausgelacht, ha, ha, und ihm thät's nicht mehr weh, er wär' ſchon tot. Das Liebstatſcherl auf der Hirnſchale iſt aber dir vermeint geweſen, mein lieber Peter. Der kleine Kampel hat's verhütet. Schau ihn nur an! Mein himmliſcher Vater, wie möcht' ich dir auch ſo einen prächtigen Buben haben!"

Jetzt ſchauten ihrer viele auf den Peter, was der für ein Geſicht machen würde. Doch des Mahrwirts Geſicht wurde noch erklecklich finſterer.

Er ſtand und ſchwieg, als müſſe er ſich erſt den Zuſammenhang zurechtſtellen. Dann ſagte er zu ſeinem Knaben: „So einer biſt du! Wir ſtreiten mit dem Stutzen und Meſſer, du mit dem Lügen! — Glaubſt du, unſer Herrgott hätt' kein andres Mittel gehabt, um mich zu ſchützen, als deine Lug?"

„Vater!" begehrte der Kleine auf.

„Sei ſtill! Will's nimmer hören, das Wort Vater von einem Lugenmaul!"

„Aber ſei geſcheit, Peter!" beſchwichtigten mehrere, „ein biſſel Kriegsliſt wird wohl noch erlaubt ſein. Wir machen's ja alle."

„Was wir machen, das iſt Krieg," ſagte der Mahrwirt. „Den geht's nichts an. Kinder haben da nichts zu thun. Kinder ſollen lernen redlich zu ſein, ſollen wiſſen, daß Lug und Trug das Unglück worden iſt für Tirol. Der Bonaparte hat gelogen, die Bayern haben gelogen, und dieſer tiroler Kindskopf will auch ſchon lügen? Lügen mag

der, der im Unrecht iſt. Unſre Sach iſt redlich Sach. Gerade die Falſchheit noch, und wir ſind's wert, daß der Herrgott uns verlaßt. — Und Frevel treiben mit einem Toten, ſeit wann iſt denn das der Brauch? Willſt dich verſündigen? Wird der Schrei redlicher ſein, Haus, wenn er einmal wirklich mich angeht?"

„Vater!" rief der Knabe.

„Geh jetzt, Kind," ſetzte Peter in milderem Tone bei. „Bis du was Braves gethan haſt, dann kannſt wieder kommen. Jetzt geh!"

„Na, alſo Haus!" ſagte der Kreuzwirt, „komm, wir gehen miteinander. Wir gehen nach Brixen hinab."

Der Knabe ging mit ihm. So viel man in der Abenddämmerung ſehen konnte, waren ſeine jungen friſchen Züge völlig verſteinert worden vor der Härte ſeines Vaters, die er nie ſo wie heute erfahren hatte. — Die Leute auf dem Waldanger zerſtreuten ſich. Peter ging mit mehreren Männern gegen Mühlbach hin, um zu erforſchen und zu beſprechen, wie es ſtehe und was nun not thue.

Pfaff, ich weiß was!

Im nächtlichen Wald war feuchte Kühle. Die Bäume ragten finſter gegen den beſternten Himmel. Manchmal kraxte ein Aſt, manchmal rieſelte es in einem der Zweige; in kurzen, grellen Stößen jauchzte ein Käuzchen. In den Schluchten rauſchten die Waſſer. Das iſt die Waldruhe wie ſonſt. Aber in dieſer Ruhe war ein ſeltſamer Unfrieden.

Im Thale wieherte das Roß, im Graſe des Hanges lallte hier jemand ein deutſches Vaterunſer, knirſchte dort jemand einen welſchen Fluch. Und doch, wenn man näher hinhorchte, war es nichts. Gegen Mitternacht ging der Mond auf. Schon fehlte ihm mehr als ein Viertel von ſeiner Scheibe, und doch warf er ſcharfe Schatten, und doch weckte er im Heidekraut manches Gefunkel, wenn er einen Säbel oder das Meſſingblättchen eines Gewehrkolbens beſchien. Bisweilen war es, als werde einer der ſchwarzen Baumſchatten lebendig und huſche eilig über den Plan.

Vom Waldrain herab ging langſam eine dunkle Geſtalt; ſie ſtützte ſich auf etwas, ob auf eine Krücke oder auf ein Schwert? Oefter ſtand ſie ſtill, als um zu horchen, dann ſchritt ſie lebhaft querhin, dann wieder beugte ſie ſich zu Boden und rüttelte an Körpern. Sie waren leblos. Dort an der Felswand, war das nicht ein Stöhnen? Die Geſtalt eilte hin, kniete nieder, hub an, mit einem Fläſchchen zu laben, mit Worten zu tröſten, und doch fühlte der Sterbende vielleicht nichts mehr und hörte nichts mehr. An einem Baumſtamm lehnte ein welſcher Soldat, der fluchte laut des Namens Napoleon. Als unſer Nachtwandler hinkam, war der Mann tot. Dort am Wacholderſtrauch wimmerte ein Menſch nach einem Schluck Waſſer. Das war ſein letztes. Als Auguſtin hinkam, atmete er nicht mehr.

Ja, Bruder Auguſtin war's, der allein das Totenfeld beging. Er kam nun auf eine Wieſe, auf welcher zerſtreut große, fahle Felsblöcke ragten. Hier hatte der Tod dicht gemäht. Ein ſterbende Franzoſe that Stoßgebete zur Madonna. Als er den Mann mit der Waffe nahen ſah, ſcharrte er mit den Zähnen: „Maudit Allemand!“

„Kann ich Euch beistehen?“ fragte ihn Augustin.

„Feind! Feind!“ stöhnte der Franzose, mit der Hand winkend, daß der Nahende sich entferne.

„Ich kenne jetzt keinen Feind,“ sagte der Geistliche, beugte sich nieder, labte den Vergehenden mit Essig und sprach ihm zu mit milden Worten. Noch wollte er ihn ein wenig aufrichten, da entquoll ein Blutstrom dem Munde des Soldaten — dann war auch hier wieder nichts als ein Toter.

Also wandelte Augustin dahin über das Schlachtfeld. Im heißen Streite des Tages hatte er, andre verderbend, sich selbst manche Seelenwunde beigebracht, die er jetzt damit lindern wollte, daß er Trost gab allen, die noch eines Trostes bedurften. Denn das Ungeheuerliche des Menschenschlachtens war ihn angetreten . . .

Auf steinigem Boden, nahe dem Abgrunde, der niederging in die Wasserschlucht, lag ein großer, vollbärtiger Mann, ein Tiroler; dieser wälzte sich her und hin und suchte den Abgrund zu erreichen.

„Was willst denn dort?“ fragte ihn der Priester, nachdem er den Mann ein Weilchen beobachtet hatte.

„Es ist verdammt, ich kann nit sterben!“ knurrte der Bärtige. „Schlecht getroffen. In den Bauch. Den Stutzen hat mir der bayrische Höllsakra weggeraubt.“ Er reckte die Hand auf: „Geh, Schwarzer, hilf mir hin. Du bist ja ein Pfaff, gelt?“

„Dir wird noch zu helfen sein. Ein Verband.“

„Ist schon, ist schon. Was hilft der Fetzen, es blutet in den Darm hinein. Pfui Teufel, das Sterben fürs Vaterland hätt' ich mir schöner gedacht.“

„Je ſchmerzhafter, deſto größer.“

„Meinſt?“ ſagte der Verwundete. „Bei mir ſteht der Satan anders. Sterben fürs Vaterland! Keine Rede davon. Ein Lumpenſterben iſt es, ich ſag' es dir!“

„Biſt denn nicht im Kampf gefallen?“ fragte Bruder Auguſtin.

„Biſt einer oder nit?“ fragte der andre lauernd entgegen. „Ein Schwarzer, mein' ich. In der Nacht ſind alle ſchwarz.“

„Ich bin der Feldpater.“

„Biſt es? Nachher kannſt auch Beicht hören.“

„Ich will's gern thun, wenn du Verlangen haſt.“

„Na, nit deswegen. Verziehen wird mir ja ſein. Nur was du ſagſt dazu, möcht' ich wiſſen. Hock' her. Haſt was im Flaſchel? Eſſig? Laß ſaufen. Wird einem ja frei übel bei dem Bauchweh.“

Der Prieſter reichte ihm ein paar Schluck Branntwein.

„Prrr!“ machte der Verwundete ſich ſchüttelnd. „Das iſt ein Jaufner. Meiner hat mehr Braud gehabt. Solltest mich nit kennen, heiliger Pfaff? Der Gauler? Der Branntweinbrenner Gauler? — Und du machſt dir jetzt kein Kreuz über die Naſen? Nachher mußt von weither ſein. Pfaff, ich weiß was!“

„Haſt etwas auf dem Herzen, ſo red',“ ſagte der Prieſter und bettete das borſtige Haupt auf ſeinen Schoß.

„Verziehen iſt mir ſchon und der Teufel iſt um den Braten betrogen,“ knirſchte der Gauler. „Kein Pfarrer hätt's können. Auch kein Biſchof. Nichts als das Vaterland hat's gethan. Deswegen bin ich ja gegangen. Ich wollt' ſonſt der Narr ſein und mich totſchießen laſſen! Da hätt' ihr

lang können warten. Schlecht iſt's eh nit geweſen, auch die Bayern haben mir Branntwein abgekauft, und mehr als die Tiroler. Ob bayriſch, ob öſterreichiſch, das wär' mir Sand geweſen. Aber der Höllteufel ſchreckt mich. In den Himmel will ich kommen. Wer fürs Vaterland fällt, dem ſind alle Sünden vergeben, alle — unbeſchaut. Iſt's nit ſo? Sagſt es auch? Ja, das ſtimmt. Mit der Kugel im Leib kunnt ich gleich noch ein paar Schandthaten dazu thun; auf ein Abwaſchen. Bin aber — nit mehr aufgelegt dazu. — Sag', Schwarzer, iſt der Kronleuchter wohl auch dabei?"

„Fieber wirſt du haben."

„Und die Judengeſchichte auch?"

„Nicht ſo viel reden ſollſt!" ermahnte Auguſtin.

„Der einzige Pfaff, der nit neugierig iſt," fuhr der Gauler fort. „Aber glaub' mir, ein andrer weiß dir das nit, was ich weiß, in den Beichtſtuhl ſagt's keiner hinein. Wollt' ihm's auch nit raten. — Jetzt ſchadet's nimmer."

„Wenn du es ſo weiter machſt, kann ich dich nicht verſtehen," verſetzte der Prieſter.

„Grauſen wird dir, Pfaff! Aber froh ſollſt ſein, daß du keine haben darfſt. Mit den Weibsbildern hebt's allemal an. Dasſelbe kugelrunde Dirndel. Die Finzerl! In der Chriſtmetten dazumal. Und ſteht der Gidel neben ihr, der Wehrſchlager Gidel, von dem ſie eh alleweil einen Ring hat getragen. Sie bringt ihn nit herab, ſagt ſie, und ich hätt' ihr am liebſten den Finger ausgeriſſen. Und in der Chriſtnacht wollen ſie miteinand heimgehen. Die Kirchen voller Leut', und der kecke Kerl ſteht neben ihr und vom eiſernen Kronleuchter trauft das Wachs auf ihr rotes Hals-

tuch. Kratzt er ihr's weg und flauſchelt, ſie ſollt' ſich auf ſeinen Platz ſtellen, er unter den Leuchter, ihm macht's nichts. — Hau, denke ich mir, wenn nur dem das heiß' Wachs ein Loch thät brennen ins falſche Herz! Wenn nur dem was thät paſſieren, ehevor er mit ihr kann heimgehen! Ich denk's, es kommt die Wandlung. Niederknieen, auf die Bruſt ſchlagen — macht's dir einen Kracher und der Kronleuchter liegt auf dem Kirchenpflaſter. Und darunter der Gidel. Der Gidel iſt fertig."

„Ich habe vom Unglück gehört," ſagte Auguſtin, „es war vor Jahren in Sankt Margarethen."

„Ja, mein Lieber, ich kann was!" fuhr der Gauler fort. „Mir iſt nit zu trauen. Hätt's ſelber nie geglaubt, daß mir der Teufel ſo bereitwillig iſt. Aber gefreut hat's mich, wie ich ſehe, daß ich einen hab', der mir meine Wünſche erfüllt."

Der Prieſter wollte aufſtehen.

„Ja, Schwarzer, wenn du jetzt ſchon ſpringſt!" lachte der Gauler heiſer, und dabei wand er ſich auf dem Erdboden wie ein getretener Molch. Dann blieb er wieder ruhig und in ächzend herausgeſtoßenen Gurgeltönen redete er weiter: „Das hätt' ein andrer auch gethan, wenn er's kann. Was thut der Menſch nit alles wegen der Weibsbilder. Jede, die ich mir aufgegabelt, hat ja freilich keinen Kronleuchter gekoſtet, aber hingegen Geld, verſchwefelt viel Geld. Schon ein einfaches Verheiratetſein koſtet Geld, jetzt denk' dir erſt ein fünffaches oder ſiebenfaches, was weiß ich, ſo viel werden ihrer geweſen ſein im Durchſchnitt. Bei etlichen, denen ich's verſprochen, hab' ich's wohl ſo eingerichtet, daß

ſie mir ſelber davongelaufen ſind, aber allemal geht's nicht. Die Kinder wollen eſſen und chriſtlich erzogen werden. Da hat's nachher geheißen: ſtehlen oder den Hörndelbuben rufen. Das Stehlen iſt nit ſchön und die Leut' ſehen's nit gern, und Sünde auch. Und 's ſchlimmſte iſt noch das Erwiſchtwerden. Oft hab' ich's nit gethan, oder ich müßt lügen, Pfaff. Aber der Branntwein allein kann's nit beſtreiten. Weißt es? Wenn's heißt: Geld bringen! Da laßt ſich der hölliſche Schwanzkerl länger bitten, als wie zum Kronlenchterabzwicken. Wenn der Menſch Geld braucht, iſt der Jud' beſſer wie der Teufel. In Bozen unten haben ſie einen gehabt. Ein ſchäbiger Hebräer, aber Geld! Ob er ſo Kirchenſachen kauft? hab' ich gefragt. — Warum denn nit, wenn's einen Wert hat! — Ich glaub's, daß es einen Wert hat, und was ich dir bring', Jud', das bringt dir kein andrer. — Auf den Ritten geh' ich und verkauf' drei Plutzer Branntwein, und bei der Nacht, dieweil ſie dabeiſitzen, und der Küſter auch dabei, raub' ich die Kirche aus. Die heilige Hoſtie bring' ich dem Juden: Ich weiß, wie ihr Israeliten drauf verſeſſen ſeid. Nadelſtiche, Blutausſaugen! Was gebt Ihr? — Jetzt, Pfarrer, denk' dir den Hebräer: Einen Dummkopf heißt er mich — und bei der Thür hinaus. — Unſre liebe Frau!" unterbrach er ſich ſelbſt, „mir wird angſt und bang. Alle Hitzen ſteigen mir auf. Soll das ſchon — ſterben ſein!"

Mit den krampfigen Fingern umklammerte dieſer unerhörte Menſch die Hand des Geiſtlichen, als wollte er ſagen: Bleib' noch bei mir, verlaß mich nicht, ich fürcht' mich vor mir ſelber! — Mit ſeinen Zähnen verbiß er ſich in Auguſtins Kleider und ſo wimmerte er in Krämpfen und

Schmerzen. Der Prieſter kühlte mit Eſſig ſeine Stirn und allmählich ward er wieder ruhiger. — „'s hat nachgelaſſen," ſagte er mit einem erleichternden Seufzer. „Ja, Pfaff, ich weiß noch was."

„So ſprich dich aus, ſprich dich aus. Und Wahrheit vor Gottes Richterſtuhl."

„Heiliger Mann, ich wollt', ich wär' ein Lügner!" ſeufzte der Menſch auf. Dann fuhr er in ſeiner unheimlichen Art fort zu erzählen: „Daß dich Gott verdamm, hochmütiger Hebräer! Das Beſte, was wir Chriſten haben, das verachteſt du? Bei der Talfererbrücke in Rub, wo das Kreuz ſteht mit dem weißen Chriſtus, habe ich nachher die Hoſtie begraben. Ich find' ſchon noch was, Jud', das du kaufen wirſt! Oſtern ſind nit weit, und ich weiß ein Kalkbrennerdirndel, was ich ein Jahr früher in Brixen zur Firmung geführt hab'. Um das kümmert ſich keine Menſchenſeel', wenn's nit der Firmgöd thut. Gern geht es mit mir nach Bozen hinab, weil ich ihm ein Blaudruckjöppel hab' verheißen. — Na, Jud', was ſagſt zu dieſer War'? Friſcher Oſterbrunnen! Unter vierzig Bayriſche iſt keine Red'! — Dreißig! ſagt der Jud', um dreißig hat doch auch der Judas euren Herrn verkauft. Die Antwort iſt mir gleich verdächtig und erſt gar, wie er ſagt, ich ſollt' ein biſſel warten, er müßt' erſt wechſeln laſſen. Dieweil ſchickt der falſche Fant um die Büttel; zur Not, daß ich noch ein Loch find', hinaus, und fort ins Gebirg. Seither trau' ich keinem Hebräer mehr und ich hab' gar nimmer unter die Leut' mögen. — Aber ſchau, Pfaff, von der Zeit an hat's bei der Nacht was gehabt. Wie ich oft juſt im beſten Schlaf bin, macht's einen kalten Blaſer über mein Geſicht. Und

wenn die alte Wanduhr Mitternacht ſchlagen ſoll, hebt ſie an zu raſſeln: verloren, verloren, verloren! — Darauf bin ich ins Innthal hinüber und zur heiligen Beicht gegangen. Hat nichts geholfen, die Uhr ſchreit um Mitternacht alleweil: verloren, verloren! bis ich einmal aufſpring vom Bett und ſie mit der Hack' in Scherben ſchlag'. — Wenn 's Beichten einmal nichts mehr nutzt, Herr Pfarrer!"

„Haſt damals wohl auch alles freimütig bekannt?" fragte Auguſtin.

„Wenn ich das will, geh' ich doch lieber gleich zum Gericht," lachte der Gauler auf; ein wahnſinniges Lachen war's. An allen Gliedern hub er an zu beben, wie er es jetzt hinausſchrie in die ruhſame Nacht: „Jeſus nein! Verworfen und verloren auf der Welt und in Ewigkeit! Schlaf und keine Raſt habe ich mehr mögen finden. Und da iſt's einmal, daß ich nächtig Stund im Talfererthal vorbei muß an der Brücke und wo das Kreuz ſteht mit dem weißen Chriſtus. Eine ſchöne Mondſcheinnacht iſt geweſen und alles ſo ſtill und gottesfriedlich. Da geht mir 's Herz auf und ich denk', heut' iſt eine Gnadennacht und heut' ſchau, daß du auf gleich kommſt mit deinem Herrgott. Und knie' nieder und rutſch' auf den Knieen über den Sand hin zum Kreuzſtamm. Und wie ich den Stamm mit beiden Armen umſchling' und meinen Kopf aufricht', daß ich die Füße kunnt küſſen, da" — die Stimme wurde hohl und ſtöhnend, als der Gauler das ſagte — „da ſeh' ich, wie der Herr Jeſu Chriſt zuerſt die rechte Hand loslöſt vom Kreuz, und nachher die linke, und die heiligen Füß', und herabſteigt und langſam davongeht über die Brücke und wie er drüben auf der mondblaſſen Wieſe verſchwindet."

Stöhnend, mit beiden Händen ſuchte ſich der Mann emporzuranken an die Bruſt des ſchaudernden Prieſters: „Magſt du mich denn auch nimmer, Menſchenbruder, wie mich Jeſus Chriſtus nit mag?“

Auguſtin zog ihn ſanft an ſeine Bruſt.

„O!“ hauchte der Gauler, „da iſt's warm. Da möcht' ich raſten.“ Und es war, als wollte er ſchlummern. — Nach einem Weilchen hob er das Haupt und fragte wie ein Kind: „Nicht wahr, Pfarrer, ich bin gerettet? Ich bin ja in den Krieg gegangen fürs Vaterland. Da ſteht uns der Himmel offen. Du ſagſt es auch! — So tröſte mich doch, Pfaff! So ſage mir doch: in einer Stund', wo werd' ich ſein?“

Der Prieſter labte ihn mit milden Worten. Da begann der Gauler ſich wieder zu winden, begann zu röcheln, mit beiden Händen hielt er ſich krampfhaft feſt an Auguſtins Kleid. Plötzlich ſchrie er wie unter Hohnlachen auf: „O, verdammter Tod . . .!“

Während Auguſtin laut betete, bäumte der Sterbende ſich ſtarr auf, hoch, in die ganze Höhe des Mannes — dann knickte er ein, ſank ſtumm hin und leblos, wie die Steine und Strünke ringsum, ſo lag er ausgeſtreckt auf dem Boden.

Unſeliges Menſchenweſen du! ſo ſann Auguſtin an der Leiche. Hat auch dich das Blut erlöſt? Gott, es wird doch nicht Vermeſſenheit ſein, wenn der Feldpater jedem zuruft auf dem Felde: In den Himmel kembts! — Er hat wenig Böſes gethan, aber viel Böſes gewollt.

Mein Schwert hat ein Kreuz.

Auguſtin ſchritt weiter. Er ging nun durch einen Wald, deſſen Stämme bis gegen den Wipfel hinauf entäſtet waren, der Schatten dieſer Bäume ſpielte ſich auf dem Boden wie nebeneinander laufende Gräben, und in einem derſelben lagen zwei welſche Soldaten, die noch im Tode ſich feſt umſchlungen hielten.

Daneben im Mondenſchein rang einer, der Kaufmann Stelzer aus Brixen war's, mit dem Tode und der Verzweiflung. „Nur nit ſterben! Nur nit ſterben in ſo jungen Jahren!“ ächzte er. Doch war er ſo arg zu ſchanden gerichtet, daß Auguſtin ſah, auf dieſer Welt gibt's für den kein Heil. Den muß man ſanft loslöſen.

„Bruder,“ ſagte er während unausgeſetzten Beſtrebens, dem Sterbenden die Qual zu lindern. „An deiner Stelle möcht' ich ſein. Dieſes unermeßliche Elend, du haſt es hinter dir. Schau' das Leben an, an dem du ſo hängſt, wie es dich ſchmerzt; ſchau' die Menſchen an, die du ſo liebſt, wie ſie ſich morden. Ob unterliegen, ob ſiegen, es iſt kein Heil. Willſt als Krüppel leiden und betteln und verachtet ſein bis ins Alter? Jetzt biſt ſchon faſt übers Thor hinaus und willſt wieder zurück? Wie wollte ich an deiner Stelle Gott preiſen, daß ich mit Ehren loskäme von dieſer falſchen Welt!“

„O Auguſtin, es iſt ſo hart, was du redeſt,“ gab der Sterbende zur Antwort. „Ich weiß ja, daß es aus iſt, und dennoch möcht ich's hören: Du ſtirbſt nit, du wirſt wieder heil! Sage mir doch dieſen Troſt, ich bitte dich!“

Und während Auguſtin ihm von Geneſung ſprach, ſchlief er ein. — Junge Leute müſſen alles erſt lernen,

auch das Zusprechen von Trost. Und selbst dem Gequältesten ist eine Ewigkeit Himmel weniger Trost, als ein Jahr Erde.

Jetzt bemerkte Augustin, wie hier die kahlen Baumstämme so rot waren. Rot wie glühende Stangen, ganz hinauf. Als er sich umwendete, sah er wohl, was die Ursache war. Unten in der Tiefe, wo die Schluchten der Rienz lagen, stieg hoch und breit eine Feuersäule auf. Kein Luftzug bog sie, kaum ein sichtbarer Rauch umdunkelte sie — in großer, lautloser Ruhe stieg die Lohe zum Himmel auf.

Anfangs dachte Augustin an Mühlbach oder an ein andres Dorf, in das der abziehende Feind Feuer geworfen. Allmählich fand er sich zurecht; die Klause stand in Flammen, die von den Franzosen tagsüber so erfolgreich verteidigt worden war und in welche ein Theil des Feindes sich am Abende zurückgezogen hatte. — Der Priester schüttelte den Kopf. Nach dem Aveläuten sollte keine Feindschaft sein. Die Nacht ist des Herrn.

Augustin stand lange still und horchte, ob denn kein Lärm zu vernehmen sei von der brennenden Klause heran. Nein, feierlich still strebte die Flamme empor.

Dann trat er auf einen freien Plan hinaus; mitten auf demselben war etwas, das einen Schatten warf über die fahle Fläche. Auf moderigem Baumstrunk saß ein Mann, der vorgeneigt das Gesicht mit den Händen verdeckte. So unbeweglich saß er da, daß nicht zu erkennen war, ob er wache oder träume. Ueppige Locken quollen über die Finger herab, welche die Stirn umklammerten. Ein französischer Soldat war's.

Als Augustin eine Weile hinter ihm gestanden war,

legte er leicht seine Hand auf die Achsel des Rastenden und fragte: „Was ist es mit Euch?“

Der andre fuhr erschrocken auf und langte nach der Waffe.

„Ich komme niemandem als Feind,“ sagte Augustin.

„Ihr habt ein Schwert in der Hand!“ entgegnete der Soldat in ziemlich gutem Deutsch.

„Mein Schwert hat ein Kreuz,“ antwortete der Priester ruhigen Ernstes.

„Gehet nur vorbei,“ sagte der andre, „von denen, die Ihr suchet, bin ich keiner.“

„Ich suche Menschen,“ versetzte Augustin mit sanfter Stimme, „Menschen, die eines Beistandes bedürfen.“

„Ich bin ja ein Feind,“ sagte der sitzende Soldat. „Seht mich nur an, ich bin einer von denen, die so viel Elend gebracht haben über Euer Tirol.“

„Kommt nur mit,“ entgegnete Augustin, „dieser Sumpf ist kein Aufenthalt.“

„Nein,“ sagte der andre zögernd, „ich muß hier bleiben. Ich kann nicht fort.“

„Seid Ihr verwundet?“

„Am Fuße. Und ich habe den Fuß in diesen kühlen Lehm vergraben, daß er nicht bluten kann und nicht schmerzen. Mir ist ganz wohl, ich will nur rasten.“

Es war in der That so. Der Mann hatte den rechten Fuß tief in den Moorgrund gebohrt und die lehmige Erde rings herum fest angedrückt, so daß es aussah, als wäre er wie ein Birkenstamm aus dem Boden herausgewachsen. Wie der Mond ihm jetzt ins Gesicht schien, sah Augustin, daß es ein schöner, bartloser, lichthaariger Jüngling war,

mit großen Augen, die sehr traurig hinausschauten in den weiten, nächtigen Wald.

„Kann ich Euch einen Dienst erweisen?“ fragte Augustin.

„Seid Ihr nicht selbst im Feuer gestanden?“ fragte der andre entgegen.

„Ich habe ein wenig mitgeholfen.“

„Da oben am Rain, gegen die Abendstunde?“

„Ja freilich, da oben?“

„Dann habt Ihr mich erschossen,“ sagte der Soldat. „Ja, ich kenne Euch wohl. Ich habe auch Euer schwarzes Gewand aufs Korn genommen, da hat der Schuß versagt und Ihr schicktet mir etwas in den Fuß. Es ist recht so, wir haben es wohl verdient. Wir haben Unglück gebracht über Euch. Wir, aber nicht ich. Glaubt mir, ich wäre lieber daheim geblieben.“

„Das glaube ich Euch gern. Welcher Mensch, der eine Vernunft hat und an einen Gott glaubt, wird freiwillig in ein fremdes Land ziehen und ein friedliches Volk bekriegen, das ihm nichts gethan hat!“

„Wir haben müssen. Wir sind ja selber Deutsche, im Elsaß. Aber wir haben müssen,“ murmelte der Soldat und schien zu versinken in Erschöpfung und Traum.

„Lieber Freund,“ sagte Augustin, „ich lasse Euch nicht allein. Ihr seid in Feindesland, aber nicht unter Barbaren.“

Der andre entgegnete darauf nichts, doch seine Achseln huben an krampfhaft zu zucken, sein Atem zu stoßen. — Wenn ein Krieger weint!

„So weit — so weit von heim!“ ſchluchzte er. „So wiet von heim zu ſterben! Meine Mutter! Mein Weib!“

„Ihr ſeid aus deutſchem Land?“

„Ueber den Rhein bin ich gekommen,“ antwortete der Soldat. „Drei Stunden hinter der Stadt Straßburg iſt mein Dorf. In einem Hügelland, und Weinberge, Wald.“

„Hüllet den Mantel um, es iſt kühl.“

„Es iſt heiß. Laſſet mich nur. Ach, daß ich wieder ſchlafen könnte! Ich habe vorhin mein Daheim geſehen.“

„Im Traume! Freund, träumet wachend fort. Erzählt mir von Euer Mutter, von Eurem Weibe.“ Alſo ſprach Auguſtin, denn ſein Beſtreben war, den armen verzagten Menſchen aufzurichten. Die Feldflaſche bot er ihm, aus welcher der Elſäſſer trank.

„Ihr ſeid gut,“ ſagte dieſer dankend, „ich habe wohl gehört, daß die Tiroler gut ſind. So will ich Euch bitten, daß Ihr heimſchreibt ins Elſaß, an mein Weib, daß ſie wiſſen, wie ich geſtorben bin.“

„Recht gern will ich ſchreiben, aber nicht, wie Ihr geſtorben ſeid, ſondern wie Ihr nach Hauſe kehren werdet. Schmerzt Euch das Bein?“

„Laſſet den Fuß in der kühlen Erde. Dahin gehört er, und ſchmerzt nicht. Aber nach Hauſe kehren? Das weiß ich beſſer.“

„So raſtet nur,“ ſagte Auguſtin voll milder Teilnahme.

„Habt denn nicht auch Ihr ſelbſt ein Herz voller Anliegen?“ fragte der Soldat aus dem Elſaß. „Habt Ihr denn noch Zeit für andre in dieſen traurigen Tagen?“

„Ich für mich habe kein Anliegen. Ich bin Prieſter. Daß ein ſchwerer Krieg iſt zwiſchen Eurem und meinem

Land, das soll jetzt ganz vergessen sein. Wir sind einander Brüder. Ich will mich zu dir setzen auf diesen Strunk und dich nicht verlassen, also will es auch unsere Religion."

„Die Religion," entgegnete der Soldat, seine Stimme war unsicher. „Ich mag Euch aber nicht täuschen. Ihr in Tirol seid streng katholische Leute. Ich bin der evangelischen Kirche . . ."

„Christus streckt am Kreuze zwei Arme aus," sagte Augustin.

„Einen für euch und einen für uns?" fragte der Soldat wie träumend und sein Haupt wollte sinken.

„Lehne dich an meine Brust und schlafe."

Der Elsässer ermannte sich wieder: „Schlafen! Dazu wird keine Zeit mehr sein. — Daheim, da werden sie jetzt freilich schlafen und nicht ahnen, wie es mit mir steht."

„Mich deucht, das Heimweh thut dir schlimmer, als das Blei im Beine."

„O, Herr, es ist kein Mensch so aus seiner Heimat gerissen worden, wie ich!" sagte der Elsässer in tiefer Traurigkeit. Und wie in halbem Selbstgespräche fuhr er fort: „Heute vor vier Wochen. Ach, wie bin ich da noch in Freuden gewesen!"

„Lehne dich nur an mich, Bruder, und erzähle."

„Mein Vater, der ist frühzeitig fort," sprach der Elsässer, „der schläft im Aegyptenland. Meine Mutter hat die Wirthschaft geführt, eine Winzerei, wo man arbeitet und lebt. Sie war selber schon mühselig und hat mit Schmerzen die Zeit erwartet, da sie mir die Wirthschaft übergeben konnte. Und jetzt — ich erzähle schon alles — habe ich es meiner Braut eingestehen dürfen. Dieses liebe Mädel!

Das glaubt mir niemand. Eine gar sonderbare Geschichte war's. Ein Großpächter hat sie nehmen wollen, einer von der Loire her — spricht nicht deutsch. Gertrud hat ihre arme Familie versorgen wollen und ich habe gesagt: Wenn du kannst, Gertrud, so thu's. Für Vater und Mutter würde sie es wohl müssen können, ist die Antwort und verspricht sich dem Pächter. Das ganze Dorf schickt sich an zum Hochzeitsfeste, der Pächter ist ein reicher Mann und Gertrud geht ihrem Glück mit Demut entgegen. Mich hat's gewundert, aber dann denke ich, es wird ja doch nicht so schwer sein, einen armen Knaben laufen zu lassen und in ein Schloß hineinzusitzen, wo so viel Ueberfluß und Ehre ist. — In denselben Tagen hätte mich der Bonaparte rufen sollen!"

„Hernach erzähle weiter," unterbrach ihn Augustin, jetzt müssen wir uns nach dem wunden Beine umsehen."

„So laßt es doch schlafen, es schmerzt ja nicht!" rief der Soldat. „Die Erde ist heilsam, das habe ich oft gehört. Glaubt Ihr doch, daß es wieder gut wird?"

Es konnte ja sein, daß der seltsame Lehmverband günstig wirkte; der junge Geistliche hatte in solche Sachen keine Erfahrung.

„Habt Ihr noch Geduld?" fragte der junge Elsässer. „Ihr müßt ja alles wissen, wenn Ihr das ganze Unglück begreifen wollt. Aber es wird schon Tag!"

„Das ist nicht der Tag, Freund, das ist eine Feuersbrunst."

„O, der Krieg!" schauderte der junge Elsässer.

Der Priester schlug um ihn enger den Mantel und der Soldat fuhr fort: „Der Pächter? Ist sie noch bei ihm?

— Eines Abends, kurz vor ihrer Hochzeit — in der Weinlaube, da steht sie vor mir. Wie ich erschrecke, Ihr könnt Euch's denken. Fritz, sagt sie und fällt nur gleich so vor mir zu Boden, Fritz, es ist ganz unmöglich. Ich kann in den Steinbruch gehen und für meine Eltern arbeiten — den Pächter kann ich nicht heiraten. Ich habe es ihm geschrieben, es ist schon aus. — Wir haben auch weiter kein Wort mehr geredet und am nächsten Tage gehen wir miteinander zum Vorstand. Vornehm ist die Hochzeit nicht gewesen. In unsrem Baumgarten haben wir das Mahl gehalten, ein paar Verwandte und Freunde und einer mit der Guitarre. Meine Mutter im Glücke, auch Gertrudens Eltern sind froh gewesen. Wenn es Gott will, so wird er ja auch seinen Segen geben, das war ihr erstes und ihr letztes Wort. Und ich? Und mein junges, sanftes Weib? Diese Gestalt im Myrtenkranz sei bei mir im letzten Augenblick! Einen andern Kranz flicht sie aus Weinlaub und setzt ihn schäkernd auf mein Haupt. Zwei Lichter werden auf den Tisch gestellt, weil es schon dunkelt. Auf das Brautpaar wird ein Spruch gesagt und mit vollen Gläsern angestoßen. Und mitten in solcher Fröhlichkeit fällt mir meine alte Muhme ein, von der Mutter eine Schwester. Seit Jahren liegt sie siech in ihrem Stüblein. Die würde sich eines freuen, wenn jetzt der Bräutigam mit dem Glas an ihr Krankenlager käme und es ihr auf ein langes Leben brächte. Auch die Alten und Siechen leben noch gern!"

Der Erzähler schwieg ein wenig; als er seine Bewegung bemeistert hatte, fuhr er fort: „Auch meine Braut wollte mit. Der Weg ist gleichwohl nicht weit, aber finster und steinig, und sie sollte lieber morgen im Tageslichte zu

ihr gehen. So laſſen ſie mich allein fort und in zehn Minuten bin ich wieder bei dir, mein Schatz! Wenn ich komm', wenn ich komm', wenn ich wiederum komm', bleib' ich, mein Schatz, bei dir! So ſingend eile ich durch den Baumgarten gegen das kleine Haus hin, wo die Muhme wohnt. Wie ich über die Straße will, marſchiert mit klingendem Spiel eine Kompagnie Soldaten vorbei. Ihre Fackeln flattern wie Kriegsfahnen. Es geht ja wieder ins Feld, höre ich. Dabei iſt ein Bekannter von mir, ein Schulgenoſſe, den habe ich immer gern gehabt, und jetzt muß der arme Teufel auch fort. Ich ſpringe hin zu ihm, reiche mein Glas: ‚Trink', Giovan!' Er hebt das Glas, ſchwingt es: ‚Der Kaiſer der Franzoſen lebe!' und trinkt, und ich trinke auch: ‚Der Kaiſer der Franzoſen lebe!' — ‚Bravo, bravo!' ſchreit alles, daß es gellt in der Nacht; zwei Soldaten faſſen mich an den Armen, nehmen mich in ihre Mitte und fort, fort geht's in ſchnellem Marſche. Anfangs meine ich, es wäre Spaß und ſage, ſie ſollten mich loslaſſen, ich wollte zurück zu meiner Hochzeitsgeſellſchaft. Da lachen ſie ſchrecklich auf, und meinen Hochzeitstanz, den könnte ich in Deutſchland halten, und ſeine Bräutlein gebe es überall. — Was ſoll ich denn weiter noch ſagen, mir drückt's das Herz ab. Gefangen bin ich geweſen, ein Soldat in des Kaiſers Armee. Auch andern iſt es ſo ergangen wie mir, ſind unterwegs gewaltſam mitgenommen worden. Der Bonaparte iſt ein gar ungeduldiger Herr und noch in derſelben Nacht ſind wir über den Rhein marſchiert. Bis Stuttgart habe ich mein Hochzeitskleid am Leibe gehabt, voller Straßenſtaub, feucht vor Schweiß. Nun hat man mich in die Uniform geſteckt und alles iſt vorbei. — Mein

lieber Tiroler, kennt Ihr Euch das denken? Mir ist, als müßten sie heute, zu dieser Stunde noch sitzen an der Tafel im Baumgarten und auf mich warten."

„Du hast den Deinigen wohl geschrieben?" fragte Augustin.

„Die Briefe werden nicht bestellt. Mein Weib, meine Mutter, sie wissen nicht, was mit mir geschehen ist, sie sitzen noch bei der Tafel und warten . . ."

„Ihre Trauer wird in Freude verwandelt werden," sagte der Priester.

„Vielleicht dort drüben. Auf Erden nicht mehr." Der junge Soldat verdeckte mit beiden Händen sein Gesicht.

„Willst du, armer Freund," versetzte Augustin, voller Herzinnigkeit ihm die Locken streichelnd, „willst du nicht auch dem großen Gott eine Sorge überlassen? Er ist stärker als du, er trägt sie leichter."

„Er wird auch tüchtig zu thun haben, um das Unheil, welches dieser Bluthund anrichtet, wieder gut zu machen," antwortete der Elsässer. Hierauf fuhr er sich mit einer Hand über die andere und murmelte: „Wie sonderbar mir doch zu Mute ist! Wird denn alles Blei? Was ist denn das?" Durch seinen Körper ging ein leises Beben. „Es ist ja weiter nichts mehr zu sagen," setzte er tonlos bei. „Ich bitte Euch, schreibt nur das: Als Soldat die Pflicht gethan. Im Tirolerland gefallen auf dem Felde. Im Frieden gestorben. Und das, das schreibt ihnen auch: Einen guten Menschen zur Seiten gehabt beim Sterben . . . Wenn ich komm', wenn ich wiederum komm' . . ."

Er schlummerte. Er lehnte in Augustins Arm und schlummerte.

Als die Morgendämmerung aufging, bemerkte der Feldpater, wie rings um den eingegrabenen Fuß Blut hervorsprudelte aus dem Moore. Er legte den Schlummernden sanft an den Holzstrunk, an welchem er vorhin gelehnt, er hob sachte das Bein aus dem Grunde; die Quellen aus der Doppelwunde versiegten schon. Und als das Frührot leuchtete, wurden die Wangen des Kriegers nimmer rosig. Und als über den Alpengipfel des Großvenedigers die Sonne emporstieg, starrten seine Augen ruhig in sie hinein — denn diese Augen waren schon gebrochen.

Und im Lichte des Tages sah Augustin nun die ganze Schönheit des jungen Mannes, die der Tod nicht verlöschte, sondern nur weihte. — Der Priester kniete vor der Leiche nieder und verrichtete ein Gebet. Vom Turme zu Mühlbach klang die Morgenglocke.

Dann war es Zeit, ans neue Tagewerk zu gehen — zur Bestattung der Toten. Er stieg, daß er Arbeitsgenossen finde, hinab gegen das Thal, in welchem noch blauer Schatten lag. An halber Höhe der Berge schwebte hin und hin eine dunstige Rauchbank, aus dem Getrümmer der Klause stieg ein dünnes, wolkiges Säulchen auf, in der Luft war ein seltsam stechender Geruch. Wo Augustin in den Hohlweg einbog, begegnete ihm ein alter Hirte. Der mochte froh sein, einen lebendigen Menschen zu sehen; alsbald nahm er den Schlapphut ab und küßte dem Priester die Hand.

„Was sagst denn dazu, geweihter Bua," redete er ungefüg heraus, „die haben sich ihre Höll' beizeiten angeheizt!"

„Was meinst du?" fragte Augustin.

„Wer alt wird, der erlebt viel," antwortete der Hirt.

„Mein Lebtag hätt' ich's nit vermeint, daß auch die Gräber brennen. — Die Franzosen. Hast es noch nit gehört? Ehe sie sind abgezogen, haben sie ihre Toten zusammengetragen in die Klausen und angezündet. — Mensch, zugeht's jetzt auf der Welt! Nimm dir Zeit!"

Still sei, Schurk', der du die Menschheit verläumdest!

Zur Zeit, als dies geschah, hatten sie zu Brixen keinen Arrest. So mußte man den Menschen auf den Friedhof treiben und in die Totenkammer sperren. Es war ein ganz verkommener Bursche, sein Gewand aus grauem Linnen mit zerfranzten Löchern, lehmig, schmutzig dort, wo die Fäden noch zusammenhielten. Das Beinkleid hing nur mit zwei Knöpfen an dem rissigen Hosenträger, das gelbgraue Hemd war vorn offen, so daß man die rindenfarbige Brust sah bis zur Magengrube hinab. Die plumpen Füße ohne Schuhe, mit Erdkrusten zwischen den Zehen. Die Glieder schlank und mager, das knochige Gesicht völlig bartlos, eingefallen, lehmblaß, sommersprossig; die Lippen wulstig, die Nase flach, mit dreieckigen Nüstern, die Augen klein, tückisch lauernd, ohne Wimpern und Brauen, der Kopf mit dem fuchsbraunen, filzigen Haar zwischen den Achselknochen eingeklemmt. Die Arme waren jetzt auf den Rücken gebunden. Dieser Mensch war überall gesehen und nirgends daheim. Eine arme Häuslerin im Grödnerthal hatte sich einst aus dem Welschen herauf ein Findelkind geholt. Bei der Taufe

war der Rampesbauer Pate geſtanden. Das bißchen Mitgabe war bald verbraucht, die Häuslerin ſtarb, der Knabe verdarb. Der Rampesbauer hatte ihn als Halter auf ſeine Alm genommen, der Junge entlief. Im Etſchland draußen nahm er irgendwo ein Fiſchernetz, richtete dasſelbe in den Gebüſchen auf. Wenn dann im Herbſte die nach dem Süden ziehenden Vögel kamen, verſtand er es, durch nachgeahmte Vogelrufe die Thierchen herbeizulocken und ins Netz zu jagen. Dann tötete und verzehrte er ſie. Als der Winter kam, ſtahl er eines Tages einem Landpfarrer ein Paar Stiefel, wurde dabei erwiſcht und nach Bozen in den Arreſt gethan. Im Arreſte fand er einen älteren Genoſſen, der belehrte den Burſchen, das Stehlen ſei nicht anſtändig, der Menſch müſſe ſich ſein Brot auf redliche Weiſe verdienen; er lehrte ihn das Kartenſpielen und wie man es durch Kunſtgriffe angehen müſſe, dabei das Glück zu verbeſſern. Auch mancherlei Taſchenſpielerſtückchen lernte der Fabian im Arreſt, mit welchen man ſich auf Jahrmärkten was erwerben kann. Als der Burſche frei wurde, übte er derlei ſchöne Dinge manches Jahr lang, zeitweilig war er verſchollen; wenn er dann doch wieder in die Gegend kam, bei ſeinem Paten, dem Rampesbauer, zuſprach und dieſer ihn fragte, wo er geweſen, brachte er immer ſchöne Grüße aus der Schweiz mit, oder aus Italien oder gar aus Ungarn. Mit den Namen dieſer ſchönen Länder meinte er aber die verſchiedenen Kerkchen, in denen er eingeſperrt geweſen zu Sterzing, zu Bozen und zu Bruneck. Hernach trieb er ſich auf Almen und in den Wäldern um, unter dem Lodenrock ein zerlegtes Gewehr bergend; die Jäger machten Jagd nach ihm, wie nach einem Raubtiere. Nun war er ertappt worden auf

dem Schlachtfelde, wie er eben im Begriffe geweſen, einem toten Soldaten den Ring vom Finger zu ziehen. Als man ihn feſtnahm, wehrte er ſich, begehrte auf, ob es denn recht ſei, daß man ſo wertvolle Sachen mit in die Grube werfe! Er murrte darüber, daß man ihn wahrſcheinlich wieder auf eine ganze Woche einſperren werde, und war nun etwas arg verblüfft, als nicht vom Einſperren, ſondern vom Aufhängen die Rede war.

Die Aelteſten waren zuſammengekommen unter der Eiche, um zu beraten, was mit dem Wichte zu geſchehen habe. Es war ein im Lande unerhörter Fall, man riet hin und her, welchem Gerichte der arme Sünder einzuliefern ſei, und man konnte nicht ſchlüſſig werden. Den Rampesbauer hatte man zu dieſer Berathung nicht beigezogen, man wollte es ihm erſparen, ſein Patenkind als Leichenſchänder zu ſehen. Der Rampesbauer aber kam des Weges, trat zur Eiche hin und ſagte: „Des Fabians wegen ſeid ihr beiſammen.“

„Ja, ja,“ entgegnete der Stauker, „es iſt hart, du kannſt nichts dafür.“

„Ich habe gethan, was ſein konnte, daß Taufwaſſer und Chriſam nicht verloren iſt,“ ſagte der Rampesbauer, „es wird wohl ſo ſein, wie Pater Cöleſtin einmal geſagt hat: dem Menſchen wird ſeine Lebensſtraßen nicht angetauft, ſondern angeboren.“

„Gebüßt muß es werden,“ ſprach der Stauker.

„Das meine ich ſelber,“ ſagte der Rampesbauer, „und in dieſem Fall iſt es wohl nicht ſchwer, ein gerechter Richter zu ſein.“

„Wie wäre dein Dafürhalten, Rampesbauer?“

„Mein Dafürhalten ist," antwortete dieser, „daß, wo so viele Unschuldige erschossen worden sind, man mit dem Schuldigen kurzen Prozeß machen soll."

„Also zum Tode?"

„Die heiligen Sterbesakramente soll man ihm früher reichen, damit seiner Seligkeit von der Seiten nichts im Weg steht."

„Und wann das?"

„Auf was soll er warten? Viel Kürzung der Todesangst möchte ich für ihn erbitten. In einer Stunde kann's ja wohl vorbei sein."

„So meinen wir auch," sagten sie alle und die Sache war damit abgethan. —

Hernach gingen die Männer in den Dom, wo ein feierlicher Dankgottesdienst abgehalten wurde wegen des errungenen Sieges. Der Rampesbauer konnte dabei zu keiner rechten Andacht kommen, er mußte immer denken, wie das doch wunderlich zugehen kann auf der Welt, daß der Pate sein Patenkind zum Tode verurteilen muß. Aber ist denn jetzt ein Richter im Lande? Die Bayern sind verjagt, die Oesterreicher noch immer nicht da. Wer soll denn Ordnung halten in Tirol, als der Tiroler selbst!

Nach dem Gottesdienste waren mehrere Führer und Streiter bei den Kapuzinern auf einen Krug Wein geladen. Es sollte das weniger eine Siegesfeier sein, als eine Ratsversammlung darüber, was nun weiter zu thun sei. Denn daß die Kämpfe am Eisack und an der Rienz nicht das Ende waren, sondern vielmehr der Anfang, das war wohl allen klar. Daß der unbändige Welteroberer sich nicht von einer Handvoll Bauern würde aufhalten lassen in seinem

ungeheuerlichen Werke, das wußte jeder. Der Bonaparte stampft über Nacht neue Armeen aus dem Erdboden; er gebietet über den Erdkreis. — Aber die Tiroler hofften auf Gott und auf die Oesterreicher.

Ein loses Maul verlautete allerdings, und zwar gerade auf dem Wege zum Kloster: „Die Oesterreicher möge man wohl lieben, aber hoffen solle man auf Gott allein — es wäre sicherer."

Das lose Maul gehörte dem Häusler Thomas.

„Au!" rief der Griesacher, „wenn wir zum Wein gehen, ist der Thomas auch dabei."

„Warum denn nit! Ein Tröpfel Wein ist eine gute Nachfüll'."

„Im Stutzenfeuer hat er sich nicht sehen lassen."

„Wer?"

„Der Thomas."

„Ich? Ich nit im Feuer?" begehrte der Häusler auf. „Bin ich nit beim Bimsteich gestanden von früh bis mittag und hab' hinübergepfeffert! Nachher haben die Lümmel angefangen, Kartätschen zu schmeißen, und pfitsch! in den Teich hinein, daß der Morast abscheulich umspritzt und mir mein ganzes Sonntagsgewand wild macht. Da hab' ich mir gedacht: Hol's der Ganggerl, mein schönes Gewand laß ich mir nit verwüsten, der Boarn kaufen mir kein neues! Und bin heim zu."

„'s ist wahr, er ist dabei gewesen," bestätigten mehrere.

„Und die sechzehn, die ich niedergelegt hab', werden einen Krug Wein wohl wert sein," sagte der Thomas, während er auf ein blaues Sacktuch wies, welches um den

Knöchel ſeiner linken Hand gewunden war. „Wenn's da herausrinnt, muß da" — auf den Mund deutend — „nachgefüllt werden!"

„Iſt in Ordnung, Thomas, geh' nur mit uns."

Hernach ſaßen ſie im Refektorium des Kloſters durcheinander: die Kapuziner in braunen Kutten und langen Bärten, die Bauern, die Bürger und die Wirte der Umgebung. Die meiſten waren friſchen Mutes, aber übermütig war keiner. Auch Peter Mayr war da, der Wirt an der Mahr. Vielerlei war in den letzten Tagen an ihn herangekommen, daß er rate, ordne, leite, und die Toten machten kaum weniger Sorgen als die Lebendigen. Seit der Schlacht war er nicht mehr nach Hauſe gekommen. Daß er geſund ſei, hatte er ſeinem Weibe durch einen Halter ſagen laſſen. Daß ſein Schwager Auguſtin wieder zu Hauſe war, beruhigte ihn auch. Er ſelbſt gehörte zur Regierung. Die Leichen mußten begraben werden, die Verwundeten mußten unter Dach und Fach gebracht werden, die zerſtörten Brücken mußten zur Not hergeſtellt, den Leuten der niedergebrannten Häuſer mußten Hütten geſchafft werden. Wenn Peter von der Ferne manchmal hinausblickte auf das ſchimmernde Dach ſeines Mahrwirtshauſes, da dachte er: ſie ſtehen in Gottes Hut, und hier bin ich nötiger als dort.

Der Schockel-Franz von Leilach war ebenfalls zugegen bei den Kapuzinern, aber recht abgemattet und kleinlaut, was ſonſt nicht in dem Weſen des flinken, ſchneidigen Mannes lag. Er war fortgeweſen, um Oeſterreicher zu ſuchen und hatte keine gefunden. Das halbe Puſterthal hatte er durchlaufen bis Toblach hinauf. Zu Welsberg hatte man ihm geſagt, der öſterreichiſche General Caſteller

habe in Lienz und Silian ſchon Quartier beſtellt, aber in Villach ſei es auch ſchön und die Villacher Frauen wollten ihn nicht loslaſſen. Hingegen, ſo erzählte der Schockel-Franz, habe er unterwegs von einem anderen gehört, der Brunecker Steuereinnehmer ſei wieder im Land.

„Der Kulber?“ fragten mehrere zu gleicher Zeit. „Der iſt ja ins Salzburgiſche und Steiriſche hinübergegangen, um Beiſtand zu ſuchen!“

„Iſt ſchon wieder zurück.“

„Was mag er ausgerichtet haben?“

„Er wird's ſchon ſagen.“

„Es hat ja auch geheißen, daß er nach Schärding bei Paſſau gehen will, wo jetzt der aus Wien verſprengte öſterreichiſche Hofſchatz aufbewahrt ſein ſoll. Geld will er faſſen für Tirol.“

„Kein zuwiderres Geſchäft,“ meinte der Häusler Thomas. „Mit Gold und Silber thut ſich's alleweil ein biſſel gemütlicher um, wie mit Pulver und Blei. So Herren können ſich's halt anſchicken.“

„Es iſt ein Ding,“ redete der Griesacher drein, „wenn wir kein Pulver haben, ſind wir derſchoſſen, und wenn wir kein Geld haben, ſind wir auch derſchoſſen.“

Der Bruder Pförtner kam herein und berichtete, daß eben ein bayriſcher Reiter in den Hof geſprengt ſei. Raſch erhoben ſich die Männer von ihren Sitzen.

„Schwenkt er eine weiße Fahne?“ fragte der Kreuzwirt.

„Schwenken thut er nichts, aber die Treppe ſtapft er herauf,“ ſagte der Pförtner.

„Der kommt Frieden anzubieten.“

„Geben wir ihn?“

„Wenn ſie das Land räumen bis auf den letzten bayriſchen Hufnagel, ſo geben wir ihn, anders nicht.“ Dieſes Wort ſagte Peter Mayr.

Da ſprang die Thür auf und der bayriſche Reiter trat raſch herein. Finſter blickten ihn die Männer an, da rief er mit ausgebreiteten Armen: „Nun?“

„Kulber!“ ſchrieen ſie auf.

„Der Kulber-Sepp, der Steuereinnehmer von Bruneck,“ ſagte der Ankömmling, „ja freilich, da bin ich wieder.“

„Und wie kommſt du in dieſe Haut?“ fragte der Kreuzwirt von Brixen.

Kulber ſchob mit dem Finger auf ſeiner linken Bruſt eine bayriſche Medaille beiſeite, da ſah man im Tuch eine zerriſſene Stelle. „Seht ihr! Bei dieſem Loch bin ich hereingekommen in die bayriſche Montur.“

„Wie ſoll das gemeint ſein?“ fragte der Kreuzwirt.

„Laßt es euch erzählen, Männer,“ entgegnete Kulber ſich niederlaſſend. „Am Paß Strub, ihr habt ja gehört. Dort bin ich vorhanden geweſen beim großen Scharmützel. Iſt aber all zu ſpät. Unſer ſind auch viel zu wenig geweſen. Dort, beim Strubloch ſind ſie uns hereingekommen, ihrer in hellen Haufen, wie die Heuſchrecken des Königs Pharao. Ich ſitze im Buſch und warte auf den Nachtrab und ſuche mir von weitem einen feurigen Rappen aus. Wie es dunkelt und der Reiter gerade an einer Tränke hält, ſchieße ich ihn herab. Alsdann thue ich meinen Tirolerkittel aus, ſchlupfe in des Reiters Montur, auf den Rappen und trab, trab den Bayern nach, mit ihnen marſchiert, Proviant gefaßt, bayriſcher Lumpenkerl geweſen — zwei Tage lang.“

„Und nicht entlarvt worden? Das ist viel."

„Die Bayern," fuhr Kulber fort, „habe ich nicht gefürchtet. Die sind vor lauter Siegesgier und Uebermut in einem Jubelrausch gewesen, daß sie schon gar nichts mehr recht gesehen und gehört haben. Aber die Tirolerkugeln, vor denen habe ich Respekt gehabt in meinem Bayernrock. Durch das Achenthal und Innthal her und bis Hall, alle Augenblick pfeift vom Fels oder Strauch her eine Kugel. Daß so ein Stückel Blei auf bayrisch Tuch losgeht, das verstehe ich, aber es wird vor der tirolischen Haut, die dahinter steckt, kaum Halt machen. Ich dank' schön! habe ich mir gedacht, nichts auf der Welt so gefährlich, als jetzt ein Bayer sein in Tirol!"

Gar seltsam nahm er sich aus zwischen den Bauern und Mönchen, der kleine, blasse, schwarzäugige Kulber in der bayrischen Uniform, die ihm zu groß war. Die hastig zuckenden Bewegungen der Arme, des Hauptes, das heiße Augensprühen nach allen Seiten hin, das ganze wieselhaft erregsame Wesen des Mannes hatte gerade nicht viel Reckenhaftes, verriet aber eine listige, leidenschaftliche Seele. Es war ein bißchen welsches Blut in dem Manne und doch, wer ihn sah und hörte, der mußte sagen: einen begeisterteren Tiroler gibt's nicht, als den Kulber-Sepp. Manchmal schien es aber, als ob sein Haß gegen die Bayern größer wäre, als seine Liebe zu den Tirolern. In früherer Zeit hatte er sich in Bayern aufgehalten, soll sich dort in politische Händel gemischt haben und deshalb des Landes verwiesen worden sein. Dann ward er Steuereinnehmer zu Bruneck, als solcher hernach von den Bayern wieder entsetzt, und seither widmete er sich ganz der Befreiung des Landes. Manche heikle Mission

wurde ihm anvertraut und auch jetzt kam er, wie wir hörten, von einer ſolchen zurück.

„Nun trinke, und nachher pack aus mit dem Geld!“ rief ihm der Kreuzwirt zu.

„Mit welchem Geld?“ fragte Kulber.

„Das du vom öſterreichiſchen Staatsſchatz zu Schärding geholt haſt, du haſt doch einen Sack voll mitgebracht?“

„Das Geld,“ berichtete Kulber, „kommt über Steiermark und Kärnten herein, der Caſteller wird's bringen mit ſeinem Regiment, in hundertſechsunddreißig Eiſenkiſten.“

„Auf das Geld glaube ich nicht recht,“ ſagte der Prior und ſchenkte dem Ankömmling den Krug voll, „trinke nur Wein und rede Wahrheit.“

Peter, der Mahrwirt, hatte ſich an Kulbers Seite gerückt: „Alſo, wie ſteht's drüben?“

Hierauf antwortete Kulber: „Freilich wohl ſchlimm, mein lieber Mahrwirt! Hinter Innsbruck draußen verflucht ſchlimm. All miteinander könnt ihr euch's nicht vorſtellen, wie ſchlimm!“

„Du erſchreckſt mich!“

„Glaubet nicht, Männer, daß wir fertig ſind. Ihr mit eurem Sieg habt denen da drüben alles Unglück zugeworfen. — Zu Innsbruck, da paſſiert's, da habe ich mich unterhalten. Haben bei meinem Durchmarſch gerade den Dittfurt erſchoſſen.“

„Den General? Vivat!“

„Hat's lange genug getrieben.“

„Vor dem Kriegsgericht?“

„Vor dem Volksgericht. Mitten in der Stadt bei der Brücke, im Gefecht. Von drei Kugeln durchlöchert.“

„Vivat, Innsbrucker!“

„Ja, den Innsbruckern, denen ginge es jetzt ſchlecht, wenn der Anderl nicht wäre. Die Bayern und Franzoſen fürchten den Sandwirt. Der ruckt gegen die Hauptſtadt wie ein Gericht Gottes. Auf dem Brenner habe ich ihn begegnet mit ſeinen Leuten. Es ſind ihrer ein hölliſcher Haufen. Er läßt euch grüßen, die Ordre kommt morgen und ihr ſolltet bis auf weiteres in Bereitſchaft ſein.“

„Das ſind wir,“ ſagte der Mahrwirt. „Ich bring' dir's, Kulber, für die gute Botſchaft!“ Damit trank er ihm zu.

„Bringen kannſt mir's, Mahrwirt, trinken kannſt auch,“ ſagte Kulber. „Ich bin halt noch nicht fertig.“

Die Männer ſchauten ihn ſchweigend an.

Kulber fuhr fort: „Daß uns bei Paß Strub ſo viele Feinde hereingekommen ſind, habe ich euch geſagt.“

„Wir werden ihnen mit Gottes Hilfe ſchon wieder hinaushelfen.“

„Habt ihr vom Etzel ſchon einmal was gehört?“ fragte Kulber und ſchaute mit flammenden Augen in die Runde, „oder vom blutdürſtigen Soliman etwas, wie er in Steiermark und in Krain und im Ungarlande gewirtſchaftet hat? Männer, ich ſage euch, das waren Dörcher, gutmütige Dörcher im Vergleich zu unſern Feinden! — Vom Paß Strub bis zum Inn herein ſteht kein Dorf, das nicht gebrandſchatzt wurde, kein Hof, der unverſehrt wäre. Habt ihr denn kein Nordlicht geſehen in den Nächten? Herrgott, wie hoch müſſen die Berge ſein, die zwiſchen dem Inn ſtehen und dem Eiſack! Nächtelang hat man es auf allen Kirchenuhren im Achenthal und im unteren Innthal ſehen können, wie viel es an der Zeit iſt! So viele und ſo große Freu-

denfeuer hat noch kein ſiegreicher Feldherr gemacht, als dieſe Schergen des Bonaparte. Wo die ſind gezogen, da ſtehen heute lauter roſtbraune Brandſtätten. Die Thäler ſind wie ausgeſtorben; wehe dem, der nicht ins Hochgebirge floh."

„Eingefangen?"

„Kindereien!"

„Niedergemacht?"

„Heiliger Gott, wenn ſie die Wehrloſen einfach niedergemacht hätten, wie großmütig! Wie barmherzig! — Geſchunden, geſchleift, gebraten haben ſie. Geſchändet, zu Tode gejuckt, gewürgt das Kind im Mutterleib. Kann ich's denn ſagen? Da muß einer kommen, der erſt die Sprache erfindet für das, was dieſer Feind gethan hat in unſrem Tirol! Die Männer bei den Füßen auf die Bäume gehängt, die Weiber bei den Haaren hoch auf die Kirchenwände. Zu Rattenberg haben ſie einen zehnjährigen Knaben nackt ausgezogen und auf den Schlagbaum der Maut gebunden — weil die Buben ja gern ſchaukeln! Bei Kitzbühel haben ſie einer alten Frau die Zunge aus dem Leib geriſſen, weil ſie die Mordbrenner Schinderknechte geheißen hat. Bei Wörgl haben ſie einem Fuhrmann, der ſich um ſeine Fracht wehren wollte, die Hände mit einem eiſernen Dachnagel auf den Kopf genagelt —"

„Still ſei, Schurk, der du die Menſchheit verläumdeſt!" ſchrie der Mahrwirt aufſpringend und die Fauſt gegen den Erzähler erhebend. Dieſer ſchwieg dann und ſchaute verblüfft in die Runde, ob er ſich ſo etwas gefallen laſſen müſſe.

„Wenn das wahr iſt!" ſagte der Kreuzwirt und faltete die Hände.

„Auch gut," sagte Kulber und machte Miene fortzugehen.

Der Prior nahm ihn bei der Hand: „So nicht, so ist's nicht gemeint. Du sagst, was geschehen ist, dafür bist du dort gewesen."

„Und dafür heißest du Kulber," suchte der Griesacher zu beschwichtigen.

„Ich will nicht mehr weiter reden," murmelte Kulber.

„Als ob du noch mehr wüßtest?" fragte der Rampesbauer bange.

„Du mußt mir schon verzeihen, Freund," bat der Mahrwirt. „Schau, ich hab' halt gemeint, das Herz dreht's mir um. Erzähle in Gottesnamen weiter."

Jener schob den Lehnstuhl, daß es klirrte, setzte sich nieder, trank, stieß den Krug heftig auf den Tisch und fuhr also fort zu sagen: „Die Stadt Schwaz am Inn —"

„Ah, Schwaz, das ist eine schöne Stadt," unterbrach der Häusler Thomas, „bin schon einmal dort gewesen."

„Sie steht nimmer," sagte Kulber. „Zwei Tage und drei Nächte lang hat sie gebrannt."

„Die Bayern?"

„Der Schutthaufen ist ein Kirchhof. Liegen gar viele Leute darunter begraben. Und in der altehrwürdigen Pfarrkirche, die Greuel! Die Freveltaten! In der Nebenkapelle ist eine heilige Magdalena, auf ihre Brust haben sie geschossen, wie auf Scheiben. Unsre liebe Frau auf dem Hochaltar —"

Jetzt legte der Prior dem Erzähler die Hand auf den Arm und sprach: „Gedenke dieser Klostermauern! So etwas haben sie noch nie vernommen und sollen es auch nie ver-

nehmen. Ich kann's nicht hören, nicht faſſen. Gott der Herr hat alles geſehen! Der allmächtige Rächer!"

Alſo hat Kulber nicht weiter erzählt.

Jetzt aber neigte der Thomas ſich vor mit langem Halſe weit über den Tiſch und ſagte: „Ich habe gehört, daß drin in der Eiſackſchlucht fünf Bayern gefangen worden ſind."

„Iſt ſo," antwortete der Kreuzwirt.

„Wo habt ihr ſie denn?"

„Im oberen Stadtkeller ſitzen ſie."

„Im Keller die Bayern?"

„Im trockenen. Rüben und Krennwurzeln, wenn ſie beißen wollen."

„So, ſo."

„Was ſagſt, Thomas?"

„So, ſo, hab' ich geſagt. Verhungern laſſen müßt ihr ſie nit. Ich denk', wir heben ſie für was andres auf."

„Was meinſt denn, Thomas?"

„Ich denk' dran, was uns der Steuereinnehmer hat erzählt. Kameraden! Sollten wir Tiroler jetzt nicht ein biſſel Herrgott ſpielen?"

„Verſtehe ſchon," nickte Kulber.

„Herrgott ſpielen iſt nicht leicht," ſagte der Prior.

„Ein klein Stückel Allmacht, denke ich, hätten wir jetzt doch in der Hand. Gott ſei die Ehr'!"

„So zieh' nit eine Weil um, Thomas, und red'!" rief der Griesacher.

„Abzahlen!"

„Rächen?"

„Rächen!" ſagte der Thomas.

„Leben sollst, Mensch!“ rief ihm Kulber zu und trank.

Einer, der bisher geschwiegen hatte, der alte Stauker, begann jetzt mit dem Kopf zu wackeln, dabei murmelte er vor sich hin in den Krug: „Wohl, wohl, an denen soll's vergolten sein. Auf diese fünf Bayern laden wir die Buß', so viel Platz hat. Für Schwaz lebendig rösten; für das Scheibenschießen mit Ochsen zerreißen — nix, nix. Zu dumm ist man sich. Der Mensch ist zu dumm, sage ich, daß er die Marter ausdenkt, die da gehört.“

Stemmte sich jetzt Peter auf und redete gegen den Stauker hin: „Laß gut sein, Kamerad, so Großes hat der Mensch nimmer zu richten. Wir sind zu klein, um zu belohnen, und sind zu klein, um zu bestrafen. Wir sind arme Sünder. Ueberlassen wir die Rache dem, der die Ewigkeit hat.“

„Mahrwirt, vergelt' dir's Gott, so ist's christlich,“ sprach der Prior.

„Und weiters,“ fuhr Peter fort, „ist wohl auch noch die Frage, ob unsre fünf Bayern für die Unthaten der andern Verantwortung haben? — Draußen in Krain haust, wie man hört, ein schreckbarer Raubmörder. Ihr habt ja gehört von dieser Bestie, die sogar Friedhofsgräber aufwühlt, um toten Mädchen das Herz aus der Brust zu schneiden. Ein Tiroler soll es sein, ein gebürtiger. Sind wir andern Tiroler für dieses Scheusal verantwortlich? Stauker, oder du, Thomas, laßt ihr euch hängen für den Landsmann?“

„Was wolltest du thun mit den fünf gefangenen Bayern?“ fragte ihn Kulber, seine Erregung nur mühsam bemeisternd.

„Ich weiß eine andre Rache. Die fünf Bayern, die bei uns ſitzen, ſollen ſich ſchämen."

„Was ſollen ſie?" kreiſchte Kulber drein.

„Wir wollen ſie ſo behandeln, daß ſie ſich bis in die Knochen hinein ſchämen ſollen vor uns Tiroler, für ſich und für ihr ganzes Vaterland. Es ſind gefangene Soldaten, wir pflegen ſie, wie man Bettler pflegt, und zum Friedensſchluß liefern wir ſie aus mit geraden Gliedern, und dann ſoll das Bayernland nachdenken. — Das iſt meine Meinung."

„Es ſtimmt nit!" rief der Thomas. „Peter, Peter, deine Meinung iſt gut, aber die Bayern ſind ſchlecht. Es ſtimmt nit."

Ein Weilchen ſtill war's, da ſetzte der Prior ruhig bei: „Es wird wohl doch ſtimmen. Hört ihr, jetzt läutet es zwölf Uhr. Jetzt beten tauſend und tauſend Chriſten: Vater unſer, vergib uns unſre Schulden, als wie auch wir vergeben ..."

Sie beteten ſtill. Hernach aber beim Nachhauſegehen murmelte Kulber dem Geſinnungsgenoſſen Thomas zu: Es iſt leicht reden und es iſt leicht verzeihen, wenn einem ſelber nichts geſchehen iſt und wer nichts geſehen hat!"

„Das ſag' ich auch," flüſterte der Thomas.

„Da möchte ich doch zum Spaß etliche kernfeſte Burſche zuſammenſuchen, die uns helfen, daß wir dieſe Bayern nachtſchlafend Stund beim Kellerfenſter herausangeln. Die Leute im Zillerthal und die Stadt Schwaz werden wir doch beſtätigen müſſen, wir von dem Eiſack. Ich will dafür ſorgen."

Um Gotteswillen, Schwager, du bringst ihn doch mit!

Tagelang waren sie von Haus zu Haus gegangen im Brixenthal, der Steuereinnehmer Kulber und Peter, der Mahrwirt. Kulber hatte überall die Greuelthaten des Feindes erzählt und von der nahen Ankunft der Oesterreicher gesprochen. „Die Oesterreicher haben bei Salzburg einen großen Sieg errungen. Die große kaiserliche Armee steht schon bei Lienz zum Schutze Tirols!“ Solche Botschaften verbreitete Kulber.

Peter schaute ihm oftmals dabei ins Gesicht und fragte: „Bist du denn bei Trost? Es ist ja nicht wahr!“

„Bei Trost müssen wir alle sein,“ antwortete da der andre, „wir müssen die Leute aufrühren, sonst schlafen sie ein. Wir müssen ihnen Muth machen. Und warum soll's denn nicht wahr sein? Weißt du es anders? Sei froh, daß ich furche, wenn du säen willst.“

Das letztere war nämlich so gemeint, daß Kulber den Bitten des Mahrwirtes die Herzen öffnen wollte. Der Mahrwirt ging von Haus zu Haus, um Lebensmittel, Kleider, Waffen und auch Geld zu sammeln für Beraubte, Verunglückte und für künftige Tage. Er hatte Glück und schwere Wagen ächzten die Wege entlang, viele zur nächtlichen Stunde geheimen Magazinen zu in Bergesverstecken.

Erst als solcherlei in vollem Gange war, konnte Peter an eine Heimkehr denken in sein Mahrwirtshaus. Also ging er unter drückender Sonnenglut die Straße dahin seinem Hause zu. Ueber der Gegend lastete es wie Ruhe nach

dem Sturm. War es die Ruhe des Friedens, war es die Ruhe der Ermattung? Die wenigen bayrischen Beamten, die noch dageblieben waren, werkelten weiter und thaten, als ob nichts geschehen wäre. Doch waren sie wesentlich artiger und nachsichtiger, und gaben keine Vorschrift heraus, die die Bevölkerung reizen konnte. Unter den heimischen Führern war verabredet worden, daß in vorgeschriebenen Amtssachen sich keiner gegen die Aemter auflehnen dürfe, denen komme man nicht von unten, sondern von oben bei. Und wenn erst die Streiter mit dem Stutzen im ganzen Lande entschieden, würden die politischen Leute schon umsatteln.

An derlei dachte Peter, als er mit Weidtasche und Gewehr dahinschritt im Thale, um endlich seine Familie wieder zu sehen und nach so wilden Tagen wieder einmal zu rasten im Frieden des Heims. Schon von weitem sah er die Giebel seines Hauses ragen unter der roten Wand. Als er, von der Straße abbiegend, den Fußsteig über die grüne Wiese hin einschlug, begegnete ihm dort sein Schwager Augustin. Der hatte jetzt alles Kriegerische abgelegt und war wieder in dem schlichten Gewande des Priesters.

Peter schüttelte ihm die Hand und fragte, ob zu Hause alles gut wäre.

„So gut, daß, wenn du eine böse Frau hättest, sie dir bedeuten würde, du könntest schon noch fortbleiben, in einem ordentlichen Haushalt sei der Mann überflüssig," sagte Augustin in munterer Weise. „Aber die deinige," setzte er bei, „schaut seit drei Tagen alle Minuten zum Fenster heraus, ob sie nicht endlich heimkommen."

„Wer denn sie? Ist ihr einer zu wenig?" fragte Peter froh entgegen.

Augustin schaute auf die Straße hin und sagte: „Ist er noch hinten? Auf einem Wagen? Oder in der Stadt?“

„Wer?“

„Der Hans.“

„Unser Hans? Wieso?“

„Um den Willen Gottes, Schwager, du bringst ihn doch mit?“

„Von wem redest du?“ fragte Peter und sein Atem zitterte in der Kehle.

Augustin blieb noch stehen, hielt ihn an der Hand und sagte: „Peter, wenn du ohne den Knaben heimkämest! Wenn ein Unglück geschehen wäre! Die Notburga! Ich wollt's nicht mit ansehen!“

„Der Hans ist ja daheim!“ entgegnete Peter, „seit Tagen daheim. Du weißt es doch selber, wie ich ihn nach Hause gewiesen habe.“

Augustin antwortete: „Dann wirst du erschrecken. Der Knabe ist nicht nach Hause gekommen.“

Da schaute der Mahrwirt sprachlos drein.

„Ich habe schon nach ihm umgefragt und nichts erfahren,“ berichtete Augustin. „Er müßte ja bei dir sein, hat's geheißen, und der Schilfschneider von Zinggen hat mir's gerade für gewiß gesagt, er wäre bei dir in Mühlbach gewesen und auch in der Stadt.“

„Und das Kind wäre nicht daheim?“ hauchte Peter auf. Jetzt kam auch schon Frau Notburga herbeigeeilt, beide Arme nach ihm ausstreckend.

„Peter!“ jubelte sie ihm entgegen. „Heute kriegst einen! Aber schon einen schnalzenden Schmatz, du lieber,

braver Kerl!“ Und umarmte ihn und herzte ihn und küßte ihn und lachte dabei und weinte.

Er, ruhig und ernſt, wie es heimkehrenden Kriegern geziemt, nahm ſie am Arm und geleitete ſie dem Hauſe zu. Aber Frau Notburga wendete mehrmals den Kopf, ſchaute um, wurde unruhig und fragte endlich: „Der Hanſel?“

„Der — der iſt noch nicht da“ — antwortete Peter. Sie ſtutzte, ſie erkannte es nicht recht, war das eine Antwort oder eine Frage. — Noch nicht da? — Auguſtin ging hinterdrein und ſagte nichts.

Frau Notburga blieb ſtehen, ſchaute dem Gatten ſtarr ins Geſicht und fragte: „Wo iſt der Knabe?“

— Notburga, das könnte ich dich fragen; habe ich ihn nicht bei dir daheim gelaſſen? — Dieſes Wort kam ihm in den Sinn, dieſes herzloſe, dieſes unredliche Wort. Er hat es nicht ausgeſprochen.

„Du weißt ja, daß er mir davongegangen iſt,“ ſagte ſie. „Er iſt dir nachgegangen, du weißt es ja. Aber, Peter, ich bitte dich, der Hans iſt doch bei dir?“

Er ſah die bebende Angſt des Weibes, er ſah, wie ſie mit kreideblaſſem Geſichte und gefalteten Händen vor ihm ſtand, gleichſam bittend um ihr Kind. Da war ihm ſchlimm zu Mute, und da ſagte er: „Wenn er nicht ſchon voraus iſt, ſo wird er nachkommen. Er wird ſich in der Stadt verweilen bei Spielgenoſſen. Ich will ſogleich umkehren und ihn ſuchen.“

„Aber wenn es ſo iſt, dann kommt er ja!“ rief ſie, „geh nur hinein, geh nur ins Haus, Mann, du mußt was eſſen.“

Jetzt lief auch schon die kleine Marianna herbei, umfaßte seine Kniee und rief: „Vater! Vater! Vater! Hast sie erschossen? Hat der Hans auch einen erschossen? Sind sie alle tot?“

Und in der Stube, da riß er den kleinen Peter aus der Wiege; der schrie erschrocken auf, es half ihm aber nichts, der Vater preßte ihn ganz vandalisch an die Brust, küßte ihn ab oben und unten, rieb seinen Bart ins zarte Wänglein, ins weiße Nacklein hinein, man kann es nicht besser sagen, als: sein Herz war losgekommen von der Kette, an der er es so beklommen zurückgehalten hatte. Aber nachher winkte er allen ab — wollte allein sein.

Als er allein war, schritt er die Stube auf und ab, schaute alle Wände des Hauses an, als ob er sie fragen wollte: Wo ist der Knabe? Vor das Bild der Mutter Gottes trat er hin: „Heiligste Mutter Jesu, bitte für uns! Es wird doch kein Unglück sein. In den Häusern, wo ich gewesen bin, habe ich nichts von ihm gehört. Ei ja, der Kreuzwirt wird's wissen. Den Feinden in die Hände gefallen? Der nicht, den erwischen sie nicht. Natürlich würden sie sich rächen an dem unschuldigen Kinde. Wenn sie es erst hätten! Hat nicht auch der Steuereinnehmer so etwas erzählt? Zu Rattenberg hätten sie einen zehnjährigen Knaben nackt und bloß auf den Mautbaum gehangen. Rattenberg, das ist weit von da. Wird gerade nach Rattenberg laufen! Zehnjährige Knaben gibt's mehr. Der Schlingel, wenn er heimkommt! Nach Hause getraut er sich nicht, natürlich. Weiß er es denn auch so gewiß, daß er gestraft wird? Weiß er's denn so gewiß? Der Kreuzwirt hat ihm schon damals, beim Gefecht, die Stange gehalten. Dem will ich's

auch sagen! Was hat er mir mein Kind zu verstecken! — Selige Jungfrau Maria, lasse mich nicht so in Angst sein!"

Es war ein wunderliches Gebet, das der Mahrwirt dem Bildnisse zudachte. Dann zog er die Juchtenstiefel an, die er eben vorhin von den Füßen gestreift hatte. Mantel und Hut nahm er wieder von der Wand und auch das Gewehr. Nach der Hinterthür schlich er, leise wollte er davongehen nach Brixen zu seinen Freunden. Beim Kreuzwirt muß sich ja alles klären.

Vom Hofe aus trat er noch in den Stall, wo Hanai bei den Kühen beschäftigt war.

„Hanai," redete er sie an, „du bist ja auch oben gewesen."

Sie wußte gleich, was er meinte, und gab zur Antwort: „Hab' ja müssen, was glaubst denn, Wirt? Wenn sie Kirchen plündern wollen!"

„Brav bist gewesen," sagte Peter. „Du wirst wohl auch nichts wissen vom Hansel?"

„Mein Gott, was soll ich denn von ihm wissen!"

„Du, Hanai," sprach er, „wenn die Wirtin nach mir fragen sollte, sage ihr, ich hätte eilends wieder in die Stadt müssen."

„Ich kann mir's wohl denken, den Knaben gehst suchen," entgegnete die Magd. „Mußt mir's schon nit für übel halten, mich hat's eh wunder genommen, was du gesagt hast. Für das, was du selber treibst, bist auf den Hansel schier zu streng."

„Was sagst?"

„Jetzt kannst dich auch selber davonjagen, Wirt."

„Hanai, du redest so rar!"

„Den Kleinen hast davongejagt, weil er die Bayern hat angeplauscht. Jetzt gehst du selber her und lügst die Wirtin an."

Eine Kartätsche, die neben dem Mahrwirt eingeschlagen, hätte ihn nicht so erschrecken können, als dieses Wort der einfältigen Magd.

„Du weißt es recht gut," redete sie weiter, „daß der Knabe sich jetzt nit mit Spielkameraden umtreibt in der Stadt. Ein so kluges Kind, das so viel an Vater und Mutter hängt, wird tagelang mit Spielkameraden umlaufen! Da hat's schon was anders, Gott verhüt's! Mir ist eh schon heimlich was zu Sinn 'gangen, daß er nit heimkommt. Hast wohl recht, Wirt, geh nur suchen. Nimm Leut' auf dazu. Wenn ich im Stall fertig bin, komm' ich auch nach. — 's ist doch närrisch, jetzt verjagt er mit den Bayern auch das bluteigene Kind!"

Peter taumelte an der Felswand hin und der Straße zu. Jetzt hatte er zu denken. — Ja, so geht's! Der Mensch soll demütig sein. Wehe dem, den Gott beim Wort nimmt!

Sein erster Weg in Brixen war zum Kreuzwirt, der in seiner Kammer rastete. Peter ließ ihn wecken.

„Was ist los?" fuhr der Kreuzwirt aus dem Schlafe empor, „sind sie wieder da?"

„Kamerad," sagte Peter, „sei nicht böse, daß ich dich habe aufgeschreckt. Ich weiß mir nicht zu helfen, mein Knabe ist nicht daheim."

„Dein Hans?"

„Nicht mehr heimgekommen seit der Schlacht."

Der Kreuzwirt horchte auf.

„Ist er damals, vom Waldanger aus, nicht mit dir gegangen?“ fragte Peter.

„Er ist mit mir gegangen bis zur Eisackbrücke,“ erzählte der Kreuzwirt. „Dort hat er mir gute Nacht gesagt und er wolle den kürzeren Weg gehen. Ich habe ihm noch vorgestellt, daß er mit mir kommen und in meinem Hause schlafen solle. Darauf die Antwort, er sei nicht müde. So schärfe ich ihm ein, nicht auf der Straße zu gehen, sondern auf dem Feldwege. Seine Antwort, er fürchte sich nicht. Hat überhaupt unterwegs nicht zehn Worte gesprochen, er muß sich's recht zu Herzen genommen haben, was du ihm gesagt hast. Ich habe ihn noch aufmuntern wollen, da hat er einmal einen Lacher gemacht, der hat mir gar nicht gefallen. Wohl um die Mutter wird ihm sein, habe ich gemeint, weil er so heim eilt. Und jetzt wäre er nicht dort? Ist das dein Ernst, Peter?“

„Und sonst weißt du nichts von ihm?“ fragte der Mahrwirt eindringlich.

„Wie soll ich sonst noch was von ihm wissen. Er ist über den Feldweg hin, habe ihn in der Dunkelheit bald nicht mehr gesehen.“

„Sie haben ihn umgebracht,“ sagte der Mahrwirt.

„Jesus Maria, das weißt du?“

„Warum habt ihr es mir verheimlicht?“

„Wer hat dir's gesagt?“

„Ich kann mir's wohl denken.“

„Ah so, du denkest dir's bloß!“ lachte der Kreuzwirt auf. „Geh, laß das sein, es ist ja nicht.“

„Oder noch schlimmer — gefangen!“

„Auch das glaube ich nicht," entgegnete der Kreuzwirt. „Mir kommt es wahrscheinlicher vor, daß er selber was angefangen hat. Der Junge hat Ehre im Leib. Weißt du noch, was du ihm gesagt hast, damals auf dem Waldanger? Weißt du es noch, Mahrwirt?"

„Ich habe gesagt, wie er der Mutter die Angst hat anthun können und fortlaufen!"

„Du hast ihm gesagt, er solle gehen, zur Strafe wegen dem, daß er Unwahrheit geredet. Und erst bis er etwas Braves gethan, dürfe er wieder kommen. — Peter, vielleicht hat er sich das gemerkt."

Der Mahrwirt hatte sich freier aufgerichtet. „Du erinnerst mich. Ich habe so etwas gesagt. Und du gibst mir jetzt mein Leben wieder, Kamerad. Der Knabe hat sich mein zorniges Wort zu Herzen genommen. Er wird sich in der Gegend wo umtreiben und sich nicht nach Hause wagen. Er ist auch so kindisch. Aber den Trost habe ich jetzt, daß er nicht in Feindesgewalt ist, Gott Lob und Dank! Was Braves thun! Freilich, was Braves thun! Bin ich wirklich so herb gewesen, Mensch?"

„Du bist arg herb gewesen. Ich hab's nicht verstanden, wie du so fein kannst auf den Jungen."

„Warte nur, er soll noch zufrieden sein mit mir," entgegnete ganz kleinlaut der Mahrwirt. „'s ist ja wahr, ich bin hart gewesen. Daß er nur nicht krank wird auf der freien Weite. Die Nächte sind schon kühl. — Gelt, Kreuzwirt, du bist so gut und erlaubst mir ein paar Knechte, daß sie suchen helfen."

Der Kreuzwirt war während dieses Gespräches auf-

gestanden und hatte sich angekleidet. Nun nahm er Stock und Stutzen und sagte: „Komm, Peter, wir gehen.“

Am Abende, als es zu dunkeln begann, war halb Brixen aufgeboten, und auch die Bewohnerschaft der umliegenden Höfe und Dörfer, um den Knaben zu suchen. Denn bald war es laut in der Gegend: dem Mahrwirt ein Kind dahin! Nicht gestorben, nicht begraben — verloren! Verloren! wer das fassen kann: ein liebes lebendiges Kind verloren! — Hundert Todte, die da gefallen waren in der Schlacht, sie ließen viel Leid zurück, aber nichts und gar nichts ist das, eine Gnade Gottes ist das im Vergleiche zur unermeßlichen Pein: sein lebendiges Kind verloren! — In welchen Gefahren! in welchen Händen! — Muß sie denn nicht wahnsinnig werden, die arme Frau Notburga?

Die Mahrwirtin wußte es noch nicht.

Da Peter so plötzlich wieder fortgegangen, hatte sie es freilich gleich gemerkt, es wäre etwas. Besonders, es wäre etwas mit dem Knaben. Sie ging zu Augustin; der wäre ihr am liebsten ausgewichen, da sprach sie ihn schon an: „Bruder, du weißt was! Es ist was geschehen! Mein Mann ist sonst nicht so. Ich bitte dich, spannt mich nicht so schreckbar auf die Folter mit eurer Schonung. Ich brauche keine Schonung. Ich will's wissen!“

„Du hast oftmals gesagt, Schwester, daß Kinder eine zitternde Freude sind.“

„Laß das gut sein und probier's, was ein Weib tragen kann!“ Fast hart und trotzig klang es, als sie so sprach.

Augustin aber sagte nun: „Es ist vielleicht schlimmer, als er dir gestanden hat, aber es ist gewiß nicht so schlimm,

als du dir einbildest. — Der Hans, wir wissen nicht — seit ein paar Tagen wissen wir nicht, wo er ist."

„Da hat man's," antwortete sie. „In Verlust geraten. Bei der jetzigen Zeit. Mehr braucht's ja nicht." Ganz ruhig, fast unheimlich kühl waren diese Worte gesagt.

„Wenn du deinem Manne eine Schuld geben wolltest! versetzte Augustin. „Er trägt schwer genug, er zeigt's nur nicht."

„Ich gebe keinem Menschen eine Schuld. Nur mir selber. Mir hat er die Kinder anvertraut."

„Er ist allein fort und er wird allein wiederkommen," so suchte Augustin zu beruhigen. „Die Bayern! Lieber Gott, es gibt Hunderte von Kindern, die auf den Gassen und auf den Almen umhergehen. Der Hans hat von seinem Vater einen harten Verweis bekommen und jetzt wird er sich nicht heim wagen. Vielleicht ist auch ein bissel Trutz dabei. Das vergeht und am Samstag zur Vesperzeit ist er wieder da. Wirst es sehen, Schwester."

Ob er's selber glaubte, was er da sprach? Und ob es so nötig war, sie zu trösten? Frau Notburga war ganz gefaßt. Sie traf im Hause Anordnungen, stellte über die Gastwirthschaft die Kellnerin Theresa zur Verantwortlichkeit, schärfte der Magd Hanai Vorsicht wegen der zwei Kinder ein, diese selbst empfahl sie Gott. Dann ließ sie vom einzigen Knecht, der noch vorhanden war, das Pferd einspannen und fuhr davon.

Hanai, ein Geheimnis: du haſt mich lieb!

Im Wirtshauſe an der Mahr ging es nun gar nicht langweilig her. Etliche luſtige Burſche aus dem Gebirge waren da, auch ein paar bayriſche Schreiber aus Brixen.

Anfangs vertrugen ſie ſich leidlich, denn ſie ſchauten einander nicht an. Die Almer ſprachen von Hochwild und Schützenluſt und tranken Rotwein. Die Bayern unterhielten ſich faſt beſcheiden leiſe mit politiſchen Angelegenheiten, und wer früher in der biſchöflichen Reſidenz zu Brixen hofhalten werde, der Caſteller oder Lefebvre, der Franzoſengeneral. Dabei tranken ſie ebenfalls Rotwein. Aber gerade dieſer gleiche Geſchmack im Wein führte nicht zur Einigung, ſondern zur Entzweiung. Denn bald hub der Tirolerwein an, in einem der Bergburſchen folgenderweiſe zu ſingen:

„O weh, o weh,
Die bayriſche Armee
Iſt von Bauern totgeſchlagen
Und mit Muſik eingegraben.
O weh!

O je, o je!
Sie laufen wie ein Reh,
Sie laufen aus Tirol hinaus,
Sie laufen zu der Mutter z'Haus —
O je!"

Anfangs thaten die bayriſchen Schreiber, als hörten ſie es nicht, und huben auch an, eins zu johlen, und zwar ganz harmlos von den drei Burſchen, die über den Rhein zogen. Jetzt traten die Tiroler mit ihren groben Bundſchuhen etwas kräftiger auf den Fußboden. Dabei kam einer einem Schreiber aufs Hühneraug. Auweh! empfand der

Bayer, rief es aber nicht aus, ſondern ſtülpte ſeinen Hut tief in die Stirn und trank Wein. Der Tiroler Rote iſt einer, der es mit ſeinem Verehrer nicht übel meint, auch wenn's ein Bayer iſt, und ſo ſtand es nicht lange an, daß der Bayer alles doppelt ſah. Und weil er nun meinte, anſtatt zwei Bayern wären ihrer vier vorhanden und ihrer vier könnten es ſchon wagen, da begann auch er Stimmung zu machen. Die einen ſtichelten hin, die andern her, die Augen leuchteten immer blitzartiger, die Geſichter wurden immer röter, die Stirnadern ſchwollen immer üppiger, die Arme zuckten immer lebhafter, die Hälſe ſtreckten ſich immer länger über den Tiſch, und ſo gab es ſich ganz folgerichtig, daß ſie aufeinander platzten — mit Fäuſten und mit Krügen; als die ſchönen Worte aufgehört hatten, huben die Thatſachen an und das ging faſt lautlos und gleichmäßig über die Köpfe und Rücken her, daß draußen Vorübergehende an dem dumpfen Lärm höchſtens hätten vermuten können, in der Gaſtſtube beim Wirt an der Mahr polterte ein Webſtuhl. Doch, was da gewoben wurde, das war der Kellnerin Thereſa nicht fein genug, ſie rief mit einem hellen Zetergeſchrei alle Heiligen an. Dieſe ſchienen ſich aber in polizeiliche Dinge nicht einmiſchen zu wollen und ließen ruhig raufen. Als jedoch einer der Schreiber das Meſſer aus der Taſche zog, da kreiſchte die Kellnerin hinaus in den Stall nach der Hanai. Währte nicht lange und die Hanai ſtand mitten in der Stube, in den Händen auf Halbmaſt geſenkt die dreiſpießige Stallgabel.

„Hau, ſakra!“ rief ſie, faſt männlich volltönend und ſchneidig, „wer mir noch einen Finger rührt auf den andern, den ſtech' ich nieder. Iſt mir alles eins!“

„Heißa, da iſt ja die Heilige mit der Miſtgabel!“ ſpottete der Schreiber. Im Augenblicke ſtach ſie ihm den Hut von Kopf und ſchleuderte ſelben mit der Gabel zur Thür hinaus. „Noch ein Wort, Federfuchs, und du fliegſt grad ſo nach!“

Der Schreiber hatte nichts Wichtiges mehr zu ſagen. Auf ihre Plätze duckten ſie ſich und murmelten. Spott- und Hohnwörter murmelten ſie, aber ja nicht ſo laut, daß dieſelben verſtanden werden konnten.

„Iſt's einem nit recht, der ſoll's ſagen!“ rief die Hanai. „Nichts wird mehr eingeſchenkt, habts gezecht genug. Heim gehts!“

Da huben ſie ſachte an und verzogen ſich, die Tirolerburſchen wie die Bayern. Die Hanai ſperrte alle Thüren zu, ſah nach den ſchlummernden Kindern und ob das zur Pflege aufgeſtellte Weiblein ſeines Amtes walte, und ging auch ſchlafen.

Was die Almburſchen machten, kann man ſich denken, ſie gingen ihres Weges und lachten. Die beiden Schreiber führten auf ihrer breiten Straße folgendes Geſpräch:

„Jetzt wurmt's mich erſt.“

„Meiner Seel, mich auch.“

„Sich von einem Weibsbild ins Bockshorn jagen zu laſſen!“

„Ja, die Furie ſticht dich nieder, wie der Fleiſcherknecht das Kalb.“

„Eiskalt über den Rücken iſt's mir gegangen, wie die mich hat angeſchaut. Das iſt ein abſcheuliches Weibsbild!“

„Oben in Spinges ſoll ſie ja die Kirche verteidigt haben, ganz allein gegen die Franzoſen.“

„Wenn eine ſo ausſchaut, wie die, da glaub' ich's."

„Vor ihrem Ausgeſchau möchte ich mich nit ſchrecken. Aber die Gabel!"

„Wenn ſchon einmal Stalldirnen mit der Gabel gehen!"

„Freund, ich ſage dir, ich habe genug. Es iſt nit mehr luſtig in Tirol."

„Das ſind wilde Leute!"

„Aber recht haben ſie . . ."

Nach einem Weilchen flüſterte der andre: „Das ſagſt du gleich ſo hin? Gib acht, Freund, das darf man ſich nur denken, aber nit ſagen."

„Paß auf, man wird's auch bald ſagen dürfen."

Weiter ſprachen ſie nicht und trotteten träge hin. Nach einer Weile huben ſie wieder an:

„Eine heimtückiſche Bande, eigentlich. Immer nur aus dem Hinterhalte hervorſchießen."

„Wie ſollen ſie es denn machen? Die Handvoll Bauern auf offenem Felde gegen den Bonaparte!"

„Der Teufel ſoll ihn holen!"

„Wen? den —?"

„Den Großen! Ein Unglück für die ganze Welt, daß keiner die Courage hat! Bei den vielen Kugeln, die heutzutage gegoſſen werden!"

„Laß ihm du eine zukommen."

„Ich mag nit gehenkt werden."

„Es wäre ein Heldentod, mein Lieber!"

„Soll dir vergönnt ſein."

„Der Heldentod? Freund, ich mag halt auch nit gehenkt werden."

„Weil wir Memmen ſind, alle miteinander, drum verdienen wir ihn, dieſen Raubers—"

Alſo ſprachen miteinander die bayriſchen Krieger; es war wohlgethan vom Eiſack, daß er ſo laut rauſchte, als wollte er warnend: Pſt! Pſt! ſagen. Sie ſchritten über die Brücke. —

Am nächſten Morgen, noch ehe in Sankt Jakob die Aveglocke klang, war die Magd Hanai ſchon wieder im Stall; die Handlaterne mit dem brennenden Kerzlein drin hing ſie an den dazu beſtimmten Haken und dann ſchickte ſie ſich an, den Rindern Futter in den Trog zu thun. Und als das grüne Gras im Troge lag, wurde es dort lebendig und hub an in Fetzen gegen die Decke zu fliegen, emporgeſchnellt von zwei menſchlichen Beinen. Im Futtertroge lag der ſchöne Toni.

Die Hanai begehrte ſcharf auf, was er da zu ſuchen habe!

„Nichts," antwortete der Burſche gähnend, „ich ſuche ja auch nichts."

„Ein Faulenzer biſt!" rief ſie.

„Weil ich zu nachtſchlafender Stund' im Bett liege? Aber Dirndel, ſchau, ſolche Faulenzer gibt's viele."

„Ein Manusbild auf der Bärenhaut, jetzund wo es ſo viel zu thun gibt auf der Welt."

„Aber Engelein, ich werd' doch einmal ein biſſel raſten dürfen!"

„Natürlich, wie du dich angeſtrengt haſt bei der Schlacht!"

„Das will ich meinen!" ſagte der Tonele luſtig. „Andre prahlen ſich ſchon, wenn ſie an einem Tag fünfzig.

ſechzig Franzoſen niederlegen. Was ſoll erſt ich ſagen, der ich an einem Tag ihrer viele Tauſend hab' laufen laſſen!"

„So ſteh doch jetzt auf, daß die Kühe ihr Gras freſſen können."

„Ja ſo, die Kühe," murmelte er, „Hanai, ja die Kühe. Du haſt halt das dumme Vieh lieber wie den armen Spielmann."

„Zum wenigſten macht es ſich nützlicher."

Der Burſche that eine mißmutige Gebärde und ſprach gar traurig: „Hanai, meiner Seel, du Hanai! Denkſt denn an gar nichts? Wie ich jetzt ſo dalieg im engen Trog, ſo werd' ich einmal in der Truhen liegen. Nachher wird's dich gereuen, daß du ſo hart biſt geweſen, nachher wirſt weinen. — Ja, ja, jetzt lachſt noch, aber dann wirſt du weinen. Denn — geh her," er richtete ſich im Troge ein wenig auf, „Hanai, ich will dir was ſagen. Noch näher. Das muß ich dir ins Ohr hinein ſagen, kein Menſch darf's hören, auch kein Vieh. Denke, dir, Hanai, ein Geheimnis: du — du haſt mich lieb . . ."

„Dummheiten!" rief ſie aus.

„Mag wohl ſein," fuhr der Burſche mit den Augen zwinkernd fort, „ganz dumm wirſt du darüber, wie du mich lieb haſt. Du, Hanai, 's Laternthürl mach zu, ſonſt blaſt der Wind 's Licht aus. — Ja, was will ich denn ſagen? Kannſt machen was du willſt, denkſt doch alleweil an nichts anderes, als an den Muſikanten-Tonele. Biſt beim Vieh, ſo denkſt immer: Wenn er nur nit ſo faul wär'! Biſt oben bei Spinges, ſo denkſt: Wenn doch auch der Tonele tapfer thät ſchießen, dann wär's aus mit dem Feind, aus und vorbei! Biſt beim Eſſen, ſo denkſt: Wird der

Tonele auch was haben? Und wenn du thuſt ſchlafen, ſo träumt dir: der liebe Tonele, wenn er neben meiner thät ſein!"

„Wie weißt du denn das?" fuhr ſie ihn heftig an.

„Das iſt leicht wiſſen," gab er zur Antwort und legte ſich wieder um.

„Wie weißt das, kecker Menſch?"

„Ich weiß es halt von mir ſelber."

„Toni, du irrſt dich!" ſagte die Magd und raffte die verſchleuderten Futterſetzen zuſammen. „Mögen thu' ich ſchon einen, ich. Iſt ja wahr, daß ich einen mag. Aber ich will einen haben, der im Krieg brav ſchießen und im Frieden fleißig arbeiten kann."

„Arbeiten!" ſchrie der Burſche auf. „Hanai, wie kommſt du bei mir auf ſolche Gedanken? Ich weiß nit, was die Leut' alleweil haben mit ihrem Arbeiten. Arbeiten iſt die unnützeſt Beſchäftigung, die ich mir vorſtellen kann. Im Sommer Holz hacken, daß man muß ſchwitzen, und im Winter Holz verbrennen, daß man wieder muß ſchwitzen. Was haſt davon? Schwitzen mußt und ſonſt nichts. — Aber du, Hanai," ſetzte er hinzu, auf das grüne Futter deutend, „ſo gib der Kuh doch Heu in den Trog, ſonſt frißt ſie mir die Hoſen vom Leib."

„Heu!" kreiſchte die Magd auf, ſo grell, daß man meinen konnte, es hätte ſie etwas geſtochen. „Heu, ſagt er! Jetzt weiß der nit einmal, was Heu iſt! Das iſt Gras, mein Herr Faulenzer, und nit Heu."

„Gras oder Heu, wegen ſo was will ich nit ſtreiten. Das iſt ein Diskurs fürs Vieh."

Die Hanai wußte nun einmal gar nicht, ſollte ſie weinen vor Aerger oder lachen vor Vergnügen, daß dieſer Menſch gar ſo herzig und dumm war.

„Toni, du biſt ein Taugenichts!“ rief ſie zornig. „Vom Schragen heb dich weg!“

Er blieb aber ruhig liegen und ſagte: „Meine Hanai. Am meiſten gefreut mich auf dieſer Welt, daß du auf mich ſo gut biſt. Wenn du ſo mit mir plauderſt, ſchau, da bin ich wie im Himmel. — Weißt, wie weit ich's bringen möcht? Weißt, wie weit?“

„Wirſt gewiß König von Tirol werden wollen,“ ſpottete ſie.

„Ein Dörcherwagerl und voran ein Halbeſerl dran, auf dem man reiten kann. Ein fein ausgeflicktes Leinwanddach drüber. Und im Kobel meine Hanai, und kleine Kinder — eine Menge kleine Kinder. Und ich Rittersmann auf dem Halbeſerl, luſtig mit der Klampfen, und vor den Häuſern überall eins aufſpielen und eins ſingen. Und Kreuzer in den Hut, von rechts und von links und von oben. Dirndel, das wär' ein Leben! — So weit möcht' ich's bringen.“

Jetzt ging ihr aber die Faſſung aus. „Schämen ſollſt dich — Bettelbub!“

Auf ſolchen Zuruf hob er den ſchwarzlockigen Kopf, ſchaute ſie mit ſeinen großen, friſchen Augen treuherzig an und ſagte: „Was gibt's denn Beſſeres, als betteln? Wer was kriegt, der kann davon leben, und wer was gibt, der kommt dafür in den Himmel.“

„An meiner Thür kriegſt nichts, das merke dir!“ rief ſie, „verhungern ſollſt! verſterben ſollſt!“

Er ſchwieg eine Weile und blinzelte ſie an. Sie begann ein Geſpräch mit der Kuh, ſetzte ſich darunter auf einen Einfuß und begann zu melken. Derweil ſang er alſo:

„Wann ich amal ſtirb, ſtirb, ſtirb,
Schlagts auf die Truhen drauf,
Dann ſteh' ich wieder auf.
Alleweil fidel, fidel,
Traurig ſein mag ich nit,
Na, meiner Seel!

Bin ich amal tot, tot, tot,
Soll'n mich Tiroler trag'n
Und dabei Zithern ſchlag'n,
Alleweil fidel, fidel,
Traurig ſein mag ich nit,
Na, meiner Seel!"

Das Rieſeln der Milch in den Zuber war nachgerade eine liebliche Begleitung zu dieſem Geſange und es iſt nicht ganz unmöglich, daß die Magd Hanai die Zitzen ein wenig nach dem Takte des Liedes ſtrich. Dann aber gab ſie ihm folgende Rede: „Mein Gott, Tonele, du biſt wohl ein laſterhafter Menſch! In dieſem Haus das große Unglück, und du ſo ausgelaſſen ſingen!"

„Was für ein Unglück?" fragte der Burſche und richtete ſich im Troge halb auf.

„Du weißt nichts davon, daß unſer kleiner Bub in Verluſt geraten iſt?"

„Der Hanſel? Das goldhaarige Büberl? Das mit dem kugelrunden Geſichtel?"

„Wirt und Wirtin ſind davon, alle Leut' aus, ihn zu ſuchen. Gott weiß es! Seit der Schlacht iſt er nimmer

heimgekommen. Bei den Bayern ſagen ſie, oder bei den Franzoſen. Abgefangen, ſagen ſie.“

Jetzt war der Tonele aus dem Troge geſprungen mit beiden Füßen zugleich. Haſtig riß er die Laterne vom Haken und leuchtete in den dunklen Winkeln umher.

„Was willſt denn?“ fragte ſie.

„Meinen Stutzen!“

„Daß er dich nit beißt!“

„Ah, da lehnt er ja. Gut iſt's. Behüt' dich Gott, Hanai!“

Ohne ein weiteres Wort, die Jackenflügel über der Bruſt ineinandergeknöpft, den löcherigen Filzhut auf den Kopf geſtülpt, das Gewehr über die Achſel geworfen und fort. — Die Hanai ſchaut ihm nach und war völlig ſtarr vor Verwunderung. — Was wäre das für ein lieber Kerl, dachte ſie, aber halt verrückt! Gottlos verrückt! Und iſt's denn ein Wunder? Wenn's einem halt alleweil ſo ganz anders geht, wie andern, da wird er freilich ein ganz andrer, wie andre! Von Rechts wegen ſollte der Toni nicht auf der Welt ſein. —

Und während ſie daſaß auf dem Einfuß und alſo nachſann über die wunderlichen Reden, die er ihr heute gethan, und über ſein Jugendleben, welches er ihr ſelber einmal eingeſtanden — da rann dieweilen unbemerkt aus dem Zuber das weiße laue Brünnlein auf die Streu hinab.

Wenn des Tonele halber ſchon einmal die Milch ausrinnt, da möchten wir's doch ſelber wiſſen, was es mit dieſem Menſchen iſt. Gar nicht auf der Welt ſollte er ſein, von Rechts wegen! Wie geht das zu? Sind wohl wir andern von Rechts wegen auf der Welt? Ich kenne manchen,

der dagegen klagbar wird. Weil wir ſchon einmal ſo weit ſind, muß die Geſchichte gründlich erzählt werden. Vorher wollen wir noch die Magd aus ihren Träumen wecken: Hanai! Hanai! die Milch! Natürlich, du haſt ihn gar nicht lieb, er iſt dir ganz gleichgültig, er könnte deinetwegen verhungern, verſterben! — Hanai, die Milch!

Kein Weib wollten ſie nehmen, das gelobten ſie dem himmliſchen Vater.

Zu hinterſt im Oetzthale, faſt oben bei den Gletſchern, liegt das Dorf Gurgl. Schon die größeren Bauern hatten dort zeitweilig nicht viel zu beißen, und erſt die kleinen! Ein Elend iſt's, wenn in der Familie mehrere Kinder ſind. Und deren ſind immer mehrere. Manchmal vergißt das Vaterland deſſen, daß Kinder, beſonders Knaben, ſein größter Reichtum ſind; in Zeiten, wie um das Jahr Achtzehnhundertneun, erinnerte es ſich daran. Sonſt hatte man dieſes alte Bauerndorf Gurgl immer liegen laſſen ganz hinten im Hochthale, wo die Ferner herabhängen, und die Gurglerburſchen hätte man wahrſcheinlich ebenfalls liegen laſſen, wenn ſie liegen geblieben wären. Dieſe ſind aber allemal ſchon vor Sonnenaufgang aufgeſtanden, um auf ihren Sumpfhalden und an ihren Berglehnen als echte Adamsſöhne im Schweiße ihres Angeſichtes das karge Brot zu graben.

Und weil die Burſchen von Gurgl echte Adamsſöhne

waren, so steckten ihnen die Eva — zwar nicht in den Rippen — jedoch aber im Kopf, und aus diesem Gelasse ist sie denn einmal sehr schwer herauszubringen. Verging doch selten ein Monat, da nicht ein Pärchen ganz bescheidentlich anklopfte beim Pfarrer, mit der schönen Bitte, er möchte sie halt zusammenthun. Der Pfarrer sah von kirchlicher Seite kein Hindernis, mußte sie noch loben, daß sie aus der Not eine Tugend, aus der Liebe ein Sakrament machen wollten, und that sie in Gottesnamen zusammen. Aber wie es denn mit den wirtschaftlichen Zuständen immer schlechter wurde, wie aus jedem Bauerngute seltsamer Weise drei Kleingütler geworden waren und aus jedem alten Paar drei Paar Junge, oder noch mehr — da kam es dem guten alten Pfarrer bedenklich war.

Und eines Tages bei der Christenlehre, als er schon Amen gesprochen, sagte er zu seiner Gemeinde noch die folgenden Worte: „Und jetzt hätte ich freilich wohl noch ein Anliegen, meine lieben Kinder. Das liegt mir schon lange schwer und ich muß es euch doch einmal sagen, so hart es mir ankommt. Schaut, da kommt ihr immerfort zu mir um die heilige Ehe, und ihr habt auch das Recht dazu und es freut mich, daß ihr euch ehrsam wollet paaren, und ich gebe gern den Segen dazu. Aber das kann ich euch schon sagen, halten thut es nicht mehr lang. Wenn wir uns so fleißig multipliziren, ja meine lieben Leute, da werden wir bald nichts mehr zu essen haben. Ueberall kleine Kinder, daß man den Kirchplatz damit könnte pflastern. Aber sie kommen gar nicht her. Aus den Ringgräben ist seit Herbst keins mehr in der Kirche gewesen, weil sie kein Gewand anzulegen haben und sich daheim ins Strohnest

vergraben müssen. In der Windwang sind ihrer vorig Woche zwei kleine Würmlein an der Auszehrung gestorben; der Bader sagt, sie wären zu schlecht ernährt worden. Man kann auch den Eltern keine Schuld geben, sind ja alle Bettler, seit über die Wiesen die Schuttlahn niedergegangen ist. Die Schleifermarie ist mit ihren Kindern — sie hat deren schon sieben — ins Inuthal hinaus hausieren gegangen, hat aber keins angebracht, hat sie aus Verzweiflung wollen ins Wasser werfen. Die zwei größeren habe ich ihr derweil abgenommen, weil man der Person wahrlich nicht trauen darf. Sie ist oft arg verwirrt. Die Bübelen wären zum Viehhüten schon zu brauchen, wer sie nehmen wollte."

„O heiliges Kreuz!" riefen die Bauern drein. „Kinder! Wir haben selber genug und mehr als wir brauchen. Wir wissen uns selber nit zu helfen mit dem vielen Gottessegen."

„Ich weiß es, ich weiß es," sagte der Pfarrer, „und doch kommen sie alleweil wieder, die jungen Leute, und wollen heiraten. Ich bitte euch, das ist zum Verrücktwerden! Was soll man nur sagen, wenn sie's schon einmal gar nit g'raten können! Frei auswandern müssen sie und in der Fremde ihr Fortkommen suchen; daheim ist keine Menschenmöglichkeit, daß es so weiter geht, ich sage es euch! Wenn wir noch betteln gehen könnten zu einander, aber das thut's auch nicht, weil keiner was hat. Und die armen Kinder, die Gott vom Himmel gibt, müssen bei uns in Gurgl verkommen und versterben oder in der Seele verderben und wir sind für ihr zeitliches und ewiges Unglück verantwortlich. Es ist ein rechtes Kreuz, meine lieben Leute!"

Die Hände hatte der Pfarrer gefaltet, während er ſo ſprach, die Finger aneinander geklammert, und die Zuhörer thaten, einer wie der andere, ſeufzen. Weiter konnten ſie nichts thun. Standen dann ſchwerfällig auf und gingen mürriſch heim. — Und alſo iſt es beſchaffen geweſen in manchem Hochthal von Tirol, die Jahre vorher, als der Feind kam.

Doch weiter. Nach dieſer Chriſtenlehre zu Gurgl im Oetzthale war es, daß an mehreren Sonntagen die Burſchen des Thales zuſammenkamen und ſich beſprachen. Aber nicht im Wirtshauſe machten ſie Stelldichein, ſondern in ihren Hütten oder auf freiem Anger unter den jungtreibenden Lärchen, denn es war Frühling. Drei Söhne vom Hammerhof, einem uralten, freien Bauerngute, waren dabei: es waren Burſche von vierundzwanzig bis dreißig Jahren, ſtramm wie Tannenbäume, aber auch des Wortes mächtig, da ſie einſt die Schule beſucht hatten und ſchon ein wenig herumgekommen waren in der „Welt," wie ſie das Innthal und das Vintſchgau und die Eiſackgegend nannten. Alſo daß ihre Rede Gewicht hatte bei den Nachbarn, ſo unerhört das auch war, was ſie nun ſagten.

Auswandern, ſagten die drei Hammerbuben, auswandern wollten ſie nicht, da wollten ſie lieber im Heimatsthale noch einmal ſo hart arbeiten und noch einmal ſo mager leben. Heiraten möchten ſie freilich wohl, aber wenn es ſei, daß ſie daheim eine Familie nicht verſorgen könnten, alſo daß die Kinder an Leib und Seele zu Grunde gehen müßten, dann wollten ſie's lieber bleiben laſſen und gar nicht heiraten. Um das Weib wollten ſie die Heimat doch nicht vertauſchen. Im Junggeſellenſtande wollten ſie ehrſam leben und auf dem

Erdenfleck bleiben, wo ſie angeſtammt wären, und recht fleißig ſein, bis Gott beſſere Zeiten ſchicke — dann ſei es immer noch früh genug.

So ſprachen ſie. Andre waren zuerſt über ſolche Geſinnung empört. Die Hammerbuben lachten dazu und lachten ſehr bitter. „Uns macht's gewiß auch keine Freude, daß es ſo iſt!“ riefen ſie, „und wer einen beſſeren Rat weiß, der ſoll ihn ſagen.“

Es ſagte ihn keiner. Zwei oder drei heiratsluſtige Burſche entſchloſſen ſich fürs Auswandern, aber als es dazu kommen ſollte, meinten ſie, es wäre doch geſcheiter, daheim zu bleiben und mit den Weibsleuten zu warten, bis es beſſer werde. Was die Dirnlein dazu geſagt haben, ſoll man wahrſcheinlich nicht wiſſen, denn es iſt dem Manne, der dieſe Geſchichte zu berichten hat, nicht hinterbracht worden.

Und eines Tages geſchah denn etwas im Dorfe zu Gurgl, wie ſolches nicht oft geſchehen ſein wird, ſeit die Welt ſteht.

In ihrem Feiertagsgewande waren ſie erſchienen, die ledigen Buben zu zwanzig, zu dreißig, zu fünfzig Jahren, auch noch ältere. Steinbrech- und Rautenſträußlein hatten ſie auf ihren hohen Spitzhüten; wortkarg und ernſthaft waren ſie, als hätten ſie heute einen Richterſpruch zu fällen über Leben und Tod. So ſchritten ſie zu Paar und Paar den Platz hinauf zur Kirche; faſt feindſelig marſchierten ſie an den Weibsleuten vorbei, welche an der Kirchhofsmauer ſo herumſtanden und den unheimlichen Zug betrachteten. Und ſtramm und ſtolz gingen ſie zum Thore hinein. Schritten voran bis zum Hochaltare und ſtellten ſich dort auf. Und als der Gottesdienſt vorüber war und das Orglein aufgehört

hatte zu blasen, empfingen sie die Kommunion. Dann erhoben diese Männer, einer wie jeder, ihren rechten Arm und thaten laut und einstimmig ein Gelöbnis. — Die Heimat wollten sie nicht verlassen in ihrer Not. Kein Weib wollten sie nehmen, solange die schlechten Zeiten dauerten, keins sehen und keins rufen und keins erkennen, dazu seien sie entschlossen und das gelobten sie dem himmlischen Vater, dem Sohne und dem heiligen Geist! —

Der Pfarrer im Chorhemde stand an des Altares Stufen und segnete diesen Bund, doch — wie er später frei eingestand — mit Zögern und Bangen.

Einige Weiber, die nicht erregt davongeeilt, sondern in den Kirchenstühlen noch sitzen geblieben waren, weinten in ihre roten Tüchlein hinein, und ob nicht eine oder die andre auf der Bank saß, der es schon versprochen war, was hier am Altare so grausam feierlich abgeschworen wurde, das kann man nicht erfahren. Zwar wollten einige sich damit trösten, daß die schlechten Zeiten nun ja bald aufhören würden, wo dann dieses unbegreifliche Gelöbnis seine Gültigkeit verliert. Es wird nun aber noch erzählt, daß sich hierauf auch die Jungfrauen von Gurgl zusammengethan hätten und einen Schwur ausgestoßen: Nachher, wenn *sie* wollen, werden *wir* nicht wollen! Denn sie fühlten sich verraten und verleugnet, unritterlich zurückgesetzt in der Zeiten Not.

Es hat sich also in diesem Hochthal ein großer Zwiespalt erhoben zwischen den Jünglingen und Jungfrauen, so daß kein Zusammensehen war, geschweige ein Zusammengehen. Unter den jüngeren Männern hatte keiner mehr die rote Schnur um den „Sternstecher," die auf den Ehebund gedeutet hätte; jeder trug dreimal um den Hut gewunden

die grüne Schnur, das Junggeſellenzeichen. Demnach hatten auch die Weibsleute nicht rote, ſondern grüne Schürzenbänder, und ſo war zu Gurgl Immergrün im Winter wie im Sommer, aber anders zu verſtehen, als jenes im warmen Süden. In den Häuſern hatte es ſich ſo geordnet, daß in dem einen lauter Männer, in dem andern lauter Weiber wohnten, und ſo hoch ſteigerte ſich der Widerwille, daß an den Feſttagen der Heiligen männlichen Geſchlechtes das Weibervolk nicht in die Kirche kam, was die Buben dann ihrerſeits an den Frauentagen wettmachten.

Was der Pfarrer zu Gurgl gefürchtet, iſt lange nicht eingetroffen. Kein ungerufenes Kind hat man ihm zum Taufbecken gebracht. Und da hat er gedacht: Wie das doch brav iſt von den Gurglerleuten — ganz heldenhaft brav! Hätt's ihnen nicht zugetraut, daß ſie es im ſtande ſind. Da könnte ſich mancher ein Beiſpiel dran nehmen, der alleweil glaubt, Kinder in die Welt rufen, wäre ſein gutes Recht, auch wenn er ſie nicht ernähren kann. — Das meinte der Herr Pfarrer. Nach etlichen Jahren war es ſchon zu merken, daß weniger halbverkommene Menſchenwürmlein umherkrochen im Thale und deren noch weniger in die Gräber verſcharrt wurden. Die Männer ſchienen auch völlig ſtolz darauf zu ſein und die Weiber warteten vergebens auf einen Umſchwung. Der Pfarrer aber, ſei es nun von der Kanzel oder vom Beichtſtuhl, lugte manchmal darauf aus, wie es ihnen bekomme. Er ſah ihnen gerade nichts an, ſie waren ſchwerfällig, ernſthaft wie ſonſt, faſt ein wenig trüb geſtimmt und nicht mehr ganz ſo aufgeweckt wie früher.

Nun trug es ſich aber zu, daß eine junge Magd im

Unterhuberhauſe — eine eingewanderte Italienerin — das Erſtaunen der Leute weckte. Seit drei Jahren ſchon war ſie da im Dienſte und ſeit dieſer Zeit nicht fortgeweſen. Nun ſtand es ſo mit ihr, daß die Rede umging, man müſſe ihr einen Strohkranz aufs Haupt ſetzen und ſie mit dieſer Zier am Sonntag durch die Kirche führen. Der Dorfrichter ließ ſie zu ſich kommen und that in ernſtem die Frage, welcher von den Buben zu Gurgl an ihr das Gelöbnis gebrochen habe.

„Ja freilich, das werde ich dir juſt ſagen!“ lachte die Magd auf.

Und weil ſie ihm ſo frech ins Geſicht gelacht hatte, drohte er, ſie in die Totenkammer ſperren zu laſſen. Statt zu lachen begann ſie nun zu weinen, doch den, welchen der Richter wiſſen wollte, verriet ſie nicht.

Nun hörte es der Ferdinand Wildauer, ein junger Häusler auf der Windwang, daß der Dorfrichter ſeine ſchwere Hand legen wollte auf die Magd Sanna und daß ſich der ganze Gemeindezorn zuſammenziehe über die arme Dirn, weil ſie nichts verraten wollte. So ging er trutzig hin und gab an, er wäre es. — Mehr brauchte er nicht zu ſagen. Der Richter ſprach nur: „Ich gunn dir nichts Schlechtes, Ferdinand, aber du wirſt an dieſer Suppe, die du dir eingebrockt haſt, lang zu löffeln haben!“ Er kannte den harten Bauernſchlag, der da nahe dem Eiſe wuchs. In wenigen Tagen merkte es der Ferdinand ſchon, daß die Nachbarn ſich von ihm zurückzogen, nicht mehr Gemeinſamkeit mit ihm hielten in Arbeit und Umgang, nicht mehr fragten, wie es ihm gehe, nicht mehr lachten, wenn er im Begegnen einen ſeiner heiteren Späße ſagte. Denen er

ſchuldig war, die forderten ihre Sache, die er um Beiſtand anging, zuckten ihre Achſeln. Kein einziger machte ihm offenen Vorwurf, daß er das Gelöbnis gebrochen, jeder ging an ihm vorüber. Nun ſah er, daß er allein war. Mit ſeiner Wirtſchaft war's ohnehin ſchlecht genug, das Häuslein ſtand windſchief und nicht ein Nagel in der Wand gehörte mehr ſein. Das Arbeiten und Haushalten war ſeine ſtarke Seite nie geweſen. Um dieſe Zeit ſtarb ſein alter Vater; die Nachbarn kamen nicht, um wie üblich an der Leiche zu wachen; ſie weigerten ſich, den Sarg zu tragen, ſo daß der Ferdinand denſelben mit einem Schlitten zum Kirchhofe ſchleifen mußte. Ein paar alte Weiber umſtanden die Grube, ſonſt war niemand da. Als das Grab zugeſcharrt war, ging der Ferdinand zum Pfarrer und gab an, daß es ihm im Oetzthale zu kalt geworden ſei, daß er ſein Gütel liegen und ſtehen laſſen wolle, wie es liege und ſtehe, daß er die Sanna zuſammenpacken und mit ihr in die Fremde gehen werde, daß er aber noch früher, daheim in der Pfarrkirche, mit der Seinigen chriſtlich verbunden werden möchte.

Der Pfarrer dachte: 's iſt ſchade um ihn! Um den thut's mir leid. Aber was ſoll er machen auf ſeinem abgewirtſchafteten Häuslein, wenn ihm niemand helfen will! Mehr als zu Grunde gehen kann er auch draußen nicht. Und die Trauung ſoll er haben; lieber wäre es mir freilich geweſen, er hätte ſie um etliche Monate früher verlangt.

Drei Tage ſpäter ſind ſie davongezogen. Was der Ferdinand Wildauer auf einer Kraxe tragen konnte an Gewand, Einrichtung und Werkzeug, das nahm er mit; es brauchte ihm nicht das Herz weh zu thun um das, was zurückblieb. Was die Sanna in einem Armbündel ſchleppen

konnte, das war ihr Eigentum. Mit solchen Gütern wollten sie ein neues Leben anfangen in der Fremde. Ein rotes Hündlein winselte den beiden hinten nach, ein etwas schäbiges Köterlein, der letzte Hausgenosse des Ferdinand. Seine hängenden Ohrlappen waren ganz zerfranst von den Bissen der Nachbarshunde. Vielleicht hatte auch der etwas angestellt, daß sie ihn nicht dulden wollten zu Gurgl. Anfangs ging's heiter fürbaß. Von Innsbruck hatten sie gehört, der schönen, großen Stadt, viel größer als Imst oder Landeck; also nahmen sie ihren Weg gegen Innsbruck. Die Straße war steinig, der Ferdinand pfiff ein Liedel.

Daheim zu Gurgl wurde wenig gepfiffen und gar nichts gesungen zur selbigen Zeit, so daß der Pfarrer einmal zu seinem Freunde, dem Kurschmied, sagte: „Ich weiß nicht, wie sie mir vorkommen. So la la."

„Die Musik geht ihnen ab," antwortete der Kurschmied. „Sie haben schon lange keinen Hochzeitsmarsch und keinen Brauttanz mehr gehört. Und wenn die Imster Herren bei uns Soldaten ausheben, so schäme ich mich. Drüben im Pitzthal, im Stubai, im Passeyer die schönsten Landjäger, bei uns nichts."

„Haben wir nicht auch Buben!" meinte der Pfarrer.

„Schau ihnen einmal in die Augen, Pfarrer. Mir will's nicht gefallen. Ich denke, du sollst derweil nicht mehr gegen den Ehestand predigen."

„O Doktor, das thue ich schon lange nicht mehr!" sagte der Seelsorger, „ich sehe es wohl schon selber. Der Ehestand wäre bald abgebracht, auf das gingen sie gleich ein. Wir müssen umlenken. Schaut auch wirtschaftlich nichts heraus, wie es jetzt ist. Die Armut hat sie verzagt ge-

macht; keiner thut mehr, als er zu harter Not muß. Manch gutes Aeckerlein liegt brach, von den Wieſen tragen ſie die Steine nicht mehr fort. Verkaufen wollen ſie ihr Anweſen, Kinder hätten ſie keine. Alſo beſtreben ſie ſich nicht mehr. Früher haben ſie auswandern wollen, weil zu viele, jetzt weil zu wenig Kinder ſind. Ohne Kinder kein Heimatsgefühl, ich ſehe es wohl ein, Kurſchmied."

„So wird der Wildauer Ferdel doch recht gehabt haben," bemerkte der andre.

„Ich wage nicht zu ſagen: nein," antwortete der Pfarrer. „Aber kommen hätte er ſollen."

„Wir müſſen ihnen ein gutes Beiſpiel geben," meinte der Kurſchmied, „müſſen halt ſelber heiraten."

„Du haſt es ja ſchon gethan, Kurſchmied."

„Aber du noch nicht, Pfarrer."

„Laß das gut ſein."

„Ich will doch den Anfang machen," ſagte hierauf der Kurſchmied. „Mein Sohn, der Franzel, iſt im vorigen Jahr Meiſter geworden. Dem gefällt ſchon lange, aber ganz heimlich, das Kogelbimsmoidle. Will trachten, daß er mich um Erlaubnis fragt, und mich nicht lange bitten laſſen. Du kannſt im Beichtſtuhl nachhelfen, Pfarrer. Mit Gottes Hilfe wird's ſchon wieder gehen."

So haben ſie ſich verabredet. Da gab es zu Gurgl im Oetzthale ſeit langem wieder einmal Hochzeit. Brautführer war der Richter, geladen war das ganze junge Volk und ſo luſtig ging's dabei her, daß ſich die Burſchen und Dirndeln zu Dutzenden miteinander verſprachen.

Seither ging es dort wieder, wie es überall geht. Ein friſcher Menſchenſchlag ſtand auf, und als nachher der

Sandwirt aus Paſſeyer kam, um Schützen zu ſuchen, nirgends fand er mehr und nirgends friſchere, als zu Gurgl im Oetzthal.

Der Ferdinand Wildauer und ſein Weib, die Sanna, ſind nicht mehr heimgekommen. In einem Steinbruch bei Innsbruck bekamen ſie ein kleines Kind. Auf den ſchönen Namen Anton ließen ſie es taufen. Wenn man dieſen Anton ſpäter fragte, wie er ſeine Kindheit und erſte Jugend zugebracht hätte, da wußte er viel Poſſierliches zu erzählen. Seit im Steinbruch ein Felsblock dem Vater beide Arme abgeſchlagen, gab es Muſik, nichts als Muſik. Der Vater konnte ſo wunderſchön pfeifen, das hatte er auch die Mutter gelehrt, und ſo gingen ſie nun in der weiten Welt herum und pfiffen zu zweien vor den Hausthüren allerhand Weiſen. Der Kleine ſammelte die Kreuzer. Zwei Gattungen Zuhörer gab es, die eine lachte ſie aus und ſchenkte einen Kreuzer, die andre ſeufzte über das Elend und gab auch einen Kreuzer. Dann hatten ſie einmal eine Luſtreiſe gemacht durch das Oetzthal hinauf bis in den hinterſten Winkel. Gurgl ſtand, wie es geſtanden war. Der Ferdinand ging hinein in die Windwang und ſtand dort lange vor einem braungeräucherten Mäuerlein, an welchem roter Holler wuchs. Dann ging er wieder fort. Der kleine Anton trieb ſich am Bache um, wo mehrere Burſchen Forellen angelten, wollte mit ihnen Bekanntſchaft machen und ſagte, daß er eigentlich auch ein Gurglerbub ſei. Sie fragten ihn, wie er heiße.

„Anton heiße ich!“ antwortete er.

Darauf riefen die Burſchen: „Antoni, Limoni, nix konn i, L . . . hon i!“ — packten ihn und warfen ihn in den Bach.

Mit Mühe kroch er wieder ans Trockene, ſchüttelte ſich ab wie ein naſſer Pudel und lief davon. Bald wanderten die dreie wieder wegshin, und das war ihr Beſuch in der Heimat geweſen. Weil der Knabe von dem heimatlichen Waſſer her noch über und über feucht war, ſo hüllte ihn des Nachts auf dem Strohſtadel der Vater mit ſeinem eigenen Gewande zu, denn es ſtrich durch die Fugen eine kalte Luft. Das war aber auch gefehlt. Bei Juſt war es, daß ſie den Vater Ferdinand ins Spital trugen. Die Mutter Sanna wollte ohne ſeiner nicht weiterziehen, ſie blieb im Spitalhofe und ſpaltete Holz, damit man ſie dulde und ſie täglich einmal den kranken Mann ſehen laſſe. Der kleine Tonele — er wollte ſeit dem Waſſer von Gurgl nicht mehr Anton heißen — hielt ſich viel in der Stube des alten Pförtners auf. Der hatte eine Laute, verſtand ein wenig darauf zu ſpielen und lehrte dieſe Kunſt den aufgeweckten Knaben. Als der Junge ſchon beſſer ſpielte wie der Alte, ſagte dieſer: „Ein Kampel biſt!“ zwickte ihn beim Ohr und ſchenkte ihm das Inſtrument.

Als der Vater unter der Erde war, zogen ſie weiter, die Mutter und der Sohn. Mit dem Pfeifen war's bei ihr aus. Zwiſchen dem großen wachsgelben Tuche, das ſie um ihren Oberkörper gewunden hatte, ſah ein abgehärmtes Geſicht hervor mit traurigen Augen und weißen Zähnen, die von Tag zu Tag mehr herauszuquellen ſchienen aus dem verfallenden Fleiſche. Der Toni ſpielte auf der Laute und ſang dazu Lieder, wie er ſie von ſeinem Vater gelernt hatte. So bettelten ſie ſich einmal über den Brenner und hinab bis ins Brixnerthal. Dort, auf der Steintreppe vor der Kirchenthür zu Sankt Jakob, thaten ſie raſten.

„Tonele," sagte die Mutter zum Knaben, „willst mir nit das Lied singen: Jetzt gang i ans Brünnele."

Setzte sich der Kleine auf einen Birkenast, daß er dabei schaukeln konnte, und hub an mit seiner zarten Stimme die wundersame Weise zu singen:

„Jetzt gang i ans Brünnele,
Trink aber net.
Da such i mein herztausigen Schatz,
Find 'n aber net.

Da laß i meine Aeugelein
Um und um gehn,
Da seh i mein herztausigen Schatz
Bei ein' andern stehn.

Und bei ein' andern stehn sehn,
Ach, das thut weh!
Jetzt b'hüt dich Gott, herztausiger Schatz,
Dich sieh i nimmermeh —"

Und dieweilen der Knabe dieses Lied mit der wundersamen Weise gesungen hatte, war ihm seine Mutter gestorben auf den steinernen Stufen von der Kirchenthür. An ihrer Grube kein andrer Klang, als sein Saitenspiel: „Jetzt b'hüt dich Gott, herztausiger Schatz, dich sieh i nimmermeh!"

Damals war der Tonele alt gewesen an die neun Jahre. Und jetzt allein auf der weiten Welt!

Allein? Wieso? — Leute genug, nur angebettelt müssen sie werden.

Und so sang, bettelte, lungerte und hungerte er sich durch, bis heran zum keckmütigen Burschen, der nicht Krieg führen wollte, hingegen aber seinen Mut dadurch bewies, daß er um die Magd Hanai warb, und der jetzt auch die Magd Hanai im Stiche gelassen hatte, um auf die Suche zu gehen nach dem vermißten Sohn des Mahrwirtes.

Mir brauchen enk nit!

Von denen, die ausgezogen waren, um den Knaben zu ſuchen, kamen am nächſten Tage manche zurück: ſie hätten nichts gefunden. Andre kehrten am zweiten Tage heim: ſie hätten nichts geſehen. Etliche kamen am dritten Tage und wußten zu ſagen von allerlei Spuren und Anzeichen und Mutmaßungen, wo der Sohn des Mahrwirtes ſich befinden könne, aber endlich kam es heraus, daß auch dieſe nichts wußten und ganz umſonſt herumgegangen waren.

Heimgekehrt war auch Frau Notburga. Ihr war unterwegs manchmal zu Mute geweſen: während du den einen ſucheſt, gehen dir die übrigen verloren. Und als nun die Leute erſchienen, in der Abſicht, ihr Troſt zuzuſprechen, fanden ſie, daß die Wirtin nicht weinte und nicht klagte. Wenn von ihrem Hans die Rede war, ſo ſagte ſie nichts als: „Wie es Gottes Willen iſt!“ — Des Abends dann, wenn alle Arbeit verrichtet war, wenn ſie mit ihren beiden Kindern auch das heilige Schlaflied geſungen hatte: „Es ſangen drei Engel einen ſüßen Geſang,“ da kniete ſie noch mit der kleinen Marianna hin vor den Hausaltar und betete ein Vaterunſer „für unſern lieben Hans, von dem wir nit wiſſen, wo er iſt, ob er beim grimmigen Feind hart muß leiden und ſtill weinen nach Vater, Mutter und Geſchwiſter, oder ob ſein armes Leiblein ganz zerſchlagen in einem Abgrunde liegt, oder in der kühlen Erde ſchläft, und die unſchuldige Seel' bei Jeſum Chriſtum im Himmelreich!“

Solches Gebet ſprachen ſie zu eigenem Herzleid und zu eigenem Troſte, und die kleine Marianna hob ihre ge-

falteten Händchen empor und ihr ſanftes glaubendes Auge zum Bilde Gottes. Und ſelbſt, als das Gebet ſchon aus war, kniete ſie noch lange ſo, ſchier wie in Verzückung, und einmal lallte das Mädchen in ſolchen Augenblicken die Worte: „Ich habe gegründet die Grundfeſten der Erde und die Sonne angezündet in den unendlichen Himmeln. Der Sturm, der die Felſen bricht, iſt mein Atemhauch, das Rauſchen der Meere mein Lied. Ich habe aufgeweckt die Völker des Erdkreiſes wie Blumen im Mai; ein heißer Blick meines Auges, und ſie vergehen wie Tau. Was iſt dein Leiden, Menſchenherz, vor dem Wehe der Welt? Es iſt nichts. Einzig nur rührt mich das Weinen der Mutter ums Kind. Ich komm' zu dir. Vertrau' auf mich, ich will dir helfen ..."

So ſprach das Kind. Das Lallen ging in ein Flüſtern über, das Flüſtern in ein Hauchen, dann ſank das Köpfchen nach vorn auf den Tiſch und Marianna ſchlummerte.

Einer, ein einziger war noch aus auf der Suche nach dem Knaben — Peter der Wirt. Er ging thalauf, er ging thalab, er fragte in allen Häuſern zu, er ſtieg in die Schluchten, er durchzog die Wälder, er wagte ſich ſogar in feindliche Kreiſe, die allmählich ſich wieder bemerkbar machten. Der Knabe aber war nirgends und niemand wußte von ihm.

Eines Tages befand er ſich in der Schlucht bei Weidbruck plötzlich unter Franzoſen. Er wußte nicht, wieſo das ſein konnte. Doch that er arglos und beſprach ſich mit einem Offiziere wegen ſeines Knaben. Der Franzoſe gab ihm folgenden Beſcheid: Wenn das Kind von franzöſiſchen Soldaten aufgegriffen werden ſollte, ſo würde es dem Vater zugeführt, ohne ihm ein Haar zu krümmen, darauf parole d'honneur! Aber bei einer nächſten Affaire dem Mahrwirt die heiße Kugel!

Als von diesem Manne weg Peter wieder seine Straßen ging, wunderte er sich baß darüber, daß er noch frei die Straße gehe. Ja, war er denn nicht mitten unter Franzosen gewesen? Hatten sie ihn denn nicht erkannt? Sind sie denn nicht voller Wut gegen die tirolischen Häuptlinge? Und sie ließen ihn frei von hinnen gehen? Der ritterliche Hauptmann hatte in ihm nicht den Gegner, sondern den trostlosen Vater gesehen. — Fast mit Schmerz bedachte es der Mahrwirt, daß solch ehrenhafte Männer die Feinde seines Vaterlandes sein müssen.

Endlich kam auch Peter heim in sein Haus an der Mahr, aber nur um zu neuem Streite zu rüsten, der größer zu werden versprach, als der erste an dem Eisack und an der Rienz. Die bayrische Regierung sammelte sich wieder, war aber noch schwankend und mutlos, sie ließ zu dieser Zeit in Tirol einen schmeichelhaften Aufruf anschlagen: Was ihnen denn nicht recht wäre, den Tirolern? Sie sollten es doch offen sagen, man würde ja gern Abhilfe schaffen, man würde ihnen alle billigen Wünsche erfüllen, man achte dieses Volk, welches sich von jeher ausgezeichnet habe durch Redlichkeit und Treue!

„Eben, weil wir treu sind, darum auf gegen die Bayern!“ so lautete dem Lockrufe entgegen ein Stichwort, das der Kulber ausgegeben hatte.

Hofer, der Sandwirt, hatte vom Brenner her Eilboten geschickt, zwei an einem Tage, mit der dringenden Aufforderung, ihm zu Hilfe zu kommen. In Innsbruck habe der Feind sich neuerdings festgesetzt, das ganze untere Innthal wimmele von Bayern und Franzosen. Aber von allen Bergen herab und aus allen Gräben heraus kämen die

Bauern und zögen sich zusammen um die Vorhöhen von Innsbruck. Alles solle kommen, alles, was den Stutzen und das Messer tragen könne. Es sei die endliche Entscheidung da, ob die Tiroler in Zukunft ohne Gott und Vaterland Bayernknechte sein, oder als freie Männer leben wollten in der ehrwürdigen Heimat. Ihr Feldherr sei die heilige Jungfrau Maria.

Wie wurde es da neuerdings lebendig im Thale von Brixen! Gewaltiger als das erstemal wogte es auf. Der Kreuzwirt zog rasch mit einem Trupp freiwilliger Kämpfer den Eisack entlang gegen Sterzing. Der Mahrwirt eilte in die Gegend des unteren Eisack und ins Grödnerthal, um Streiter zu werben. Feindliche Soldaten sah man jetzt nirgends, alles schien sich zur Hauptarmee zu schlagen. Selbst die bayrischen Beamten, die insgeheim schon thätig gewesen waren, für den nahen Maria-Himmelfahrtstag ein großes Napoleonsfest zu veranstalten, waren auf einmal nicht mehr da. Es geschah noch nichts, aber es war alles so seltsam, so unerhört anders als sonst. Es war, als ob der Schall nicht mehr erstickte in der Luft, sondern ungeschwächt in die Ferne dringe; so hörte und wußte jeder an jedem Orte eins und alles. Es schien, als ob die Menschen Flügel bekommen hätten, so waren sie überall; und als ob die Vorfahren aus den Gräbern aufstünden, so viele waren ihrer. Ununterbrochene Ströme von Streitern kamen vom Pusterthale herüber, vom Etschthale herauf, vom Ritten herab, von allen Hochthälern gezogen. Jung und alt, mit allen denkbaren Werkzeugen und Geräten bewaffnet, mit Hauen, Hacken, Spießen, Morgensternen, Feuerstangen, Hämmern, mit rostigen Schwertern und

blinkenden Senſen, mit wuchtigen Keulen und eiſernen Stäben aus Hochöfen und Schmieden; auch Wurf- und Schleuderwerkzeuge mit Strängen und Bogen, nicht ungeſchickt hergeſtellt. Und über dieſem Gewoge von befederten Hüten und aneinanderklirrenden Waffen wehten rote Kirchenfahnen mit im Winde flatternden Franſen und Bändern. Bündel, Körbe, Kraxen, Säcke, Kübel, Fäſſer mit Lebensmitteln ſchleppten ſie mit ſich und ließen ſie durch Ochſen auf Bauernwägen, Poſtkutſchen und Holzkarren hinterdrein führen. Mancher hatte an ſeiner Lodenjoppe, die er über der Achſel hängend trug, die Aermel zugebunden und ſich ſo Säcke für Lebensmittel geſchaffen. Auch Zimmer- und Schmiedewerkzeuge, Leitern, Winden und Ambоſſe wurden mitgeſchleift. Viele der Ausziehenden ritten auf ſchweren Laſtpferden, andre jagten Kälber hinterher, und immer noch brachten Weiber aus den Häuſern Dinge hervor zur Wehr und Nähr.

Auch der Rampesbauer hatte ſein Fähnlein, doch er ſollte zu Hauſe noch etwelches in Ordnung bringen. Im Mahrwirtshauſe fand er ſich ein: Ob der Peter noch da ſei? — Nein, der ſei vom Grödnerthale noch nicht zurück. — Er, der Rampesbauer, wolle guten Rat, er wiſſe ſich nicht zu helfen. Er habe im oberen Stadtkeller bisher die gefangenen fünf Bayern zu bewachen und zu atzen gehabt, was ſolle jetzt mit ihnen geſchehen? Es werde immer ſchwerer. So oft er mit ſeinen Knechten die Koſt hineintrage, ſammelten ſich vor dem Thore allerhand Leute an und verlangten mit Geſchrei die Auslieferung der Gefangenen. Beſonders der Schwarze, der Steuereinnehmer von Bruneck, der ſei eben auf den Stein geſprungen und habe eine Brand-

und Blutrede gehalten: Wenn jeder der fünf gefangenen Bayern zehn Köpfe hätte, so müßten sie alle abgeschlagen werden! Man spreche vom Morgenrote der Freiheit, das seien so leere Redensarten, das richtige tirolische Morgenrot der Freiheit sei Bayernblut, das den Eisack färbt! — Und die Leute hätten zu solch wilder Rede wie wahnsinnig geschrieen: das sei gut gesprochen, so müsse es geschehen. — Was denn nun da zu machen sei, um den Aufruhr zu dämpfen?

Zugegen war des Mahrwirts Schwager, der Priester Augustin. Der sagte, er wolle es versuchen. Nach Peters Sinn würde es zwar nicht sein.

Er ging hinauf, und bei der nächsten Fütterung, als sich wieder einmal viel Volk vor dem Stadtkeller versammelt hatte, hielt er eine Rede. Weil ein bißchen Predigerton dabei war, so horchten sie gleich auf. Feindesblut, sagte er, sei etwas sehr Kostbares. Man dürfe es nicht verschwenden zum nächstbesten Wohlgefallen, man müsse eine festliche Gelegenheit abwarten, um es zu opfern. Diese Gelegenheit würde bald kommen, wenn die Sieger heimkehrten. Zum Dankopfer für die Befreiung Tirols sollten dann die Gefangenen hingerichtet werden.

Da schrieen die Leute wieder, das sei gut gesprochen, so müsse es geschehen.

Wenn die Sieger heimkehren! Augustin flehte im Herzen seinen Gott um Gnade an für das frevlerische Wort, welches der Fürsehung vorgriff. Wenn die Sieger heimkehren, dann soll keine Rache sein, der Mahrwirt, der Kreuzwirt, der Sandwirt, wenn sie da sind, werden dafür sorgen. Also war wieder einmal eine Unwahrheit gesagt worden,

die Peter verurtheilt haben würde. Allein, so dachte Bruder Auguſtin, um eine große Sünde zu verhüten, kann man eine kleine ſchon begehen.

Das Marienfeſt war gekommen, es wurde in den Kirchen und Klöſtern nach alter Sitte begangen. Die verjagten Prieſter waren größtentheils wieder zurückgekehrt, aber die Gotteshäuſer blieben halb leer; es waren der Leute allzuviele gegen den Brenner gezogen. Kein Büttel war da, der den Biſchöfen und Dechanten den Feſttag und die Feier geſtört hätte. „Maria, Jungfrau reine im hohen Himmelsthron," ſangen die chriſtlichen Beter, aber diesmal kamen ſie zu keiner Sammlung. Ihre Gedanken waren in den Gegenden der Mitternacht, wohin die Männer und Jünglinge geeilt. Ganz eigenthümliche Gerüchte gingen um, hielten ſogar vor den Kirchenthüren nicht an, drangen hinein und von Mund zu Ohr. Zu Innsbruck auf dem Berge Iſel ſei das Weltgericht. Es ſei keine Schlacht, es ſei ein Schlachten. Auf der Ploſſenalpe könne man bei richtigem Luftzuge die Kanonen hören. Gott gnade den Sterbenden!

Mittlerweile war der Mahrwirt umhergeſtiegen in Thal und Gebirge. In Bauernhöfen und in Holzknechthäuſern und in Halterhütten hatte er zugeſprochen, ſelbſt in geruhſamer Nacht die Leute geweckt und ihnen zugerufen: „Auf, Manner! Los geht's wieder! Alle müßts mit!" Viele erkannten ihn ſchon an der Stimme: „Ah, der Mahrwirt iſt's!" Dem Manne wollten ſie gern folgen, ſie machten ſich bereit. Bis ans Sellajoch war Peter hinaufgekommen. Dort zwiſchen den ſtarren Felſen fand er ein Menſchenpaar, das im Wurzelgraben aus war, mit dem Eiſen zwiſchen dem Geſtein herumſtach und ſich dabei gegenſeitig mit harten

Worten Schimpf und Schmach zuſchrie. Der rotbärtige Wurzner Zanggl war's und ſein ſchwarzhaariges Weib. Die feurigſten Namen fielen dem Weibe ein, es war ganz unerhört, wie dieſes Weſen dieſen Mann haſſen mußte. Und als Peter nun zum Zanggl ging und ihn anwarb, hub das Weib jämmerlich an zu klagen, und ihren guten Mann ließe ſie nicht fort und ihren lieben Mann ließe ſie nicht erſchießen. Der Zanggl mußte lachen und zum Mahrwirt ſagte er: „Du kannſt dir's denken, wie hart ich fortgeh'! Aber ich bin halt den Feind ſchon gewohnt.“ Einen ſchnalzenden Schmatz gab er ſeinem Weibe, dann ließ er ſie ſtehen zwiſchen den wilden Bergen und ging „Boarnderſchießen“. Als ſie weit unten waren, ſchon bei den erſten Häuſern von Sankt Maria, ſchaute der Wurzner einmal um und that leiſe die Bemerkung: „Wenn ſie nur mitgegangen wär'! Von der hätt' auch der Franzos Grugl und Graus kriegt!“

Ernſt und wortlos war der Abſchied andrer. Viele küßten Weib und Kind nicht, ſagten nicht „Behüt Gott!“ aus Furcht, weich zu werden. Als ob es in den Holzſchlag ginge, ſo ſchritten ſie davon und ſchauten nicht mehr um.

Im Kirchlein zu Sankt Peter an der Gröden wohnte am Maria-Himmelfahrtstage der Mahrwirt einer Meſſe bei. Es war ſein Geburtstag, er hatte den gleichen mit dem Bonaparte. Sein Gebet war ein leidenſchaftliches. Ueber dem Altare ſtand geſchrieben: „Herr, nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe!“ Der Mahrwirt ſah flüchtig den Vers, blickte aber nicht mehr hin. Gott könnte wollen, daß Tirol wieder bayriſch werde. Der Tiroler will das nicht, und eher ſterben! „Herrgott!“ betete Peter, während ſeine ge-

hobenen und gefalteten Hände bebten, „um deines Namens willen, verlaß uns nicht, hilf uns ſiegen, vernichte den Feind, unſer iſt das Recht. O Herr der Heerſcharen, ich bitte dich um deines heiligen Kreuzes willen!“ — Aber es war keine glückliche Stunde, auf einmal fiel ihm ein: auch im Bayernlande gibt es noch Kirchen, auch dort knieen Soldaten, ihre Weiber und ihre Kinder vor dem Altare und richten an den Herrn der Heerſcharen das gleiche Gebet: laß uns ſiegen, vernichte den Feind! — Und des Herren ſind ſie hüben und drüben. — Faſt unmutig trat der Mahrwirth aus dem Kirchlein. Kurz und herb rief er ſeinen Männern zu, die um das Wirtshaus herum ein wenig gelagert hatten, ſie müßten weiter.

Mit einem eiſenfeſten Trupp kräftiger und waghalſiger Männer kam der Mahrwirt im Brixnerthale an. Die vom Grödnerthale, das ſind Kerle wie von Stahl und Stein. In Eilmärſchen wollte er mit ihnen zu Hilfe eilen gegen die Hauptſtadt. An der Brücke bei Mittewald begegnete ihnen ein raſch reitender Sendbote vom Sandwirt.

„Iſt der Mahrwirt unter euch?“ rief dieſer in die Truppe hinein.

„Der ſteht da, was willſt von ihm?“ fragte Peter.

„Umkehren könnts,“ ſtieß der Bote hervor. „Aus iſt's. Der Anderl laßt ſagen: Mir brauchen enk nit.“

Und weiter ſprengte der Bote auf ſchnaubendem Roß.

Peter, du ſollſt kommen und uns regieren helfen!

„Mir brauchen enk nit! Aus iſt's!“ Was bedeutet das? Iſt alles hin? Oder ein großer Sieg? Friedensſchluß? Oder nur ein trotziges Ablehnen, weil ſie ſo ſpät gekommen? Das Grödnerthal liegt fernab, ſeine Berge ſind hoch. Ein harter Marſch war's geweſen für den Mahrwirt. Und nun abgewieſen? — nach langem Zögern, und nachdem er von mehreren fliegenden Boten das Gleiche gehört, kehrte er unmuthig um und zurück an die Mahr. Abgelehnt bei dem großen Ringen ums Heimatland! Peter Mayr hatte in dieſen Tagen freilich noch keine Ahnung davon, daß er mit ſeiner Perſon noch einen viel gewaltigeren Heldenkampf werde auszuringen haben. — Nun diesmal war's vorbei, ſeine Leute aber hielt er beiſammen.

Da kamen ſchon Nachrichten. Die Leute waren faſt atemlos vor Freude. Sie wußten Unglaubliches zu berichten. Voller Kraft und Friſche kamen die meiſten zurück, voller Fröhlichkeit auch ſolche, die verwundet auf dem Strohkarren lagen. Peter ſchaute nur ſo drein und hörte zu, und wenn ſie beſonders Großes erzählten, da murmelte er: „Und ich nicht dabei geweſen!“

Kaum war er allein, ſo machte er ſich Vorwürfe ſeines eitlen Denkens wegen. — Sei doch froh, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß es geſchehen iſt, ohne daß du noch einmal deine Hände mit Blut beflecken mußteſt! Oder werden die Siege erfochten, damit die Helden ſich prahlen können? Nein, des Vaterlandes wegen werden ſie errungen und jeder

ſoll ſeinem Gott in Demut danken, der ohne Streiten zum Frieden kommt.

Frau Notburga horchte auf jedes Wort, das da in der Wirtsſtube geſprochen wurde; voller Herzensjubel war ſie, und doch dürſtete ſie nach einer Botſchaft, die nicht kam. Alles ſprach von Sieg und Sieg; von einem Knaben, der aufgefunden worden und etwa auch bei den Helden geweſen, ſprach niemand. Die Freude theilte ſie redlich mit allen, mit dem Leide mußte ſie allein fertig werden. Der Name Hans kam nicht mehr von ihren Lippen.

Drei nach Klauſen heimkehrende Schützen ſprachen beim Mahrwirte zu. Der eine hatte einen verbundenen Arm, der andre einen durchſchoſſenen Hut, der dritte hatte nichts, als einen großen Durſt. Dieſer ſprach zum Wirte, er hätte ein Schreiben zu übergeben.

„An wen?“

„An den Mahrwirt Peter Mayr.“

„Von woher?“

„Aus Innsbruck.“

„Das nimmt mich wunder,“ ſagte Peter.

„Vom Miniſter,“ verſetzte der Bote und zog aus der Bruſttaſche langſam und bedächtig einen Brief.

„Vom Miniſter? Geh, foppe deinesgleichen, zu Innsbruck gibt es gerade Miniſter!“

„Lies halt einmal.“

Das Schreiben lautete klar: „Zu Handen des Peter Mayr, des Wirtes an der Mahr bei Brixen,“ und war von Joſef Dörninger. — „Ah, der Dörninger! Der läßt

auch einmal von ſich hören! Der iſt jetzt zu Innsbruck! — Darf ich wohl ein biſſel Botenlohn bringen?“ fragte der Wirt die Eingekehrten.

„Ei freilich! Eine Maß wird der Brief ſchon wert ſein.“

Dieweilen ſie bei Tiſche ſaßen und wohlgemut dem Kruge zuſprachen, war Peter in ſeine Stube gegangen, um dort den Brief mit Ruhe zu leſen.

Das Schreiben lautete alſo:

„Lieber Kamerad!

„Du magſt mich für undankbar halten, daß ich Dir nicht geſchrieben habe ſeit Wochen, als wir auseinander gegangen ſind vor Deiner Hausthür. Und haſt mir dazumal in meiner Verlegenheit doch ſo viel Gutes erwieſen, wie es ein Bruder dem andern nicht beſſer thun kann, obwohl ich Dir fremd geweſen und Du es nicht haſt wiſſen können, mit wem Du es zu thun haſt.

„Ich meine aber, Du wirſt das Säumen entſchuldigen, weil Du recht gut weißt, daß jetzt keine Zeit zum Schreiben iſt; wir haben etwas andres zu thun. Jetzt muß es doch ſein und ich will Dir danken, lieber Peter, wie noch kein Menſch gedankt hat zu Innsbruck über den Brenner hinüber in Dein freundliches Haus an der Mahr.

„Freund! wer hätte das gedacht! Noch heute kann ich es nicht glauben und fürchte von Stunde zu Stunde das plötzliche Erwachen aus dieſem wunderſamen Traum. Daß wir geſiegt, wirſt Du freilich gehört haben, haſt ja ſelber ſtark dazu beigetragen. Aber wie groß der Gewinn iſt, das kannſt Du noch nicht wiſſen, das wiſſen auch hier noch die wenigſten und der Andreas Hofer hat ſelbſt keine Ahnung

davon, was er geleiſtet hat, was er heute bedeutet. Andreas Hofer! Dieſer Name wird mit unauslöſchlicher Schrift ſtehen, ſolange es ein Tirol gibt, und ein Tirol wird es geben, ſolange die Welt ſteht, das darf man feierlich ſagen vor dem, was dieſes Volk jetzt geleiſtet hat.

„Die Schlacht kann ich Dir nicht beſchreiben, die mußt Du Dir erzählen laſſen mit heißen Worten, von einem, der dabei geweſen iſt und Dir ins Geſicht ſchauen kann, während er's ſagt. Faſt drei Tage hat es gedauert, halb Tirol war beiſammen auf dem Berge Iſel, und die andre Hälfte war im Anrücken von allen Seiten. Pulver und Blei im Ueberfluß, nichts hat uns gefehlt, am wenigſten Kuraſche. Jeder einzelne Menſch war ein Held, ich hätte es nie geglaubt, daß ein einfältig Bauernvolk ſich ſo begeiſtern kann für Vaterland und Freiheit. Für den heiligen Glauben! Das haben ſie wohl am lauteſten gerufen. Die allergrößte Kraft ſteckt im Glauben, das hat ſich jetzt wieder bewieſen.

„Anfangs war's ein Angriff aus dem Hinterhalt geweſen auf den Feind, der in hellen Haufen in der Stadt und um die Stadt gelagert hatte. Aber er wollte nicht recht dran, das wurde endlich langweilig, und ſo brachen die Leute mit Geſchrei und Jauchzen hervor aus Büſchen und Wäldern, ſtürzten ſich in die offene Schlacht, ins Handgemenge. Wir erſchraken zuerſt, den ungelenken Bauersmann mit dem geſchulten Soldaten im offenen Gefecht zu ſehen, aber unſere Leute rangen wie die Löwen. Es war auch keine Ordnung aufgeſtellt für die Feldſchlacht. Jeder that was er wollte und erſchlug Bayern und Franzoſen, ſo lange bis der Feind wich, oder er ſelber tot war. Der Feind machte einen großen Lärm, aber eine bayriſche

Kanone that nicht viel mehr, als ein tiroliſcher Stutzen. Viele Hundert Tiroler müſſen wir beklagen, aber vieler Tauſend gefallener Feinde dürfen wir uns rühmen. Des Welteroberers ruhmreiche Soldaten gegen ein ſimples Naturvolk, es iſt beiſpiellos. Eines aber war, mein Freund! Mitten unter uns ſtanden drei herrliche Männer! Ja, nur dieſe drei Merkwürdigſten nenne ich. Du kennſt ſie alle drei. Der Joſef Speckbacher, der Bauer am Judenſtein bei Hall — er ſagt, er kennt Dich — liſtig iſt Dir der wie ein Fuchs und wild wie ein Tiger. Man hat gemeint, ein Recke aus der alten Germanenzeit wäre aufgeſtanden, wie er mit dem Gewehrkolben dreinſauſt. Und hat Dir der einen Feldherrnkopf! Aber das Anführen allein iſt dem nicht genug geweſen, überall ſelber hat er mitgethan; ein Bauer muß ſelber ſein beſter Knecht ſein, hat er geſagt, und nur ſo dreingedroſchen auf die Bayern- und Franzoſenſchädel. Zweimal habe ich es ſelber geſehen, wie er mitten in einem Rudel Blauhoſen iſt; gute Nacht, Seppel, mit dir iſt's aus! hab' ich mir gedacht, da iſt er Dir ſchon durch, aber nicht nach hinten, ſondern nach vorn. Der Speckbacher bleibt auch ſtehen in Tirol. Dann der Haſpinger! Kannſt Du dir dieſen kleinen Kapuziner anderswo gut denken, als auf der Kanzel? Freund, auf dem Streitroß macht ſich der noch beſſer! In der einen Hand das Kreuz, in der andern das Schwert, inmitten der Streiter zündende Gottesworte rufend, ſo in den Kampf hinein, wo er am heißeſten entbrennt. Und endlich der dritte, der Paſſeier Sandwirt, der Anderl! Das iſt ein Erzmenſch! Sie folgen ihm, wohin er will. So feſt, ſo geſcheit und dabei einfältig wie ein Kind. Ihm vor allem iſt es zu verdanken, ſeiner klugen

Vorbereitung ſeit Monaten, ſeinen Verbindungen und ſtill getroffenen Anordnungen, ſeinem unerſchütterlichen Glauben an das Recht Tirols und an den ewigen Anwalt des Rechtes im Himmel. O, was ein einziger Mann zu leiſten vermag mit ſtarkem Willen und treuem Herzen! Die Männer, mitten im Schlachten, in der Gefahr des Unterliegens und in dem Jubel des Sieges, zum Anderl blickten ſie auf, wie zu einem Gott. Man konnte glauben, der Erzengel Michael habe in ihm Geſtalt angenommen. Dabei iſt er voller Demut und ſagt, er ſei nur ein unwürdiges Werkzeug Gottes. Am Himmelfahrtstag, als der Feind zurückgeworfen, geſchlagen und vernichtet war — die Stunde wird keiner vergeſſen, der dabei geweſen —, iſt der Hofer niedergekniet, an ſeiner Seite der Haſpinger und der Speckbacher, und haben laut ein Vaterunſer gebetet. Die hohen Berge ringsum, zu unſern Füßen die befreite Hauptſtadt, über unſern Häuptern der blaue Sonnenhimmel — ſo iſt das Heldenvolk in Demut auf den Knieen gelegen vor dem Herrn der Heerſcharen. Selbſt gefangene Feinde, darunter Lutheraner und Heiden, ſind zur Erde geſunken und haben mitgebetet, ſo iſt's über ſie gekommen. Von den Feinden waren nur die Gefangenen, Verwundeten und Toten unter uns, alles andre in wilder Flucht das Innthal hinab gegen Bayern. — Und dann der Einzug in die Stadt! Unter dem Geläute aller Glocken, unter Kriegsmuſik und Alpenſchwegelpfeifen, unter Jauchzen und Vivatgeſchrei ſind wir ins ſchöne Innsbruck eingezogen. Dieſer Freudenlärm der Bewohner, dieſer Jubel aus den Fenſtern! Dieſer bunte Blumengruß, dieſes Umarmen und laute Lachen und Aufweinen! o Freund, das war ein Feſt! So haben wir den Napoleonstag gefeiert!

„Den Hofer wollen ſie hineinführen in die kaiſerliche Burg, aber er reißt aus. Das gebührt nicht! ſagt er und kehrt bei ſeinem Stammwirtshaus ‚Zum Adler‘ ein. Vom Fenſter aus hat er dann etliche Worte geſprochen vor dem verſammelten Volke, weil es ihn immer wieder zu ſehen verlangt hat. Nachher iſt ein grenzenloſer Jubel geweſen und überall hat man gehört, und nicht etwa im Spaß, ganz im vollen Ernſte: Der Anderl muß Graf von Tirol werden! Der muß uns regieren, weil ſich die Oeſterreicher eh nit um uns kümmern. Und der Anderl muß in die Burg! Ich ſage es Dir, mit Gewalt haben ſie ihn vom Gaſthofe weg ins Kaiſerſchloß geführt, dieſen Dorfwirt, dieſen Roßhändler aus dem Paſſeierthal. Jetzt ſind die abgedankten öſterreichiſchen Beamten da und die ſagen es auch, der Hofer wäre der Mann dazu, der wieder Ordnung machen könnte im Land und er ſolle ſich einſtweilen nur getroſt obenan ſtellen. So ſehr hat alles auf ihn eingedrängt, daß er heimlich fliehen hat wollen, bis ihn der Pater Haſpinger und der Speckbacher und andere Kameraden friſch aufgefordert: So eine Demütigkeit ſolle der und jener holen, und jetzt, da er die fremden Herren hinausgejagt, ſei es ſeine Pflicht und Schuldigkeit, daß er ſelber Ordnung mache im Land. Und er ſolle jetzt keine Letfeigen ſein. Da hat er mit der flachen Hand auf den Tiſch geſchlagen: ‚Sakra ſeids! So will ich kommandiren!‘

„So iſt es hergegangen und jetzt ſitzen wir auf der Burg. Ich bin ja auch dabei. ’s iſt ſchon hübſch ausgemacht, was jeder von uns zu thun hat. Genau ſtimmt es wohl nicht, aber beiläufig, wenn ich ſage: der Anderl iſt Fürſt, der Kapuziner iſt Miniſter für Kirche und Schule, der

Speckbacher ist Kriegsminister, andre Köpfe haben auch ihre hohen Stellen, und ich — wenn Du mich schon den Kanzler von Tirol nicht nennen willst, so thust Du mir doch wenigstens mit einem ‚Landessekretarius' nicht zu viel Ehre an. In Wahrheit bin ich des Kommandanten Schreiber, denn bei ihm selber geht's wirklich nicht so recht in dieser Kunst.

„Mit Zeit und Weil werden doch die Oesterreicher kommen und uns ablösen, bishin aber müssen wir regieren und da hilft uns alles nichts. Und da brauchen wir ihrer noch mehr und der Hofer will derweil die verläßlichsten Männer des Landes beisammen haben. Also komme ich endlich zur Hauptsache dieses Schreibens. Andreas Hofer, der Kommandant von Tirol, läßt Dich, den Peter Mayr, Wirt an der Mahr, durch mich auffordern, daß Du nach Innsbruck sollst kommen, Peter. Deine Wirtschaft sollst derweil liegen und stehen lassen, wie es ja auch die andern so machen, und sollst bedenken, daß jetzt jeder dem Land gehört, und sonst niemandem. Und Du mußt kommen, Peter, und uns regieren helfen. Wir haben die Suppen eingebrockt, sagt der Hofer, wir müssen sie auch auseſſen. Wir müssen jetzt feststehen. Wenn sie uns noch einmal hereinkämen, nachher — nein, mit Gottes Hilfe werden wir uns halten, und endlich werden sie sich ja doch einmal anschauen lassen, die Schwarzgelben.

„Komm also fein bald, alles Weitere wirst da dann hier selber hören und sehen. Ich schließe dieses Schreiben mit Gott, der unser Beistand sei. Und in Dankbarkeit grüßt Dich, Deine Ehewirtin und Deine Kinder

Dein treuer Freund
Josef Dörninger.

Innsbruck, August 1809."

Als Peter dieſen Brief geleſen hatte, ging er etlichemal in der Stube auf und ab. Alle Faſern und alle Nerven zitterten in ihm, aber was nun ſeine Perſon ſelber betraf, da brauchte es kein langes Bedenken. Gerade ſo viel Zeit, als man braucht, um mit einem Taſchenmeſſer den Gänſekiel zu ſpitzen und zu verſuchen, ob die Tinte nicht eingetrocknet iſt, bedurfte er zur Ueberlegung, was er da antworten ſollte. Und er antwortete folgendes, genau im Wortlaute wiedergegeben:

„An den Herrn Joſef Dörninger, derzeit bedienſtet beim Herrn Andreas Hofer, Kommandanten von Tirol, in Innsbruck.

„Lieber Joſef Dörninger!

„Im Anfang meines Schreibens muß ich Gott dem Allmächtigen Dank ſagen, daß es ſo gekommen iſt. Die rechten Worte kann ich freilich nicht finden, wie es mir ums Herz iſt, und im Schreiben geht's mir nicht viel beſſer, wie unſrem Kommandanten zu Sprugg, den ich ſchön grüßen laſſe. Was mir wohl bis zum Totenbett leid thun wird, das iſt, daß ich nicht dabei geweſen bin auf dem Berg Iſel. Ich habe von Gröden nicht früher zurückkommen können mit den Schützen, wir ſind wohl eh ſchon auf dem Weg geweſen zu euch, da heißt's, wir wären nimmer von nöten und haben zurück müſſen. Jetzo hab' ich in Innsbruck nichts mehr zu thun und regieren helfen kann ich nicht. Der Anderl hätt's auch nicht annehmen ſollen, aber er wird's ſchon recht machen. In unſrem Thal ſind die Bayern und Franzoſen wie weggeblaſen und wieder alles beim alten, Gott ſei Dank. Jetzt kommen von Kärnten her auch die Oeſterreicher angerückt, wie man hört. Wenn der Hofer das

jetzt den Oesterreichern sagen lassen möcht', was er mir und den Grödnern Post geschickt hat! Hat uns wohl recht gekränkt. Aber gottlob, daß es so gekommen ist, wir dürfen uns nicht versündigen.

„In meiner Familie hat sich ein Unglücksfall zugetragen, der uns recht nahe geht, obgleich er nichts ist im Vergleich zu dem, was bei jetziger Zeit so viele Leute erdulden müssen. Mein Gott, viele Eltern haben ihre hoffnungsvollen Söhne verloren im Krieg. Nach dem Gefecht bei Mühlbach ist uns mein ältester Sohn Hans, mit dem Du immer Bolzen geschossen hast, verloren gegangen und nicht mehr zu finden. Wenn wir nur fürs wenigste Gewißheit hätten, daß er tot ist. Aber so in der Vorstellung: wer weiß wie's ihm geht, was er leiden muß! Das ist das Allerärgste. Nun in dem großen Glück, das unsrem Tirol widerfahren ist, wollen wir den Schmerz Gott zu lieb aufopfern. Aber meine Familie verlasse ich jetzt nicht, ihr werdet schon Bessere finden und mich leicht graten (entbehren). Lieber Josef, wir gefreuen uns recht über Dich und lassen Dich alle schön grüßen.

Dein aufrichtig gesinnter Freund
Peter Mayr.

An der Mahr im August 1809."

Wo will das hinaus?

In den Wolken kam der Wagen herangezogen. Aber es waren nur Staubwolken der Straße und es war ein kümmerlicher Bettelwagen. Die Straße von Klausen kam

er dahergeklappert; bespannt war er mit einem schiefwinkeligen Esel und einem rotborstigen Manne, der fast zu einem rechten Winkel abgebrochen schien, weil er den Oberkörper wagrecht vorstemmen mußte, um mit Hilfe des grauen Kameraden das Fahrzeug weiter zu bringen. Der Wagen hatte zwei Räder mit recht dünnen Speichen und ohne Eisenreifen, er war überspannt mit einer viel beflickten, verwitterten Plache. Im Kobel kauerte, auf den Beinen hockend, ein sonnengebräuntes Weib, das weder angezogen noch nackt war. Eine feigengrüne Bettdecke hatte sie nicht unmalerisch um den Leib gewunden. Um dieses Weib, unter Lappen und Maisstroh, regten sich allerlei Wesen, als kleine Kinder, fuchsrote Dachshunde und ein langschweifiger Aff', welcher sich mit den Kindern unterhielt, dergestalt, daß er sie bei den struppigen Haaren zauste und sie ihn mit Gekrächze am Schweife hin und her zerrten.

Als solches Fuhrwerk gegen das Wirtshaus an der Mahr kam und von der Magd Hanai bemerkt wurde, rief diese aus: „Hui, jetzt sollt' der Tonele dasein! Das wär' was für den Tonele! Ein solches G'schloß will er ja alleweil haben." Ihre Futtersichel warf sie weg, wischte sich mit der Schürze die feuchten Grasblättchen von den Händen, nestelte in den Kittelsäcken herum, fand aber nichts, als eine halb eingedorrte Brotrinde. Damit ging sie zum Wagen, aus dem sich ihr schon alle Hände entgegenstreckten, und sagte: „Ich hab' halt nichts, ihr armen Leut'. Wenn ihr mit diesem Brotkrumel zufrieden sein wolltet!" Sie warf das Stück hinein und im Nest erhob sich darüber ein heftiges Gebalge; der Affe erwischte das Brot, hüpfte damit auf das Plachendach, wo er schaukelnd es mit mancherlei

Mätzchen verzehrte. Die Kinder im Neſte wimmerten, die auf ihre Pfoten getretenen Hunde heulten, das braune Weib keifte und die beiden ungleichen Röſſer vorn am Wagen troffen vor Schweiß und zogen vergeblich an.

— Mein Gott! dachte die Hanai bei ſich, und ſo möcht's der Tonele auch haben!

Das Weib war aus dem Wagen behendig auf die Straße geſprungen, wobei der Deckenzipf im Staube ſtrich; barfuß wie ſie war, hatte ſie ein paar große Sprünge gemacht gegen die Magd hin und haſchte nun nach ihrer Hand.

„Was willſt denn noch?“ fragte die Hanai.

Das Weib verſicherte, es könne unmöglich vorüberfahren, ohne ihr das Glück zu ſagen, das ihr höchſt wahrſcheinlich bevorſtünde.

„Mir ein Glück?“ lachte die Magd, „wüßt' nit, zu was ich ein Glück thät brauchen, mir geht's eh gut. Dummheiten!“ Aber ſchon im nächſten Augenblick war ſie willfährig, man müſſe alles probieren auf der Welt.

„Sag mir halt wahr. Aber geſchwind, lang hab' ich nit Zeit.“

„Ho hott, alter Bär!“ ſchrie die Vagabundin dem Rotbärtigen zu, da blieb das Gefährte ganz ſtehen.

„Welche denn?“ fragte die Hanai, ihre Hände hebend.

„Biſt verheiratet, ſo iſt's die Rechte.“

Die Magd reichte die Linke.

An dieſer begann das Dörcherweib auf der innern Fläche nun die Linien zu betrachten.

„Es iſt eine deutliche Schrift,“ murmelte ſie dabei. „gegen den Zeigefinger neigt ſie ſich ſtark und zwieſelt ab,

zwieſelt zweimal ab. Nicht bald wird man eine ſolche Herzlinie ſehen!“

„Steht's 'leicht nit gut?“ fragte die Magd nicht ganz ohne Spannung.

„Gott ja, häufig gut ſteht's, häufig gut,“ verſicherte das Weib mit haſtig hervorgefauchten Worten. „Das klein biſſel Verdruß da, das löſchen wir.“ Mit ihrer fleiſchigen Hand ſtrich ſie mehrmals darüber hin. „In Geldſachen wird's ſein. Du haſt wohl recht viel?“

„Geld hab' ich gar keins,“ lachte die Hanai.

„Dann iſt's die Liebe,“ ſagte die Vagabundin wichtigthueriſch. „Eine Kümmernis ſteht dir bevor. Dein Herzliebſter!“

„Na, was iſt's mit dem?“ fragte die Magd luſtig.

„In einer Gefahr iſt er.“

Nun horchte die Hanai auf. „In einer Gefahr? In welcher Gefahr?“

„Kann ich nicht recht erkennen. Es lauft die Leberlinie dazwiſchen. Ein gutes Herz haſt du. Zweimal zwieſelt ſie ab. In kurzer Zeit wirſt du eine große Freude erleben.“

„Was du alles weißt! Was denn für eine?“

„Vom Herzliebſten!“

„Wenn du ſchon alleweil vom Herzliebſten redeſt, ſo ſag mir doch auch einmal, wo er iſt, dieſer Herzliebſte?“

„Schau her da!“ murmelte das Dörcherweib, dieweilen fuhr es mit dem Zeigefinger auf der Handfläche herum, wie es Leute machen, die beim Leſen die Zeilen mit dem Finger ſchieben, „ſchau her da, gerade auf die Daumenwurzel ſticht dieſe Linie. Er kann nicht weit von dir ſein. Mit ſeinen Gedanken bei dir.“

„Ich möcht' nur wiſſen, wo er ſonſt iſt?"

„Das iſt im Nebel," antwortete die Vagabundin. „Da müſſen wir einen Liebfrauenthaler darauf legen, daß es klarer wird."

„Iſt ſchon recht", ſagte die Hanai, „wenn ich nur wüßt', was ich dir jetzt ſchenken ſollt'."

Das Weib tupfte mit dem Finger auf das rote Buſentuch Hanais: „Das da. Für die Würmeln. Huſch, 's iſt ſchon kalt bei der Nacht."

— Ein gutes Herz, das ſtimmte. Die Magd zog raſch das Tuch von der Achſel und gab es der Bettlerin. Dann ging ſie wieder zu ihrer Futterarbeit auf dem Wieſenrain.

— So ein Wahrſagen, dachte ſie ins Gras hinein, iſt doch auch zu etwas gut. Jetzt hat ſie mein Tuch. Soll den Würmeln vergunnt ſein. Gegen die Daumenwurzel ſticht die Linie, und der Strolch iſt nit zu finden. Auf der ganzen Hand nit. Wohin er ſich denn verlaufen hat! Suchen iſt er gegangen; jetzt kann man ihn ſuchen gehen. Das heißt, wer ihn haben will. Ich nicht, wegen meiner mag er umzeggern, wo er will. Die Franzoſen thun ihm nichts, dem nit. So lang iſt er ſchon lang nit mehr ausgeblieben. Daß er wo abgewalgen iſt im Gebirg, und liegen geblieben! Dumm genug wär' er dazu. Den Hanſel will er ſuchen! zum Lachen iſt's. Ein kleines Kind das andre. Mein himmliſcher Vater, wie ein Wickelkind, ſo notwendig braucht dieſer Menſch wen, der auf ihn acht gibt. Manchmal thut's mir leid, daß ich ihm ſo ſcharf muß zuſetzen. Wie ich vorher den Bettelwagen kommen ſeh, hab' ich heilig geglaubt, er iſt drangeſpannt oder ſitzt drin. Dann wollten wir's einmal geſehen haben, dann hätt' ich ihm wahrgeſagt, und

ſchon auch mit der flachen Hand! Ei ja, vielleicht fahren wir alle noch einmal auf dem Vagabundenkarren. Wer weiß, wie es wird auf der Welt; es thut alleweil brandeln, mir will's gar nit gefallen. Wenn nur der Tonele da wär'! Heißt das, nit der Tonele, was geht mich der dalkete Burſch an! Der Hans, wenn er daheim wär'! Der Wirtin blutet 's Herz aus und ſie ſagt nichts. Daß er denn gar nit fürkommt, der Hanſel! . . .

Solche Sachen dachte die Hanai ins grüne Gras hinein.

Aus der Hauptſtadt und aus andern Gegenden des Landes kam mittlerweile eine gute Botſchaft um die andre, es kamen die Leute zurück von den Schlachtfeldern und es kamen die Leute zurück aus den Verſtecken. Selbſt der Pfarrer von Sankt Jakob ſaß wieder auf der Pfründe und erzählte von ſeiner Gefangenſchaft, bei welcher er auf das „Gehenktwerden" wartete, manch drolliges Stücklein. — So gut ſei es ihm ſein Lebtag nicht ergangen, als in dieſen letzten Wochen. Der bayriſche Oberſt Hoiſel ſei ein wahrer Wüterich, der habe alle katholiſchen Prieſter, deren er habhaft werden konnte, zuſammenfangen und in ein Kloſter unterhalb Trient ſtecken laſſen. Natürlich dreifach eingeſchloſſen und ſechsfach bewacht. Und faſt an jedem Abende ſei der Oberſt gekommen, um ſich perſönlich zu überzeugen, ob die ſtrengen Maßregeln wohl auch ſcharf eingehalten würden. Mit ſeinem Schleppſäbel habe er einen hölliſchen Lärm geſchlagen auf dem Steinpflaſter, ſein graues Auge habe er furchtbar wild umherrollen laſſen, ſeinen martialiſchen Schnauzbart habe er mit beiden Händen nur ſo zornig auseinandergeworfen, dann habe er ſich klirrend und polternd

zu den Gefangenen gesetzt und die halbe Nacht scharf mit ihnen gezecht. Landpfarrer wissen allerhand lustige Geschichtlein, der Oberst ließ sich erzählen und gröhlte vor Lachen, brachte dann auch selber eins ums andre vor, wobei er aber nicht selten die Leiter verlor und fast immer das Türmlein, das ist den Schlager, vergaß, so daß die armen Gefangenen nicht recht wußten, wann gelacht werden solle, bis er endlich doch allemal selber durch einen heiseren Lachschrei dazu das Zeichen gab. Dabei rauchte er aus plumper Pfeife ein elendes Kraut und alle mußten mitrauchen, was eine Begünstigung sein sollte, was aber die Gefangenen wie eine Verschärfung ihres Arrestes empfanden. Und eines Abends nach heißem Tage, als sie sich wieder so recht leidlich erquickten, teilte der Oberst den Priestern mit, daß Hoffnung sei auf baldige Erlösung. Es würde in der Armee nämlich der Befehl erwartet, daß alle Hochverräter, die hochwürdige Priesterschaft (damit verneigte er sich) natürlich voran, gehenkt werden sollen. Da hätten wohl die geistlichen Herren etwas unsicher dreingeguckt. Der Oberst Hoisel habe jedoch seine Grausamkeit noch gesteigert. Die geweihten Männer, habe er gesagt, kämen als Märtyrer ja vom Mund auf in den Himmel. Aber den verdienten sie gar nicht, sie guckten allzugern tief in den Krug, von den zwei Gottesgaben Sauerkraut und Rauchfleisch hätten sie das letztere verzehrt und das erstere großenteils stehen gelassen. Auch andre Geständnisse hätte er ihnen abgelauscht, kurz, er könne sie nicht für würdig erachten, den Märtyrertod zu sterben, und deshalb hätte er sie zusammenbringen lassen in die festen Klostermauern, damit ihnen später doch die Gelegenheit nicht benommen sei, sich zu bessern oder als alte, womöglich sehr

alte Sünder zu sterben. Die Gefangenen fanden, daß solches der beste Witz war, den der Oberst je gemacht. — Und als dann die Siege der Tiroler laut wurden, lachte der alte Haudegen sich in die Faust und bevor er selbst mit seinen Truppen abzog, verjagte er — wie einst Kaiser Josef, aber nur viel stürmischer — die Priester aus dem Kloster, ballte ihnen auf offener Straße die Faust nach und knurrte: „Pfaffen, ihr sollt noch an mich denken!“ Die also Verjagten kehrten auf ihre Pfarreien zurück und werden — so schloß der Pfarrer von Sankt Jakob seine Erzählung — den alten Obristen Hoisel mit seinen schlechten Witzen und seinem guten Herzen wohl in ihrem Leben nie vergessen.

Um die Zeit, als es anhub zu herbsteln, kam aus Innsbruck ein zweiter Brief an Peter Mayr. Wieder war er vom Leibschreiber des Kommandanten von Tirol, und sein Inhalt lautete also:

„Lieber Kamerad!

„Wir sind von dem vielen Blutvergießen zwar ein wenig abgehärtet, wie Du Dir denken kannst, aber das Unglück mit Deinem Sohn ist uns doch zu Herzen gegangen, und der Kommandant hat auf der Stelle Befehl gegeben an alle Aemter und Patrouillen, nach dem Knaben zu forschen.

Daß Du jetzt nicht zu uns kommen willst, ist fürs erste ein Unding. Du hast die Not und Gefahr mit uns geteilt, Du solltest auch die Ehre mit uns haben. Denn Ehre gibt es hier in Ueberfluß, haben aber nicht viel Zeit dafür. Arbeiten müssen wir wie die O— hätte ich bald gesagt. Regierungsgeschäfte, und Du siehst ja, daß ich nur mehr per ‚wir‘ schreibe, wie die hohen Herren. Du solltest es

aber nur einmal ſehen, wie die Herren Miniſter und anderen Höflinge in der Kaiſerburg zwiſchen Gold, Marmor und Seide herumſtapfen in ihren blodrigen Knielederhoſen und Bergſchuhen. Und wenn hoher Rat iſt, da ſitzen ſie um dem grünen Tiſch herum in ihren rupfenen Hemdärmeln, unterm Schnauzbart das Pfeifel; die Reden ſind zwar bisweilen ein wenig ungefüg, aber im Grunde ſo klug wie bei den Studierten. Haben ſie Zeit, ſo wird Karten geſpielt, gejodelt oder gerangelt, wobei gerade die Stärkſten fallen, weil der glatte Boden, der ſchon viele Kratzer hat, ſo falſch iſt. Ein paar ſind, die wollen heim, wir brauchen ſie aber. Es iſt unglaublich, was die bayriſche Wirtſchaft überall angerichtet hat, viel wird's brauchen, bis wir wieder ganz in Ordnung ſind. Der Anderl bleibt ſich gleich, nicht bloß das Licht, auch die Naſe putzt er ſich noch mit der Hand. Des Abends ſitzen wir auf Holzſtühlen beiſammen, die der Hofer aus dem Gaſthauſe hat holen laſſen, weil die pfühligen Samtſeſſel nicht zu brauchen ſind; plaudern von dem und dem, erzählen uns Geiſtergeſchichten und eh wir ſchlafen gehen, wird der Roſenkranz gebetet oder ein geiſtliches Lied geſungen, wobei Gott wahrſcheinlich nicht ſo ſehr auf die Stimme als auf die Meinung achtet. Den Kommandanten wollte man in eine öſterreichiſche Generalsuniform ſtecken, er iſt aber aus ſeinem Leder nicht herauszukriegen. Er geht ins Wirtshaus eſſen und ſein ganzer Hofſtaat koſtet dem Land des Tages keinen ganzen Gulden. Das Regieren aber kann er Dir, daß es eine Freude iſt und wirſt wohl auch ſchon einen ‚Sandwirtzwanziger' geſehen haben. Der Hofer ſagt, das wären Dummheiten, er wolle nicht ſein Bild, ſondern den Kaiſeradler drauf haben. Alle Angelegenheiten

kommen geradeswegs zu ihm, er braucht nicht viel Umzieherei und Schreiberei, thut's kurz ab. Geſtreng iſt er gegen Liederlichkeit und Vergnügungsſucht, die in der Stadt einreißen will, und die Innsbrucker ſchimpfen ſchon über die ‚Roßhändlerdynaſtie'; ſie dürfen nicht Theater ſpielen und keine Bälle abhalten; der Hofer ſagt, für ſo was wäre jetzt kein Wetter; geſcheiter brav arbeiten und ſparen und fleißig beten. Kann wohl ſein, daß er recht hat. Alte öſterreichiſche Beamte, die noch da herumſitzen, möchten auch gern ſpotten über den ‚Roßhändlerkönig', trauen ſich aber nicht recht. Kritiſieren iſt halt leichter, wie ſelber machen.

Muß Dir auch ſchreiben, daß jetzt meine Eltern aus dem Oetzthale, wo ſie ſich kümmerlich aufgehalten, heimgekehrt ſind auf ihr angeſtammtes Bürgerhaus in Innsbruck, ſo daß ich wieder meine Lieben und mein altes Heim habe. Alle kommen jetzt wieder zurück, auch ſolche, die uns in der Not verlaſſen haben und nach Kärnten, Steiermark und Wien gegangen ſind, um, wie ſie ſagten, nachzuſchauen, ob nicht endlich die Oeſterreicher ſchon bald erſcheinen. Jetzt, weil's uns gut geht, finden ſie ihr Heimatland accurat wieder an. Die Oeſterreicher ſind nun wirklich gekommen. Zwei ſeidene Herren in einem ſchönen Wagen! Sie haben dem Hofer eine goldene Kette gebracht, zum Umhängen. Der Kaiſer Franz hat ſie geſchickt. Aber nichts weiter dazu ſagen laſſen, was Oeſterreich in Zukunft mit uns thun will. Kein Wörtel. Der Hofer iſt daher über das Geſchenk eher verſtimmt als erfreut und fragt: ‚Wo will das hinaus?' Es gibt auch Leute, die ihm ſchlechten Rat geben und ſagen: den Oeſterreichern ſcheine an Tirol nicht mehr viel zu liegen, ſo ſollten wir die Lostrennung doch bewilligen und den

Hofer zum erblichen Fürſten des Landes machen. Derlei Reden können ihn ſchauderhaft wild machen, alſo ſagte er geſtern: ‚Der Kaiſer Franz kann ſchlecht berichtet ſein, aber gern hat er uns und verlaſſen thut er uns nit, und wenn mir noch einer vom Lostrennen redet, ſo laß ich ihn niederſchießen!‘ — Wir hoffen immer, die Verwaltung recht bald in die Hände Oeſterreichs zurücklegen zu können, daß jeder wieder kann heimkehren an ſeinen Herd und als friedlicher Bürger leben. Immer einmal, wenn ich ins Nachdenken komme, wird mir aber doch ein biſſel bang.

Ein andres Mal mehr. Bishin ade, ihr herzlieben Leute bei einander, haltet in gutem Andenken euern

Joſef Dörninger,
Leibſchreiber des Kommandanten
von Tirol.“

Die Neuigkeit wißt ihr nicht?!

Der kleine ſchwarze Mann war immer noch zu ſehen in und um Brixen; es gab auch gar keine Eile, nach Bruneck heimzukehren, die Steuerämter hatten in dieſen Tagen ſeltſam wenig zu thun. Um ſo wichtiger konnte ſeine Gegenwart im Thale des Eiſack ſein.

An einem Sonntagmorgen, als der Mahrwirt hinaufging zur Jakobskirche, ſchloß Kulber ſich ihm an und fragte: „Haſt du gehört, was ſie dem bayriſchen Rentmeiſter zu Hall angethan haben?“

„Von Hall her iſt ein weiter Weg,“ ſagte Peter.

„Du weißt es nicht. Dieſer ſaubere Rentmeiſter hat früher alleweil herumgeſchrieen: die Tiroler, wenn ſie die Wohlthaten der bayriſchen Regierung nicht wollten erkennen, wären Rinder und würden noch Heu freſſen.“

„Heu freſſen thut der Tiroler nicht,“ entgegnete Peter gelaſſen.

„Aber der Bayer frißt's!“ lachte Kulber und klatſchte in die Hände. „Den beſagten Rentmeiſter haben ſie vorige Woche in einen Stall eingeſperrt, neben einem Eſel an den Trog gebunden und Heu vorgeſchüttet.“

„Kein ſchlechter Spaß,“ meinte der Mahrwirt.

„Spaß iſt's aber gar keiner,“ rief der Steuereinnehmer „ſpaßen thun wir mit denen Bayern nicht. Er that mit der Zeit auch recht ſchön bitten, der Herr Rentmeiſter, bis ihm ein mitleidiger Stallknecht das Heu mit Eſſig und Oel zubereitet hat.“

„Da muß er lange an der Kette geweſen ſein.“

„Vielleicht noch alleweil nicht ſo lange, als ihr ehrwürdigen Oberhäupter die fünf Bayern mäſtet im oberen Stadtkeller.“ Alſo Kulber. Der Mahrwirt ſchwieg.

„Sage mir, Mayr,“ fuhr der Schwarze fort, „was denkſt du denn?“

„Beim Heutrog!“

„Zieh nicht um. Du weißt recht gut, von wem die Rede iſt. Man muß ein Merks aufſtecken. Die fünf gefangenen Bayern, was wollen wir mit ihnen anfangen?“

„Auslaſſen und heimjagen,“ antwortete Peter.

Kulber blieb ſtehen, ſchaute den Wirt an und ſagte ganz weich: „Biſt nit geſcheit, Wirt. Auslaſſen! Heimjagen, als ob's ein paar hungrige Aepfeldiebe wären!“ Da Peter

weiter wollte, faßte ihn Kulber am Jackenflügel: „Auf ein Wort, Peter! Eine Freude wirst du den Leuten doch gönnen als Genugthuung für die unerhörten Opfer, die das Land wegen dieser gottverdammten Bayern gebracht hat. Eine Freude, eine einzige! — Nein, Mahrwirt, ausliefern werden wir diese Gefangenen nicht; wollen mit ihnen auch nichts einlösen, wir werden auch so alles kriegen."

„Vielleicht wäre doch ein braver Tiroler dafür zu haben."

„Wir werden auch so alles kriegen, ich sage dir's."

„Also was soll man mit ihnen anfangen?"

Kulber sagte darauf nichts, fuhr sich aber mit der linken Hand rasch um den Hals. Peter that, als ob er nicht verstände, entblößte das Haupt, wischte sich das Haar glatt über die Stirn herab, machte mit dem Daumen das Kreuz und trat in die Kirche. Auch Kulber trat ein und stellte sich nahe dem Hochaltare auf.

Der Mahrwirt konnte aber heute nicht beten, und fast mitten im Hochamte langte er vom Nagel den Hut und sich hinter andre duckend schlich er hinaus. Geradeswegs nach Brixen eilte er zum Kreuzwirt, bei dem mehrere der Aeltesten und Führer in dieser Zeit fast immer beisammen waren. „Ist denn schon wieder Unruhe!" rief der Kreuzwirt dem Erregten entgegen. „Der Brand ist doch gelöscht!"

„Ja, er ist gelöscht," meinte der Mahrwirt, „aber das Zündeln muß aufhören, sonst gibt's doch noch ein Unglück."

„Wie ist das zu verstehen, Peter?"

„Ist der Feind geschlagen, so wollen wir keinen Haß mehr züchten, wollen Frieden haben. Die Gefangenen, ich meine, daß wir sie heimschicken."

„Wirst ihnen auch Bedeckung mitgeben müssen, sonst werden sie unterwegs erschlagen," sagte der Griesacher.

„Ist schon gesorgt," sprach der Mahrwirt, „Tiroler Bauerngewand sollen sie anziehen, wird ihnen nichts geschehen."

Damit zeigten sie sich einverstanden. Und also gingen sie, während das Volk noch beim Gottesdienste war, mit Bedeckung hinauf in den Stadtkeller.

Die fünf gefangenen Soldaten sahen nicht eben sehr verhungert aus, nur ihr Bart, blond und rot, wucherte grauenhaft auf den gutmütigen deutschen Gesichtern. Sie hatten sich weislich eingeteilt in die Pflichten und Rechte des Hauses. Der eine war Ordner, welcher am Morgen die Strohsäcke in Richtigkeit zu bringen hatte; der andre war Speisewart, der die gebrachte Krautsuppe und die Löffel in Bereitschaft zu stellen hatte: der dritte war Unterhaltungsmeister, der mit Geschichten, Späßen, Rätseln und Gesellschaftsspielen die Zeit zu vertreiben hatte; der vierte mußte Kalender sein, das heißt aufpassen, wieviel Tage und Wochen sie saßen und wann Sonntag war. Denn an diesem Tage, das hatten sie sich vorgenommen, wollten sie nicht fluchen. Nun war es aber merkwürdig, daß im Kotter die Woche keinen Sonntag hatte. Zum Trost meinte aber der Kalender: Gott würde als gescheiter Mann zwischen Fluchen und Beten hoffentlich keinen großen Unterschied machen, das Fluchen sei eben das Gebet der Fuhrleute und Soldaten. Der fünfte endlich hatte an jedem Morgen und auch tagsüber Verrichtungen zu besorgen, die nicht in solcher Art vorkämen, wenn der Mensch frei umherlaufen dürfte.

Man sagt, die Bayern hätten sich in ihrem Kerker so

ſchlecht nicht unterhalten; man hörte, wie ſie Vierzeilige ſangen — ſie haben draußen an der Iſar und am Lech ja genau dieſelben, wie hier am Inn und Eiſack — man hörte, wie ſie zum Singen mit ihren Fäuſten auf den leeren Fäſſern Takt ſchlugen. Daß dieſe Fäſſer einen gar ſo ſchönen tiefen Ton gaben, war ihr Leidweſen, und das war die einzige Grauſamkeit der Tiroler, daß ſie den Bayern leere Bierfäſſer vor Augen geſtellt hatten. Um ſo väterlicher wollte man für ihr Seelenheil ſorgen. Ein Gebet- und Erbauungsbuch hatte man ihnen gegeben, damit wußten die Gefangenen aber nichts Rechtes anzufangen, bis einer, wahrſcheinlich der Unterhaltungsmeiſter, auf den Gedanken kam, das Buch in loſe Blätter auseinander zu thun und mit Kohlenmerkungen Spielkarten daraus zu machen. Alſo litten ſie inſofern keine Seelennot. Auch jetzt hockten ſie eben beiſammen um ein aufgeſtülptes Faß und machten ein Spielchen.

Die Männer traten ein und ſchauten finſter auf dieſen Zeitvertreib.

„Iſt das euer Gottesdienſt?“ fragte der Griesacher.

„Iſt heut am Ende Sonntag?“ riefen die Bayern und ſchleuderten die Karten entſetzt von ſich. „Wie ſich der Chriſtenmenſch irren kann im Kotter, du verdammtes Zeug!“

„Laßt es gut ſein,“ ſagte der Griesacher. „Euch iſt für eure Gottloſigkeit kein Tag zu gut und keiner zu ſchlecht.“

Der Ernſt, mit welchem die Männer daſtanden, ſchien den Gefangenen ein wenig unheimlich, ſie ſchwiegen daher. Da trat der kernige Kreuzwirt vor und ſprach leiſe und langſam zu den Gefangenen: „Wenn es jetzt zum Sterben wäre!“

Dieſe Anſprache konnte die unheimliche Stimmung nicht vermindern. Ein paar waren aufgeſprungen und hatten bleiche Geſichter bekommen.

Der Mahrwirt ſtellte ſich hin und ſprach: „Ihr werdet es wiſſen, wie eure Landes- und Kriegsgenoſſen haben gewirtſchaftet in Tirol. Ihr werdet wohl ſelber nicht viel Gutes erwarten bei uns. Schon manchen Feind hat dieſes Land geſehen, aber wie ihr Bayern, ſo hat's keiner getrieben.“

Aus den fünfen traten jetzt zwei flachshaarige Recken hervor und einer davon ſprach mit feiner, haſtiger Stimme: „Herr Jeſſes, wir ſind Sie doch keine Bayern nicht, hören Se doch, Guteſter, wir zweie ſind aus dem Sachſenland. Wenn Se mal nach Dräsden kommen, ſa haben Se doch die Güte und fragen gefälligſt nach dem Böttchermeiſter Herrn Gotthold Gräſe, Friedrichsſtraße, die Ecke links, zwei Treppen hoch. Jedes Kind kann's Ihnen ſagen, und der da, mein lieber Kamerad —“

„Ihr ſeid Sachſen!“ unterbrach ihn Peter der Mahrwirt, „dann möcht' ich doch wiſſen, was euch Tirol angeht? Was haben euch Sachſen die Tiroler gethan, daß ihr mit unſrem grimmigſten Feind im Bunde über uns hereinbrecht? — Schweigt! — Und geht jetzt. Geht alle miteinander und erzählet daheim von dem wilden Volk der Berge, dem ihr alles habt zerſtören und ausrotten wollen, was es ſeit Urzeiten her an Ehr' und Eigen beſeſſen. Dieſes Volkes Gefangene ſeid ihr geweſen in jenen Tagen, während anderswo in demſelben Lande eure Genoſſen unerhörte Grauſamkeiten haben verübt. Und die Tiroler haben euch nicht hinaus geführt, nicht auf die höchſten Bäume ihrer Wälder geknüpft, nein, ſie haben euch freigegeben und Schutz gewährt zur

Heimkehr. — Das einfache Kleid desselben Volkes, welches ihr so hart habt verfolgt, soll euch sicher machen. In ein paar Stunden wird das Gewand da sein und heute abend, wenn es finster wird, soll das Thor offen stehen. Wir wollen im Frieden scheiden, wollen euch zum Abschied noch einen Rat geben: denket an eure Vorfahren und lasset euch von dem korsischen Bösewicht nicht mehr wie Hunde hetzen gegen euren eigenen Stammen. Jetzt sind wir fertig, behüt' euch Gott!"

So hatte der Mahrwirt gesprochen und dann waren die Männer, ernsthaft wie sie gekommen, ihres Weges gegangen, wohl hinter sich noch einmal das Thor verschließend.

„Das vom eigenen Stammen hättest nicht sagen sollen," bemerkte unterwegs der Kreuzwirt zum Peter, „mag wohl in der Neuzeitung so stehen, aber wahr ist's nit und die Bayern und die Tiroler sind nimmermehr eines Stammens."

„Eines Stammens wären sie beiläufig schon," sagte jetzt der Rampesbauer, „aber eines Sinnes sind sie nicht. Ich höre, daß die Bayern sogar auch den katholischen Glauben haben sollen."

„O Narr!" rief der Griesacher, „Glauben hin, Glauben her! Der Bonaparte hat auch den katholischen Glauben und sperrt doch den Papst ein und schlachtet doch die Völker ab. Der Glauben ohne die Werke ist tot und der Bruderstamm ohne Brudersinn ist ein Unsinn — Gott verzeih' mir's!"

„Leute," mahnte nun der Mahrwirt, „thut jetzt nicht so viel reden und denkt nach, was zu thun ist. Mir kommt's schon wieder nicht recht für."

Die Gefangenen sind an demselben Abende davongeschlichen, auf einsamsten, unwirtlichsten Wegen ihrem fernen

Vaterlande zu. Ob sie alle es glücklich erreicht haben, das kann nicht gesagt werden, denn es hat sich weiter niemand um sie gekümmert. Nur Kulber hatte an der „Flucht“ der Bayern etwas wie Hochverrat finden wollen. Es war aber keine Zeit, diesem Ereignisse nachzuhängen, es gab andres zu thun. Eines Tages, während Kulber wachsam auf Gassen und Straßen war, stets auslauernd, ob nicht endlich österreichisches Militär angerückt käme, versammelten sich die Aeltesten im Domhofe, gleichsam um den mächtigen Schutzherrn, den himmlischen Vater.

„Es wird etwas kommen und wir müssen Gott bitten, um seinen Beistand,“ meinte der Rampesbauer.

Darauf antwortete ein Domherr: „Bevor wir ihn bitten für das Künftige, geziemt es sich, daß wir ihm danken für das Vergangene.“

Und nun wurde beschlossen, ein großes Kirchenfest zu begehen. Dasselbe solle stattfinden am Tage der Heiligen; ein Dankfest für die Befreiung des Landes aus verhaßter Knechtschaft der Bayern. Ein hochfeierlicher Gottesdienst solle abgehalten werden mit dem größten Glanze, den Kirche und Volk vermögen. Alle Glocken, die mitgeschrieen hatten zum Aufruhr, sollen nun in weihevollen Friedenstönen klingen; alle Fahnen, die den Streitern vorausgegangen und von Kugeln durchbohrt worden waren, sollen nun über den Häuptern der betenden Scharen wehen, und das Pulver, welches noch übriggeblieben war, solle nun aus Mörsern und aus Böllern krachen.

„Das Pulver sollen wir nicht verpuffen!“ sagte der Mahrwirt. Da schauten ihn mehrere so von der Seite an. Verpuffen nennt er das, wenn es zur größeren Ehre Gottes soll krachen! — Der schier frohgestimmten Männer Fest-

plan lautete weiter: Der Hauptort des Festes, obzwar es im ganzen Lande stattfindet, soll Brixen sein, die Bischofsstadt. Sie soll in ihren Blumen und Fahnen zu schauen sein wie ein ungeheurer Rosenstrauß voller Bänder. Der weite Weg, den die Prozession nimmt, soll hin und hin mit frischen Fichtenbrettern belegt werden. An beiden Seiten endlose Reihen der in die Erde gesteckten Tannen- und Lärchenwipfel, mit ihrem Harzdufte die Luft würzend. An verschiedenen Stellen der Matten und Felder sollen hohe Altäre errichtet werden, mit Statuen und Gemälden, mit Teppichen und Vorhängen, mit zahlreichen Lichtern und alles umschlingenden Kränzen, und der Platz um je einen Altar soll ein Meer von Rosen sein, die der Süden noch liefert in späten Tagen. Der Fürstbischof wird auf solchem Wege das Allerheiligste tragen von Altar zu Altar und an denselben aufstellen, daß das Volk davor kniee und bete. Gesang und Musik soll erklingen im ganzen Thale und alles soll freudig, freudig, freudig sein. Und auch der darauffolgende Allerseelentag soll zu einem Ruhmesfeste werden für die gefallenen Helden. Da sollen auf den Hochzinnen der Berge große Weihefeuer brennen, und jeder soll über den Gräbern fröhlich sein in Gott, und keiner soll im Lande darben oder ungetröstet sein an diesem Tage. Wie man einst die zum Aufstande rufenden Kreuthzeichen hinabrinnen ließ auf dem Eisack, so sollen am Allerseelentage auf bekränzten Schifflein Pechlunten und flimmernde Ampeln dahinwallen zur nächtlichen Stunde, auf daß gleich den Menschen Feuer und Wasser Gott lobe.

Jeder der Männer schlug etwas Besonderes vor für das Fest. Der Stanker kam sogar mit dem auf offenem

Markte gebratenen Ochsen und mit der am Marktbrunnen sprudelnden Weinquelle. Die alten Adelsgeschlechter Tirols hätten es auch so gehalten bei besonders festlichen Anlässen, aber ein solcher Anlaß, ein solch grenzenlos freudiger Anlaß, wie diesmal, sei noch gar nie gewesen.

Die Festplanmacher wurden ein wenig unterbrochen. Während draußen ein Bote rasch vorbeiritt, rief zum offenen Fenster plötzlich eine schrille Stimme herein, ob sie nicht schon bald fertig wären mit ihrem Dank- und Jubelfeiertag? Wenn ja, dann würde ein andrer kommen und ums Wort bitten. Der schwarze Steuereinnehmer war's, welcher mit ausgespreiteten Beinen, die Arme auf dem Rücken, da draußen auf dem Sande stand und mit einem merkwürdig verzerrten Gesichte zum Fenster heraufsah.

„Ihr seid ja Stümper im Festmachen!" rief Kulber. „Das muß höher hergehen! Den Schlern oder den Ortler, oder so einen wollen wir an der steilsten, weitausblickenden Seite glatt schleifen, daß er vom Fuße bis zum Gipfel wie eine Marmorwand ist. Und wisset, was wir auf diese Marmorwand schreiben? Auf diese Wand wollen wir mit goldenen Buchstaben, deren einer tausend Klafter hoch ist, den heiligen Namen Napoleon schreiben!"

Die Festräte im Saal schauten einander an. Was soll denn das bedeuten? Hat er den Verstand verloren?

Da kam Kulber schon die Stufen herauf und zur Thür herein. Immer noch die Hände hinter dem Rücken und den breiten Hut auf dem Haupte, so trat er ein. Keinen grüßte er, auch nicht den anwesenden Fürstbischof. Sein Antlitz war fahl, ganz unheimlich loderte sein kleines Auge.

„Die Neuigkeit!“ ſtieß er mühſam wie in einem Lungenkrampf heraus, „die Neuigkeit wißt ihr nicht!“

„Neuigkeit? Was für eine Neuigkeit?“

„Frieden!“ rief Kulber.

„Gottlob!“ ſagte der Fürſtbiſchof.

Kulber zog die Hand mit einem Verordnungsblatte vom Rücken: — „Friedensſchluß!“

„Endlich!“

„Zwiſchen Oeſterreich und Bayern!“

„Gott, der Allmächtige ſei gelobt!“ ſagten mehrere der Männer und ſchlugen die Hände zuſammen. „So iſt die Zeit der Prüfung vorüber. Vivat unſer Kaiſer Franz!“

Der ſchwarze Steuereinzieher ſchrie nicht mit. Starr wie ein Baumſtrunk, den das Feuer des Blitzes übriggelaſſen, ſtand er mitten im Saale. Und als es ruhiger geworden war, ſagte er ganz gelaſſen und faſt leiſe: „Tirol iſt von Oeſterreich auf ewige Zeiten an Bayern abgetreten!“

Jetzt horchten ſie hin, was er da ſage.

Kulber las vom Blatte: „Im Namen Seiner Majeſtät des Kaiſers Franz des Erſten von Oeſterreich und im Namen Seiner Majeſtät des Königs Maximilian Joſef des Erſten von Bayern: Tirol iſt von Oeſterreich auf ewige Zeiten an Bayern abgetreten.“

Die Männer, welche noch geſeſſen, erhoben ſich langſam Starr, ſprachlos, totenblaß wie aufrechte Leichen, ſo ſtanden ſie da. — — — Peter der Mahrwirt wankte endlich tappend gegen ein Fenſter, als ſtrebe er nach Halt, nach Luft, nach Licht. Denn dunkel ward es, ein Gewirre von Funken kreiſte vor ſeinen Augen.

Zweiter Teil.

Unrecht leiden iſt ſündig.

„Gut iſt's," ſagte der Totengräber und warf die letzten Schaufeln Erde auf ein Grab. „Da drinnen ſteckt wieder einer. Mehr Leute als Regenwürmer — unter dieſem Raſen. Und was für Leute! Lauter junge, ſtarke Männer. Stark, wohl, ſtark! Jetzt ſchon gar, jetzt kann ihnen der Bonaparte nicht mehr an. Aber ſchade iſt's um die ſchönen Leut'! Jeden Tag einer, der draufgeht an der Bleſſur. Als ob ſie vergiftet wären, dieſe welliſchen Bleikugelbeſtien. Wer weiß es! Kann's nit wiſſen. Und alles wegen dieſem gottvermaledeiten Landkrieg. Soll ihnen's laſſen, den Bayern, dieſes Tirol, iſt eh ſchon ein alter Scherben, wo droben und drunten ein Trum fehlt. Sollen ſich ſattfreſſen an den Steinfelsknödeln, die überall umeinand liegen, daß eh nichts Rechtes mehr wachſen will. Wegen ſo einer Bergkrippen da Leut' umbringen! Iſt mir auch das dümmſte. — So, 's letzte Liebstatſcherl drauf! So!" Dabei klatſchte er mit der flachen Schaufel ein paarmal auf den Erdhügel.

Hinter dem Kirchhofszaun lehnte ein alter Hirt. Auf dem Rücken ein Bündel, im Ellbogenwinkel einen langen Stab, im Munde eine kurze Pfeife, die längſt nicht mehr

zu brennen ſchien und nur aus Vergeßlichkeit drin ſtecken geblieben war. Um den ſehr breitkrempigen Hut hatte er einen bauſchigen Kranz aus blauem Enzian und andern Alpenkräutern gewunden, denn er war eben beim Heimtriebe ſeiner Herde von der Alm. Die buntſcheckigen Rinder trotteten mit ihren Blechglocken ruhig wegshin. Der Hirt hatte ſich mit der Bruſt an den Zaun gelehnt, um zu fragen, wen der Totengräber wieder in die Wiegen Gottes gelegt habe.

Als Antwort gab der Schaufler die obigen Worte, die aber keine Antwort waren.

„Biſt du denn kein Tiroler?“ fragte der alte Hirt.

„Ich? Wieſo? Wer denn ſonſt?“

„Weil du den Bayern unſre Steinknödeln laſſen willſt, und den ganzen alten Scherben Tirol.“

„Geht mir weg,“ ſchnarrte der Totengräber. „Es hat uns auch bei den Bayern nichts gefehlt. Mehr Geld, wie unter den Oeſterreichern!“

„Vielleicht für dich. Weil ſie mehr Leut' umgebracht haben.“

„Wenn uns die Bayern ſo gern haben, und die Oeſterreicher mögen uns nit.“

„Wer ſagt denn das!“

„Haben ſie uns nit im Stich gelaſſen? Haben wir nit alles allein machen müſſen? Und wie wir alles haben gemacht gehabt, haben ſie uns verſchenkt. Und ſolchen Leuten ſollen wir uns an die Rockſchöſſeln hängen? Ich ſag' alleweil nur, s' is ſchad' um die Leut'.“

„Laß nur Zeit, die Oeſterreicher werden uns ja zu Hilf' kommen. Hab' erſt wieder gehört, daß der Kaſteller ſchon ſechsſpannig durchs Puſterthal herabfährt.“

„Ja mit ſechs Schnecken leicht! Zu Bruneck ſind ſie

ſchon geweſen, dort haben ſie die Kaſſen mitgehen laſſen und ſind wieder umgekehrt.“

„Geh, geh,“ verwies der Hirt, „es wird nit alles ſo ſein, wie du dir denkſt. Es wird viel geredet, was nit wahr iſt, und daß wir alles glauben, das iſt ja unſer Unglück.“

„Menſch, du wirſt mir den Zaun noch niederdrucken mit deiner Stierbruſt!“ ſchnauzte der Totengräber. „Du, der juſt vom Gebirg kommt, wirſt es gewiß beſſer wiſſen. Iſt wohl auch nit wahr, daß die Bayern wieder da ſind und alleweil ihrer noch mehr anrucken in die Aemter herein, in die Schlöſſer und Klöſter; iſt wohl auch nit wahr, daß Innsbruck ſchon wieder bayriſch und franzöſiſch iſt! Gelt, Almjodel, daß iſt alles nit wahr!“

„Leider Gottes, daß es wahr iſt!“

„Iſt ja gar nit wahr, daß unſre Führer und Schützen alle verjagt ſind; daß der Landeskommandant ſich hat flüchten müſſen, ich glaube, gar ins Eisgebirg' hinauf, und der Speckbacher auch, und die andern, und daß dem Sandwirt ſein Kopf beſſer bezahlt wird, wie zwei Paar Pinsgauer Hengſte, wer ihn bringt, auf dem Rumpf oder im Sack, iſt alles eins. Na, na, iſt ja nit wahr.“

Eine höhniſche Gebärde, dann ſtieß er die Schaufel in den Boden, daß ſie aufrecht ſtehen blieb, hernach nahm er vom Rückengurt herüber den Tabaksbeutel und ſteckte ſich daraus einen Knollen in den Mund.

„Hörſt, Totengräber, unterhaltlich iſt's bei dir nit,“ ſagte der Hirt völlig kleinlaut. „Nit weil du Leut' eingrabſt, wohl aber, weil du Tirol eingrabſt.“

„Ich Tirol eingraben? Was du ſpaßig daherredeſt!“

„Wenn du verzweifelſt, das iſt ſo viel als eingraben.

Daß der Feind wieder kommt mit Haufen, ſieht man freilich wohl. Daß die Helden auf der Flucht ſind, hört man. Aber ſchrecken thut uns das ſchon lang nit! Was du voreh geſagt haſt, iſt doch derlogen, der Tiroler laßt ſich nit verſchenken und nit verſchachern. Wir wehren uns, mein Lieber!"

„Noch einmal?"

„Noch einmal. Brauchen uns andre nit, um ſo beſſer, ſo gehören wir uns ſelber. Wir nehmen uns ſelber wieder zurück, paß einmal auf! Das erſtemal haben wir ſie hinausgejagt, aber jetzt, wenn's wieder losgeht, jetzt kriegſt alle du, alle! Siebenundſechzig Jahre hab' ich auf dem Buckel, mein Lieber, aber ich thu' auch mit. Den Stutzen kann ich noch tragen."

„Thu du, was du willſt," entgegnete der Gräber, „ob Oeſterreicher, ob Bayer, am Ende gehört ihr doch mir — alle miteinander." —

Wie dieſer Totengräber und dieſer Hirt, ſo war nun, nach dem unſeligen Friedensſchluſſe, ganz Tirol uneinig. Es ſtanden zwei Parteien gegeneinander: die Totengräberpartei, die ſich dumpf und ſtumpf fügen wollte, und die Hirtenpartei, die bereit war zu neuem Kampf bis auf den letzten Blutstropfen. Dieſe Partei war anfangs die kleinere geweſen, wuchs nun aber Tag für Tag. Die zu ihr gehörigen arbeiteten ohne Unterlaß, aber heimlich. Während ſie ſich für den Tag äußerlich zu fügen ſchienen, während ſogar von den Kanzeln überlaut die Unterthanenpflicht gegen die „rechtmäßige Regierung" gepredigt wurde, kochte in den Herzen ein wütender Mut, der ſich nur ſchwer bändigen ließ.

Raſtlos war Kulber. In den Bergwirtshäuſern machte

er die Bauernburſchen betrunken und warb ſie zu Landesverteidigern. Er bildete ſich heimlich eine Garde, er verſtand es, überall Waffen und andere Kriegsgeräte vorzubereiten und ſein erſtes wie ſein letztes Wort war: Oeſterreich will es! Oeſterreich kommt uns zu Hilfe.

Mittlerweile fluteten in Nordtirol zu allen Päſſen Feinde herein, mehr und immer mehr und allerorts wurde von Amts wegen nach den „Rebellen“ gefahndet. Im Innthale hatte man ein paar Bauernführer bereits ergriffen, die waren ſofort kriegsrechtlich erſchoſſen worden. Von Speckbacher erzählte man, daß er ſich in einer Felſenhöhle der Zillerthaler Alpen verſteckt halte; Hofers Spur war eine Zeit lang ganz verloren, dann hörte man, er halte ſich im Oetzthaler Hochgebirge auf. Von Haſpinger, Dörninger und andern wußte man gar nichts. Waren ſie auf der Flucht? Oder in Gefangenſchaft? Oder tot?

Der Kreuzwirt von Brixen, der Rampesbauer, der Griesacher machten ſich in dieſer Zeit viel auf ihren Almen zu thun, obſchon es da oben winterlich zu werden begann. Auch dem Mahrwirt legte man nahe, nicht in ſeinem weitberufenen Hauſe an der Straße ſitzen zu bleiben, ſondern einſtweilen eine entlegenere Gegend aufzuſuchen.

„Warum denn?“ hatte Peter auf ſolchen Vorſchlag geantwortet. „Ich habe nichts Unrechtes gethan. So lang der offene Krieg war, hab' ich mich gewehrt, und wenn Fried' iſt, ſo werde auch ich Fried' geben. Was geſchehen iſt, bedauere ich und des Kaiſers Willen achte ich jetzt wie voreh. Will mich um die Welthändel weiter nicht mehr kümmern.“

„Aber ſie werden ſich um dich kümmern, mein Lieber!“

gab der vorſichtige Nachbar zu bedenken, „ſie werden dich niederlegen!“

„Meinetwegen,“ brauſte Peter auf, „gibt's kein Tirol mehr, braucht's auch keinen Tiroler.“

Eines Tages, als ſie gerade beim Mittagsmahl ſaßen im Mahrwirtshauſe, der Peter, ſein Weib und die kleine Marianna, trat Kulber ein.

„Rauchfleiſch und Plenten, wenn du magſt!“ Mit dieſen Worten lud Peter den Ankömmling ein und rückte ihm am Tiſche einen Platz.

„Schön Dank,“ ſagte Kulber, „wie man jetzt noch ans Eſſen denken kann, verſtehe ich nicht.“

„Mein Gott!“ verſetzte Frau Notburga, „was will man denn machen! Eſſen muß der Menſch ja doch was.“

„Ich habe keinen Appetit,“ murmelte der ſchwarze Steuereinnehmer. „Eine ſolche Veränderung in kurzer Zeit!“

„Wirſt wohl doch nicht geglaubt haben, daß die Bauern ſitzen bleiben werden in der Innsbrucker Kaiſerburg?“ ſprach Peter, ein Stück Plenten aus der Schüſſel ſtechend.

„Aber daß ſie vor einer Lüge davonlaufen!“ ſchrie Kulber. „Oder glaubſt auch du's, daß der Frieden geſchloſſen iſt, daß wir Tiroler von Oeſterreich den Bayern zugeworfen ſind?“

Peter legte die Gabel aus der Hand und entgegnete leiſe: „Kulber, du haſt es ja ſelber geſagt.“

„Vom Papier habe ich's geleſen und die Bayern haben es hinaufgedruckt und es iſt alles falſch!“

„Haſt du nicht geſehen, daß auch in der Stadt drin die kaiſerliche Kundmachung angeſchlagen iſt?“

„Auch gefälſcht. Alles erlogen! erlogen! erlogen! Hölliſch verraten ſind wir, mein lieber Mahrwirt!“

Peter ſchob den Holzlöffel von ſich, nun war auch ihm der Appetit vergangen.

„Jetzt heißt's noch einmal dran, auf Leben und Sterben!“ ſagte Kulber.

Der Mahrwirt verdeckte ſein Geſicht mit beiden Händen: „O Gott im Himmel, was ſind das für Zeiten!“

„Peter, ich bin um dich da!“

„Laß mich in Fried,“ antwortete der Wirt und wendete ſich ab. „Ich will nichts mehr hören und ſehen davon. Das ſchreckliche Brennen und Morden! Jeſus, Maria! Lieber alles Unrecht leiden, als noch einmal anfangen.“

Kulber ſchwieg ein Weilchen, dann legte er dem Mahrwirt die Hand auf die Achſel: „Peter, ich kenne dich gar nicht mehr. Unrecht leiden! Weißt du, Kamerad, Unrecht leiden iſt ſündig! Unrecht muß man tapfer zurückſchlagen, und wenn man gleich dabei ſelber zu Grunde geht. — Wir müſſen aufſtehen, und du mußt voran, Peter!“

„Nein!“ ſchrie der Wirt und ſprang auf.

„Du mußt voran,“ wiederholte Kulber gelaſſen. „Da hilft dir nichts, du biſt der Mann dazu. Du haſt das Herz und du haſt das Vertrauen. Auf deinen Ruf ſtehen in ein paar Tagen tauſend Schützen da. Alſo Mahrwirt, ſei ein Tiroler!“

Peter ſtand ſchweigend da. — Unrecht leiden iſt ſündig! Ein Tiroler! — — Der Mahrwirt hob ſchon ſeine Hand. In demſelben Augenblicke ſtieß die kleine Marianna einen gellenden Schrei aus.

„Kind, was iſt dir, was iſt dir!“ fuhr die Mutter auf.

„Der Schuß!“ ſchrie das Mädchen.

„Der Schuß? Was für ein Schuß? Was kommt dir vor, Marianna?“

Das Kind ſtrebte dem Vater zu, umſchlang mit beiden Armen ſeinen Hals, barg das blonde Köpflein an ſeiner Bruſt und ſchluchzte: „Vater, bleib bei uns!“

„Es geht ihr nicht anders als uns,“ ſagte Frau Notburga, „das viele Schießen alleweil hat uns ganz ſchreckig gemacht.“

„Alſo!“ drängte Kulber mit der noch immer hingehaltenen Hand.

Jetzt winkte Peter heftig ab und rief: „Macht ihr, was ihr wollt, ich bleib' daheim!“

„Dieſe Antwort nehme ich nicht.“

„Willſt ſonſt noch was? Nicht? Dann iſt's mir lieber, du gehſt.“

Alſo der Mahrwirt und Kulber ging, ohne noch ein einziges Wort zu ſagen, zum Hauſe hinaus.

Peter atmete auf. So war's vorbei. Seinen Mann hatte er geſtellt. Auf der Welt kann man es einmal nicht machen, wie man will. Und für ſeine Familie leben, das iſt auch eine Pflicht. Sie ſollen es ſein laſſen, es iſt alles umſonſt. — So wehe war ſein Herz geworden.

Es ſtärkte ſich aber noch an demſelben Nachmittage. Drei franzöſiſche Ordonnanzen kamen geritten. Sie hielten vor dem Mahrwirtshauſe, ſtiegen aber nicht vom Pferde, ſondern ließen den Wirt vor ſich rufen. Die Röſſer ſtrampften auf dem Boden und ſchnoben, die Reiter thaten nicht weniger unwirſch, der eine ſprudelte allerhand Wüſtes hervor, man verſtand's aber nicht. Nur ein einziges Wort ver-

ſtand Peter, obzwar es auch nicht deutſch war, er hatte es nur ſchon ſo oft gehört: Kontribution! Der andre Reiter redete ſchon deutlicher. Der Mahrwirt Peter Mayr, als einer der Angeſehenen in der Gegend, habe binnen drei Tagen zweihundert Fuder Heu und achtzig Stück Schlachtvieh zu liefern, widrigenfalls es ſeinen Kopf koſte.

Der Wirt verneigte ſich ganz ruhig, gleichſam als wäre die Forderung eine Kleinigkeit. Dann trabten ſie davon, daß der Staub ſprühte unter den klingenden Hufen. Peter ſchaute ihnen nach und dachte: Es koſtet ja bloß den Kopf. Wer wird jetzt den Welſchen Lebensmittel liefern! Und ſelbſt wenn ſolche in Ueberfluß da wären, die Herren kriegen keinen Halm und keinen Biſſen, ſie kriegen nichts und gar nichts als den Kopf und damit Punktum!

Am Abende desſelben Tages war eine Verſammlung im Saale des Domhofes. Sie entwarfen einen neuen Erhebungsplan. Der Mahrwirt erſchien nicht, man beklagte ſich über die einreißende Mutloſigkeit.

„Den Mut werden wir ſchon wieder wecken," ſagte ein Domherr.

Draußen erſchollen Trompetenſtöße. Ein bayriſcher Offizier forderte auf offenem Markte die Auslieferung aller Waffen.

„Aller Waffen!" redete ein Bauer unbedacht zum Fenſter hinaus. „Nehmt die Felsblöcke von ganz Tirol, nehmt ſie nur!"

„Wer dem Befehle Seiner Majeſtät des Königs nicht auf der Stelle nachkommt," ſo rief jener draußen, „der wird als Rebell behandelt! Was das heißt, weiß jeder."

„Das ſollen wir uns gefallen laſſen!“ ſchrien mehrere im Saale und drängten mit geballten Fäuſten zu den Fenſtern. Mit Mühe konnten die Hitzigen von den Beſonneneren zurückgehalten werden.

„Tollkühnheit iſt ſo ſchlimm wie Mutloſigkeit,“ ſagte der Domherr. „Beten wir um die Gabe des heiligen Geiſtes. Mit Mut werden kleine Siege gemacht, die größern erringt man mit Klugheit, die größten mit Geduld. Liefert ihnen das Gewehr aus, aber behaltet das Kreuz. In drei Tagen halten wir die Bittprozeſſion. Gehet hin und rufet alle dazu auf.“ —

Und an dem Morgen, als das Volk zuſammenſtrömte auf den weiten Domplatz zum großen Bittgange, meldeten ſich beim Mahrwirt die Franzoſen.

Die Magd Hanai trat herfür und fragte ſcharf, was ſie wollten.

Ob der Wirt zu Hauſe wäre?

„O du liebe Zeit, der Wirt!“ rief die Hanai. „Wie kann der Wirt denn zu Hauſe ſein, wenn er ins Etſchland gefahren iſt, Wein kaufen!“

Ob ſie die Wirtin wäre?

„Na freilich, die bin ich. Was ſchaffen S' denn?“

Wo die Kontribution wäre?

„Welliſch verſteh ich nit.“

Wo das Heu und das Schlachtvieh wäre?

„Das Heu iſt gleich da draußen auf der Wieſen und das Vieh lauft eh überall um, thut's halt zuſammenfangen.“

Ob ſie wiſſe, daß der Wirt den Kopf verliere?

„Mein Gott, wer verliert denn nit den Kopf jetzund!“

Die Herren ſchauten einander an. Da wird nicht viel zu machen ſein, das Haus iſt leer und die Weibsperſon iſt ſchrecklich dumm. — Zum Glücke war die Kontribution nicht allzu dringend, weil die Truppen nach einer neuen Wendung der Ereigniſſe nicht an dem Eiſack heraufkamen, ſondern den Weg gegen Meran und über den Jaufen nehmen wollten. Vielleicht hing die Gnädigkeit der Exekution auch mit einem merkwürdigen Gerüchte zuſammen. Es hieß, daß Bonaparte den Tirolern hätte ſagen laſſen: wenn die Tiroler ſchon nicht bayriſch ſein wollten, ſo ſollten ſie ſich den ſüdlichen Nachbarn, den Italienern, anſchließen und franzöſiſch werden. Alſo war gegen das Volk eine gewiſſe Milde geboten. Kurz, die Exekution zog ruhig ab, nachdem ſich die Herren vorher einen Krug Wein hatten geben laſſen. Zur Verwunderung der Magd bezahlten ſie den Wein. Sie rührte das blinkende Silbergeld nicht an, ließ es liegen auf dem Tiſch, bis Frau Notburga mit den Kindern heimkam von der Kirche.

He da! Wir wirken auch Wunder!

Weit oben im Firnbachthal auf waſſerumrauſchtem Hügel ſtand zur Zeit eine Wallfahrtskirche; wir nennen ſie zum Heiligen Kreuz. Dieſe Kirche leuchtete mit ihren hohen Giebelmauern und ihren zwei Thürmen hinaus in das Alpenthal, ſie war weit berufen im Lande und beſucht als ein hoher Ort der Gnaden. Die Wände der Kirche, der Sakriſtei und der Vorhalle waren behangen mit Tafel-

bildern, darstellend die Wunder, welche an Presthaften und Schwerkranken, an Verunglückten und an Personen in Todesgefahr durch die Kraft des heiligen Kreuzes geschehen waren.

In einer eigenen Kammer, die schwervergitterte Fenster und eine eiserne Thür hatte, befand sich eine Sammlung alter Waffen, Schußgewehre, verrostete Schwerter und Speere und dergleichen, welche siegreiche Krieger hierher geopfert hatten aus Dankbarkeit und zum ewigen Angedenken. Im Laufe der Zeit war die Kammer also eine Art Zeughaus geworden. Die Kirche war in ihrem Innern nicht nach landläufiger Art überladen mit Altären, Statuen, Fahnen und Flitterwerk. Außer den erwähnten Erinnerungstafeln ragten nur die Bildsäulen der zwölf Apostel auf; in einer Seitenkapelle war ein uraltes, fast schwarzes Gemälde auf Goldgrund, die Himmelskönigin darstellend, und auf dem Hochaltare eine Statue der heiligen Kaiserin Helena. Ueber dem Altartische, in einem Kästlein aus Marmorstein, stand ein einfaches Kreuz aus schwarzem Holze. Inmitten dieses Kreuzes war ein schmales, kaum zolllanges, scheinbar fast verwittertes Partikelchen eingelegt — ein Splitter des wirklichen Kreuzes, an welchem Jesus Christus auf Golgatha gestorben war. Das mit einem vergoldeten Gitter versehene Marmorkästchen blieb zumeist verschlossen, aber damit nicht auch der Gnadenquell; gläubige Herzen, die in Liebe und Hoffnung kamen, gingen von ihren Leiden geheilt oder wenigstens getröstet von hinnen. Zu hohen Festtagen wurde das heilige Kleinod dem Volke ausgestellt; aber es ergab sich, daß die Beseligung der Gläubigen eine reinere war, wenn sie die Reliquie nicht mit leiblichen Augen schauten, sondern mit jenen des Herzens.

Besonders in allgemeinen Nöten, in Seuchen, Ueberschwemmungen und Feindesgefahr nahm das Volk seine Zuflucht zum heiligen Kreuze. Weil der Ort vor allem in Kriegszeiten gesucht war und weil an demselben mancher Bund zu Schutz und Trutz geschlossen worden, so hatte man schon in früheren Jahren über dem Haupteingang dieser Gnadenkirche die Worte geschrieben: Gott, Kaiser und Vaterland!

Auf dieses Gotteshaus spielte der Domherr zu Brixen an, als er sagte, sie sollten dem Feinde das Gewehr nur ausliefern, sie hätten noch das Kreuz. Und zu diesem Gotteshause wurde nun im Thale des Eisack und weiter umher, selbst vom Inn her und von der Etsch, eine Buß- und Bittprozession angeordnet. Sonst zogen solche Züge unter Böllerkrachen aus, diesmal gingen sie ganz still von Brixen fort und jeder anstoßende Weg brachte neue Scharen, die sich mit dem Hauptzuge vereinigten. Es war eine Beterschar, wie das Land kaum eine je gesehen. Müßige Leute, welche die Zahl der Wallfahrer schätzten, rieten so herum zwischen sechs- und zehntausend! Die Straße war viel zu schmal, der Menschenstrom ergoß sich breit aus über Wiesen und Fluren. In Engen und über Brücken staute er sich, so das Hunderte ihren Weg an steilen Hängen hin, oder barfuß durch das Wasser nahmen. Jede der betheiligten Pfarreien hatte eine Kirchenfahne mitgeschickt, die auf hoher Stange über den Häuptern flatterte. Der Priester waren ungezählte, vom Gesellpriester im fadenscheinigen Talar an bis zum Prälaten mit der goldenen Kette. Die Weiber trugen dunkles Bußgewand, die jungen Mädchen sahen aus wie Schäferinnen im Märchen, sie waren größtenteils in

weißen Kleidern, hatten frische Rosmarinkränze ins Haar geflochten, und es steht zu vermuten, daß manche junge Maid unter der geschmeidigen Leinwand einen kratzenden Bußgürtel getragen, wie es alte Sitte vorschrieb. Die leiblichen Freuden standen nicht hoch im Werte zu solcher Zeit, der Leib war da zur Abhärtung und zum Kampfe. Auffiel bei dieser Kreuzschar die große Zahl der Männer, die mit langen Stäben, Nahrungsbündel an den Rücken, ernsthaft dahinschritten. Den bayrischen Behörden, die sich überall wieder an die Posten begeben hatten, war eine solche Zusammenrottung schier bedenklich erschienen, allein da sie keine Waffen sahen und da sie Auftrag erhalten hatten, dem Volke gegenüber in religiösen Dingen duldsamer zu sein, als vor dem Aufstande, so ließen sie gewähren. Zudem lagerte nächst Brixen, auf der Klöckelau, eine Abteilung französischer Soldaten. Die gaben den Behörden das nötige Selbstvertrauen.

Peter, der Mahrwirt, und Bruder Augustin hatten sich beim Stollkreuz außerhalb der Stadt von Weib und Schwester verabschiedet. Wohlgemut kehrte Frau Notburga an die Mahr zurück, denn sie hatte das Vertrauen auf Gott, und daß dieser Wallfahrtszug eine besondere Bedeutung hatte, das wußte sie. War er ein Bittgang oder eine Flucht oder etwas andres, Peter mußte mit, denn daß Gefahr drohte, das lag in der Luft.

Also wogte das betende Heer hin durch die langgestreckten Thäler gegen den fernen Gnadenort, wo jedes in seinem Anliegen Trost und Rat zu finden hoffte. Einer der eifrigsten Ordner des Zuges war Kulber, der Steuereinnehmer, mit treffenden Worten wußte er unterwegs das

Volksbewußtsein der Tiroler zu stärken und den Haß gegen die fremden Eindringlinge zu entflammen. Er verglich diese Wallfahrt mit den Kreuzzügen des Mittelalters und es könnte sich wohl ereignen, daß sie mit dem Kreuze auszögen und mit dem Schwerte zurückkehrten!

Die Priester hatten sich nicht abgesondert, sondern gingen verteilt in der Menge, Erbauung und Mut zusprechend, wo es not that. Manche, deren Füße unter Tags wund geworden, deren Kraft und Begeisterung bei der Mühsal der Reise erlahmen wollte, beklagten sich über den weiten Weg. Ob man denn nicht eine andre, näherliegende Wallfahrtskirche hätte wählen können? Es sei die Mutter Gottes zu den drei Brunnen, es sei Unsre liebe Frau auf dem grünen Anger, es sei die Gnadenkirche des heiligen Franziskus, es sei die Wunderkapelle zum rosenfarbenen Blut, es sei die Kirche zum Landespatron Josef — diese alle und viele andre stünden näher und hätten Mirakel über Mirakel aufzuweisen; warum gerade die weite, beschwerliche, kostspielige Reise nach der Kreuzkirche!

Augustin, der solche Klagen hörte, sprach: „Je weiter der Weg, desto größer die Gnade."

Ja, sogar über die Kostspieligkeit murrten viele, die bereit waren, dem Vaterlande ihr Leben zu opfern und die es schon aufs Spiel gesetzt hatten. Der Bauer gibt lieber sein Blut als sein Geld. Aber wieviel Geld wird nötig sein für das, was die Führer planten! Wenn die Leute den Beutel ausleeren sollen bis auf den letzten Groschen, da muß freilich ein besonderes Wunder geschehen.

Peter, der Mahrwirt, ging mit seinem langen Stabe und mit seinem schweren Bündel — er trug auch die

Lebensmittel für seinen Schwager und für eine alte Muhme, die hinterdrein humpelte — stets ein wenig abseits vom Troß und hatte den breitkrempigen Hut tief über das Gesicht gezogen. Man wußte nicht, war er in Andacht versunken oder wollte er sonst ungestört sein; aber er selbst wußte es wohl. Andacht hatte er keine, es kam ihm so absonderlich vor, ihm war angst und bang. Da sangen und beteten sie hell, er konnte nicht beten. Wir sind keine Tiroler, wir sind an Bayern verthan! Diesen Gedanken brachte er nicht aus dem Kopf. Es war kein Zorn mehr da, nur unendliche Bitterkeit, und die that weher als der frische, heiße Zorn. Was war denn übriggeblieben von allem Festhalten und Opfern und Streiten, als diese Wallfahrt nach dem heiligen Kreuz, um Gottes Schutz zu erbitten für die Kameraden, die auf gefährlicher Flucht waren! Kehrten sie zurück, dann wollten sie sich zusammenthun, aber nicht mehr, um den Feind zu vertreiben, sondern um selbst fortzuwandern und in der weiten Welt eine neue Heimat zu suchen.

— Unrecht leiden ist sündig!

Peter wendete sich rasch um. Hatte hinter ihm nicht jemand so gerufen? Es war aber doch niemand da; nur ein altes Männlein mit langen weißen Haaren, die im Winde flatterten, weil der alte Filzhut an einer Schnur hinten am Nacken hing, dieses humpelte ihm eilig nach und rief mit dünner, kurzatmiger Stimme: „Laß Zeit, laß Zeit, Mahrwirt, ich will auch mit. Aufs Boarnderschlagen richten wir uns wieder zusamm', gelt! Und du wirst unser Hauptmann, gelt?"

„Dummheiten," brummte Peter, „denk' jetzt aufs Beten!"

„Freilich wirst es, Mahrwirt! Und lustig wird's wieder, wir sind alle bereit."

Der Mahrwirt wendete ſich ſeitab und that, als ob er einen loſe gewordenen Schuhriemen binden müſſe. Der Alte wollte auf ihn warten, da ſagte er: „Geh nur voran, Seppel, ich werd' ſchon nachkommen.“

Der Alte ging freilich voran, ſtatt deſſen aber kam nun ein andrer des Weges, der ſchwarze Kulber. Der hatte auf dieſem Wallfahrtswege auch ein ſchwarzes Gewand an und eine weiße Halsbinde um, ſo daß man ihn für einen Geiſtlichen hätte halten können. Auch war er glatt raſiert, ſo daß ſeine Augen noch dunkler brannten in dem blaſſen Geſichte.

„Verſteck' dich, wie du willſt, ich erlang' dich doch!“ alſo redete er den Mahrwirt an.

„Wer verſteckt ſich?“ entgegnete dieſer. „Wer mich braucht, der wird mich immer zu finden wiſſen.“

„Manchmal ſchickeſt aber einen, der dich braucht, doch bei der Thür hinaus!“ ſagte Kulber, anſpielend auf ſeinen Beſuch im Mahrwirtshauſe. „Und deswegen, Peter, gehe ich dich auf der offenen Straße an, da kannſt du mich nicht hinausſchicken.“

„Die Straße gehört jedermann,“ antwortete jener.

„Und ſie führt nach der Kirche zum heiligen Kreuz,“ ſagte Kulber leiſe. „Du weißt doch alles? Du weißt doch, weshalb wir alle zum heiligen Kreuz wandern.“

„Weil wir dort beten wollen.“

„Beten können wir auch, aber das iſt nicht die Hauptſache,“ ſagte Kulber, indem er den Mahrwirt am Arm nahm und auf der Straße mit ihm voranſchritt, langſam, daß ſie den Troß nicht einholten. „Ja, Mahrwirt, wir werden uns auch die ſchönen Stutzen und guten Braxen

anſchauen, die ſie dort hingeopfert haben. Und auch die andern Waffen. Du weißt wohl, daß unterhalb der Kirche weite Gewölbe ſind, ich glaube, man hat ſie für Begräbnisſtätten gebaut. Jetzt ſind ſie ganz voll mit Gewehren, Spießen und Meſſern, und was man halt ſo braucht. Für mehrere tauſend Mann ſoll's reichen. Dieſe Sachen werden wir abholen. Und darum gehen wir hin."

Peter riß ſeinen Arm los und ſprach: „Was redeſt denn da?"

„Und du wirſt dir den feinſten Offiziersſäbel nehmen."

„Ich rühr' nichts an!" rief Peter. „Ich ſag' dir's zum letztenmal, Kulber, mich laß in Fried'!"

Der andre ſagte: „Peter, du biſt feig geworden."

„Ich will kein Verräter ſein!"

„Verräter biſt du, wenn du nicht mitthuſt."

Der Mahrwirt blieb ſtehen, ſchaute ſtarr auf Kulber und ſagte: „Ich werde nicht mitthun."

So gingen die beiden Männer auseinander. Kulber miſchte ſich wieder unter die Menge, Peter hielt ſich abſeits und ſein Herz war ungeſtüm. Er dachte an die Umkehr, wollte aber doch die Wallfahrt nicht unterbrechen, und er hoffte Troſt und Erleuchtung an der Gnadenſtätte. —

Wo die Kreuzſchar an einer Kirche vorüberkam, da pflegte ſie anzuhalten und derſelben ihren Gruß darzubringen. Eines Abends erreichten ſie die Waldkirche des heiligen Franziskus. Dieſe ſtand einſam in einem waldigen Thalgrunde; hinter ihr und mit Mauern verbunden war ein Kloſtergebäude, ſtill und halb verfallen; zu den Fenſtern dieſer Mauern wuchſen Erlſtauden heraus. In einer der noch erhaltenen Kammern entdeckten umherſpähende Wall-

fahrer einen dünnen, blassen Franziskaner. Der war da, um die Kirche zu versorgen und alles um ihn schaute kümmerlich aus. Von der Kirchenwand löste sich stellenweise der Mörtel so, daß die ungefügen verwitterten Steine hervorstarrten; an der Mittagsseite waren die Ziffern einer Sonnenuhr gemalt, aber es fehlte der Zeiger. An den Antrittsteinen des Einganges wuchs zwischen den Fugen grünes Moos hervor. Ueber dem Spitzbogen des Thores stand verbleicht und stark verwaschen der Spruch: „Mensch, deine Heimat ist im Himmel."

Weiterhin am finsteren Berghange standen etliche Häuser und Scheunen. Davor war ein weiter Anger, auf welchem die Wallfahrer sich niederließen. Denn hier gedachten sie zu nächtigen. Am nächsten Frühmorgen sollte es dann weiter gehen, um am Abende endlich am Ziele zu sein bei dem Kreuze des Erlösers. Es war von dort zwar durch einen Fuhrmann schlimme Nachricht gekommen. Bayern sollten an der Kirche ein Fenster erbrochen und die angesammelten Waffen weggenommen haben. Als Kulber das hörte, rief er aus: „Das ist nicht wahr!" und der Fuhrmann antwortete darauf gelassen: „Nun, so ist es nicht wahr. Ich hab's ja auch nur so gehört." Es war weiter nicht davon die Rede und sie begannen auf dem Anger sich niederzulassen.

Der Franziskaner hatte, als auf der Straße die ersten Wallfahrer sichtbar geworden, sofort das windschiefe Kirchenthor sperrangelweit aufgemacht, am dämmernden Altare das „Ewige Licht" angezündet, den hölzernen, mit Eisen beschlagenen Opferstock an das Eingangsthor gerückt und angefangen, das Glöcklein zu läuten. Als etliche der Wallfahrer nahe kamen, eilte er durch ein Hinterpförtchen

in ſeine Zelle, wo er ſich, vor einem Totenſchädel knieend, finden ließ.

Die Kirche war nach wenigen Minuten voller Leute, und der Platz vor derſelben und den Anger hinab bis zur Straße war voller Leute, die einen Teile beteten laut, die andern ſangen, ſo daß ein Gewirr von Hall und Schall war, daß kein Menſch hätte etwas verſtehen können. Es war ja aber auch nicht für Menſchen berechnet. An die Kirchenwand, an die Kloſterruine, an die Bäume lehnten ſie ihre Fahnen hin und viele ſchickten ſich ſofort an zur Raſt auf dem Anger. Es dämmerte ſchon der Abend, da begannen jüngere Leute auf dem Platze Holz zuſammenzutragen, um Feuer anzuzünden. Dann machten ſie Fackeln und Lunten und zogen mit denſelben in langer Reihe zur Kirche hinauf, deren Mauer bei ſo ſeltſamen Lichtern in trüber Glut leuchtete.

„Da iſt's wohl auch ſchön," ſagten etliche Leute zu einander, „da iſt's wohl auch ſchön. Ich gehe nit mehr weiter, beten kann man auch da."

Die zur Kirche des heiligen Franziskus hinauf zogen, hoben gemeinſam ihre hellen Stimmen zu folgendem Geſange:

„Der Tag iſt vergangen,
Die Nacht iſt ſchon hier,
Gute Nacht, o Maria,
Bleib ewig bei mir.

O Mutter des Sohnes,
O reinſte Jungfrau,
Vom Hort deines Thrones
Auf uns niederſchau.

Wir ſind arme Sünder,
Wir weinen zu dir,
Laß, Mutter, dich finden
Und raſten dahier.

Der Tag ist vergangen,
Die Nacht kommt herzu,
Gib auch den Verstorb'nen
Die ewige Ruh."

Die schwermüthigen Töne dieses Liedes waren kaum verhallt, als auf dem Söller des Klosters der Franziskaner sichtbar wurde. Er war jetzt nicht mehr blaß, sein hageres Gesicht glühte fast bläulich rot bis zur hohen, oben in einer Glatze zugespitzten Stirn. Er hob die beiden Arme und hub im Predigertone an so zu sprechen:

„Liebe katholische Christen!
Gelobt sei das heiligste Herz Jesu und Maria!"

Die Menge wurde aufmerksam, einer flüsterte dem andern zu, still zu sein und der Mönch fuhr fort:

„Brüder in Christo!

Ihr pilgert den weiten Weg hinauf nach der Kirche, genannt zum Heiligen Kreuz, um dort fürs Vaterland zu beten. Ich aber sage euch: Menschen, euer Vaterland ist im Himmel. Kümmert euch nicht um irdisch Gut und Ehr, denn das alles ist eitel. Vergießet keines Bruders Blut für die nichtige Scholle, die ihr auf Erden eure Heimat nennt. Menschen, eure Heimat ist der Himmel. Alles Leid und alles Unrecht, das durch Gottes Zulassung euch böse Leute anthun, leidet es mit Geduld und Demut, damit ihr gekrönt werdet mit der Krone des ewigen Lebens. Die Rettung des Landes Tirol, stellet sie Gott anheim, rettet eure Seele, das jüngste Gericht ist nicht mehr weit! Der Herr hat es gefügt, daß ihr auf eurer Reise in die Ewigkeit rastet an diesem heiligen Orte, so wie Jakob gerastet hat zu Bethel. Auch unser kreuztragender Heiland hat gerastet

hier an dieſer Kirche, die dem heiligen Franziskus geweiht iſt. Laſſet euch, ihr lieben Chriſten, bevor der Schlummer euer Auge ſchließt, ein Wunder erzählen, was an dieſer Stätte geſchehen iſt."

Einige Pilger waren während dieſer Worte des Franziskaners unruhig geworden, beſonders Kulber wollte ſchon aufſchreien und den Redner unterbrechen. Aber das Tiroler Volk unterbricht keinen katholiſchen Prediger, er mag ſagen, was er will. Und der Franziskaner ſagte doch nichts Neues, nur mit größerem Feuer ſprach er, als andre es thun, und ein Wunder wollte er nun erzählen! Die Menge drängte ſich dem Redner näher, und dieſer fuhr, mit den Armen lebhaft ſeine Worte begleitend, alſo fort:

„Als vor mehreren Jahrhunderten die Kreuzritter aus dem heiligen Lande die Partikel des Kreuzes Chriſti nach Rom mitgebracht, damit ſie alldort vom heiligen Vater geweiht werde, hat ein frommer Graf von Tirol dieſe heilige Partikel vom Papſt ausgebeten und für ſeine beſonderen Verdienſte ſie auch erhalten. Hierauf hat der Graf weit oben im Firnbachthal, wo ſein Stammſchloß geſtanden, eine prunkvolle Kirche bauen laſſen, in welcher die Reliquie, als da iſt das Holz vom Kreuze, beigeſetzt werden ſollte. Drei Prieſter haben hernach die Reliquie in unſer Land hereingetragen und der neuen Kirche zu, weit oben im Firnbachthale. In der letzten Nacht der Reiſe haben die drei Prieſter hier geruht, hier im Kloſter des heiligen Franziskus, der an ſeinen Händen die drei Wundmale Chriſti hat. Aber ſehet, liebe Chriſten, wie ſie nächſten Tages hinauf ſind gekommen zur neuen Kirche, haben ſie die heilige Partikel nicht bei ſich gehabt. Voll großer Angſt ſind ſie eilig um-

gekehrt, der Meinung, daß sie dieselbe hier vergessen haben könnten, und richtig, die Partikel ist in dem Tabernakel des Hochaltares in unserer Kirche gewesen. Dort haben sie solche feierlich gehoben und wohl mit Fleiß zur neuen Kirche hinauf getragen. Jedoch, o Wunder über Wunder! am nächsten Morgen haben sie das Heiligthum dort wieder nicht gefunden, sondern es ist in unsrer Franziskanerkirche gewesen, im Tabernakel. Also ist es dreimal geschehen. Und als sie sich davon wohl überzeugt hatten, daß die Partikel in der neuen prunkhaften Kirche nicht bleiben wolle, sondern unsre Kirche, diese Kirche, die hier steht, zu ihrem gebenedeiten Wohnsitz erkoren hatte, haben sie selbst ein Kreuz gemacht, in dasselbe ein Stücklein Holz aus Alpenzirm hineingelegt und es geheißen den Splitter aus dem Kreuze unsres Herrn Jesu Christi . . ."

„Schweigen sollst du!" rief jetzt eine kräftige Stimme aus der Menge, „du lästerst Gott!"

Der Franziskaner ließ sich durch den unerhörten Zwischenruf nicht irre machen, er beugte sich weit vor und schrie mit aller Kraft: „Das wahrhafte Kreuzholz ist bei uns in der Franziskanerkirche!"

„Gott verzeihe es dir!" rief die Stimme aus der Menge; die Leute wußten sich vor Staunen kaum zu fassen.

„Armseliger Laie da unten!" schrie der Mönch, „das wahrhaftige Kreuzholz ist bei uns, und es ist bei uns, und es ist dreimal und es ist ewig bei uns!"

Jetzt trat, mit den Ellbogen sich durcharbeitend, der junge Pater Augustin vor, und zum eifernden Franziskaner gewendet, sagte er in schwerem Ernste: „Kein Laie ist es, der jetzt vor dir steht und von dir Rechenschaft fordert,

ſondern ein katholiſcher Prieſter, deſſen Würde du entehreſt. In geifernder Eiferſucht verleumdeſt du die Kirche zum Heiligen Kreuz und ihre Reliquie, deren Echtheit durch zahlloſe Wunder bewieſen iſt."

„Wir wirken auch Wunder!" entgegnete der Mönch auf dem Kloſterſöller, „und gerade ſo gute Wunder, als anderswo, und vielleicht beſſere Wunder! He da! Wenn ſie nur erſt nicht vorübergehen an uns, die Wallfahrer, und wenn ſie nur zukehren bei uns und fleißig beten und ihre frommen Opfer bringen, wie ſie es anderswo thun, dann werden ſie ſchon ſehen! Machet doch einmal die Augen auf, liebe Chriſten, und ſehet, wie bettelhaft es bei uns hergeht: die ehrwürdigen Brüder davon, das Kloſter zerfallen, die Kirche verlottert, und ich der einzige, der da ſitzen bleiben muß, lebe von milden Gaben, die oft lumpig genug ſind. Wie ſollen da Wunder geſchehen? Ja, pfeifen wird man euch was, und die heilige Partikel . . ."

„Führt ihn herab!" befahl jetzt ein Domherr aus Brixen, „führt in ſchnell herab, er iſt krank, er redet Aberwitz."

„Beſoffen iſt er!" riefen mehrere Stimmen und lachten.

Da ſagte Auguſtin: „Er iſt weder krank noch beſoffen. Aus ihm ſpricht die Selbſtſucht."

Der Franziskaner, den man von ſeinem Söller nicht herabzukriegen wußte, ſtieß mit den Fäuſten in die Luft hinein und ſchrie: „Iſt Gott nicht überall? Ja? Alſo warum ſoll er hier nicht ſein? Juſt hier in der Kirche des heiligen Franziskus nicht? Heiden, die ihr ſeid! Und wenn er da iſt, warum ſoll er da nicht ebenſo Wunder wirken, als an Orten, wo man Lärm ſchlägt! An euch iſt die

Schuld, wenn nichts geſchieht. Der Glaube fehlt euch, und wenn ihr wähnt, da oben allein wäre der Richtige und dahier beim heiligen Franziskus wäre er nicht, ſo ſeid ihr verfluchte Heiden!“

Jetzt gixte ihm die Stimme um, daß er nicht mehr weiter ſprechen konnte. So ſagte nun Auguſtin: „Wehe, wenn es mit der Religion ſo weit kommt, daß man die heiligſten Dinge zu Geſchäftsſachen macht! Dann hat Gott uns verlaſſen!“

Nun war auch der ſchwarze Kulber da, der ſtellte ſich im Scheine der Fackeln mit ausgebreiteten Armen auf den Plan und rief: „Recht iſt's! Gut iſt's! Gott ſoll uns verlaſſen, damit wir uns ſelber helfen müſſen! Ich ſage es euch, wenn es ſo ſteht, kommt uns vom Kreuzpartikel kein Heil. Ich weiß ein anderes Kreuz, Tiroler, ein Kreuz, das uns rettet in unſrer furchtbaren Not. Das Kreuz am Schwert! Laſſet jetzt das Streiten um die Wunder und macht euch nicht weich mit Beten. Die Weiber ſollen beten. Die Männer müſſen vor den Feind. In der Kirche zum Heiligen Kreuz ſind die Waffen. Auf, Männer, für uns gibt's jetzt keine Raſt!“

Dieſe Worte des Kulber waren ſo leidenſchaftlich wild herausgeſtoßen, daß eine unheimliche Erregung und Bewegung entſtand. Die einen murrten noch über den Bruder Auguſtin, daß er ſo derb gegen den ehrwürdigen Franziskaner dreingefahren war. Die andern ſtanden gegen den Steuereinnehmer, der wie ein Freimaurer geſprochen hätte. Wieder andre meinten, jetzt ſei es gerade am beſten, Pilgerſtab und Roſenkranz wegzuſchmeißen und heimzugehen, die Andacht ſei ohnehin beim Teufel, alle miteinander. Aber Männer von

oben und unten rotteten sich rasch zusammen und waren darüber einig: Recht hat der Kulber!

Also erhob sich in der Menge ein Streiten und Schelten, ein Anspötteln und Zurückgreinen, und weil viele Müdlinge darunter waren und solche, denen das weite Umherziehen für ihr gutes Geld nicht behagte, so gewann die Partei des Franziskaners an Ausdehnung. Sie mußte sich darob von der Schwertpartei manches schlimme Wort gefallen lassen, bis zum „falschen Judas" hinauf, sie machte sich ihrerseits aber nichts daraus, sondern sagte, sie litten das geduldig des heiligen Glaubens willen. Und bei solch unerbaulicher Gärung ging in der Menge der Küster mit dem Klingelbeutel um. Die Franziskanerpartei gab den Gegnern zu Trutz zwiefach; die Gegner wollten zeigen, daß sie sich der paar Groschen wegen nicht lumpen ließen und gaben auch zwiefach. Der Küster betete schmunzelnd in seinem frommen Herzen: „Franziskus, Franziskus, jetzt bist wohl brav. Wunder wirken thust!" —

Kulber hatte aus der Wallfahrerschar eine Anzahl kräftiger Männer geworben, mit diesen zog er am nächsten Morgen hinauf gen die Kreuzkirche. Unterwegs kehrten sie in Dörfern und Höfen zu und bewaffneten sich mit Stutzen und Flinten. Das Gerücht bestätigte sich, die Kreuzkirche war belagert von bayrischen Soldaten. Als die Bauern nahten, schossen die Soldaten zu den Fenstern heraus und von den Thurmlöchern herab.

Die Bauern zogen sich rasch in den nahen Schachen zurück und dort hielten sie Kriegsrat.

„Niederbrennen die Kirche!" sagte Kulber.

Die Männer stutzten. Dann entgegnete der Rampes-

bauer: „Dieſes Gotteshaus anzünden, mein lieber Steuereinnehmer, das thun wir nit. Der paar Mandeln wegen das heilige Kreuzpartikel verbrennen, das wär' ſchon das dümmſte, was wir thun könnten. Unſer Herrgott muß unſer beſter Kamerad ſein, den auch noch beleidigen? Das thun wir ſchon gar nit!"

Kulber blieb dabei: den Feind in die Kirche einſchließen und anzünden.

„Einverſtanden!" ſprach der Stauker, „wenn wir früher das Kreuzpartikel herauskriegen."

Und bald darauf entſpann ſich zwiſchen einem Tiroler, der vor der Kirche ſtand, und einem Bayern, der zum Fenſter herausſchaute, die Verhandlung. Die Beſatzung der Kirche ſolle geſtatten, daß ein Prieſter hineingehe, das Allerheiligſte vom Altare nehme und es davontrage, dann wollten die Bauern abziehen; ſonſt aber nicht, denn das Gotteshaus zu einer Kriegsburg machen, das könne ihnen nicht gleichgültig ſein. Das Heiligſte möchten ſie heraus haben, nachher könnten die andern mit der Kirche machen, was ſie wollten.

Die Bayern waren damit einverſtanden, doch müßten die Bauern in geziemender Entfernung bleiben.

Während aus allen Fenſtern die Gewehrläufe ſtrotzten, ging ein Prieſter, begleitet vom Stauker, der in einer Laterne das Licht trug, zur Kirche hin. Das Thor öffnete ſich, ſie ſchritten zwiſchen den Soldaten hindurch bis zum Altare, nahmen die heiligen Reliquien heraus und trugen ſie feierlich davon. Mehrere Krieger knieten nieder, als das Heiligſte an ihnen vorüberkam; andre ſpotteten über die „Pfafferei".

Der Prieſter ſchritt mit ſeinem hohen Gute zum Thore hinaus.

Schon während der Verſtändigung hatte der Pelzerwaſtel im Schachen durch eine lange Stange Sproſſeln gebohrt, und nachher, während die Aufmerkſamkeit der Bayern auf den Geiſtlichen gerichtet war, huſchte er rückwärts durch Hollerbüſche zur Kirche hin, lehnte im fenſterloſen Winkel, wo die Sakriſtei an die Kirche ſtieß, ſeine Leiter an, kletterte hinauf und ſteckte in die Dachſchindeln einen Zunder. Die Beſatzung in der Kirche bemerkte das Feuer auf dem Dache erſt, als der roſtbraune Rauch niederſtrich vor den Fenſtern, ſo daß drinnen über die weißen Wände die Schatten flogen. Die Bayern drängten fluchend zum Thore hinaus. Kulber kommandierte, daß vom Schachen aus durch Schießen der Feind in die Kirche zurückgeſcheucht werden ſollte, dem widerſetzten ſich die Bauern — das Gotteshaus wollten ſie zu keiner Mörderhöhle machen. Die Bayern waren froh, mit heiler Haut zu entkommen, das Kirchendach ſtürzte praſſelnd ein, das Waffengewölbe blieb unverſehrt in den Händen der Tiroler.

Noch lange in die Nacht hinein braunten die Turmhelme wie zwei Rieſenfackeln und der Stauker meinte, eine ſo abſonderliche Wallfahrt habe er auch ſein Lebtag nicht gemacht. Anſtatt Ablaß brachten ſie Gewehre, Schläger, Säbel und Spieße mit heim und Kulber rüſtete zu einem friſchen Tanze.

Mittlerweile hatte der Anhang des Franziskaners unten in der alten Kloſterkirche die Wallfahrt verrichtet. Der Pater hielt zu Ehren der Gäſte am Morgen eine ſehr lange Meſſe, ſprach eine ſehr rührſame Predigt, war beim Beichthören

gar mild und versöhnlich und trachtete auf jede Weise, den Ort ins beste Licht zu stellen.

Diese Bekehrten waren auf dem Heimwege einstimmig der Meinung: Ob wir kaiserlich sind oder königlich, das alles ist eitel; wenn wir nur in den Himmel kommen.

Als alle schon heimgekehrt waren in ihre Häuser und Hütten, um in gewohnter Alltäglichkeit nun weiter zu leben unter der Fremdherrschaft; als auch jene Männer sich scheinbar fügten, die wirklich oben bei der Kreuzkirche gewesen — war der Mahrwirt nicht da. Das letztemal war er gesehen worden am tollen Abend vor der Franziskanerkirche. Seither wußte niemand von ihm. Der Kreuzwirt zu Brixen hatte eine tröstliche Mutmaßung. Dem Peter dürfte die Geschichte zu dumm geworden sein und er würde sich zur nachtschlafenden Stunde aufgemacht haben nach Kärnten, um die Oesterreicher zu suchen. Nach wenigen Tagen würde er mit der Armee anrücken und dann sollten die Bayern nur wieder einmal sehen, daß das Loch hinaus noch leichter zu finden sei, als herein.

Die bayrischen Beamten, denen solche Redereien zu Ohren kamen, lachten darüber und meinten, der tirolische Löwe hätte Hasenfüße bekommen.

Mahrwirts Magd Hanai hatte auch ihre Gedanken und eines Tages, als sie am Brunnen stand und wartete, bis der Kübel voll war, und als in diesem Augenblicke die Wirtin vorüberging, redete sie diese an: „Du Frau, was meinst denn? Was ist denn das in unsrem Haus? Alle Mannerleut gehen fort und keiner kommt zurück!“

Und Frau Notburga gab zur Antwort: „Ich schau zum Beten, was ich nur kann. Jetzund wird's mir schon

frei zu viel, was alles auf mich niedergeht. Gut wird's wohl eh ſein, daß er ſich verſteckt hat."

„Nit verzagt ſein, Frau!" ſprach die Magd raſch. „Sie kommen ſchon wieder. Alle drei kommen ſie wieder heim."

„Alle drei?"

„Alle zwei, will ich ſagen, Wirtin, der Große und der Kleine. Thun wir nur recht zum Beten ſchauen. Der Roſenkranz und die Miſtgabel! Kannſt dich darauf verlaſſen, wie auf ein Mannsbild."

Und ſtapfte mit ihrem Waſſerkübel in den Stall. — Und wenn's Innsbruck koſtet, ich ſchwatz drauf los, dachte die Hanai, aufheitern muß man ſie, in ihren jetzigen Umſtänden ſoll ſie nit ſo viel Herzleid haben. O Gott, o Gott, dieſe Mannsbilder!

Peter, du biſt unſer Vertrau! Verlaß uns nicht!

Daß Peter auf dem Wallfahrtsweg zum Heiligen Kreuz ein ſchweres Herz hatte, das wiſſen wir ſchon. Und daß es durch den Wortwechſel mit Kulber nicht leichter geworden war, das wiſſen wir auch. Und daß der Auftritt vor der Franziskanerkirche die Sache noch ſchlimmer gemacht hatte, können wir uns denken. Sein Weh ward ſo heiß und wild, daß er hineinlief in den nächtigen Wald und dort ſeine beiden Fäuſte ſich an die Stirn ſchlug: Es iſt ja nicht möglich! — Im Beten hatte er Troſt ſuchen wollen,

jetzt war ihm auch das zerſtört. Nach Waffen zuckten ſeine Arme, doch er durfte kein Hochverräter werden. Er hatte gekämpft, aber dieſe zweckloſen Kämpfe waren dann ja ebenfalls Rebellion und Mord geweſen! Wie? — Der arme Wirt an der Mahr mußte es erfahren, daß eine ſtarke That und ein zartes Gewiſſen miteinander keine Gemeinſchaft haben können. — Seit der Friede im Lande geſchloſſen war, hatte er den Krieg in ſeinem Herzen.

Bisher in dieſen ſchweren Tagen hatte er die Prieſter als Verkünder der Kaiſertreue, der Vaterlandsliebe und des Kampfesmutes um Gotteswillen angeſehen. Und jetzt hatte er eine Stimme gehört, daß man des Irdiſchen wegen keine Hand rühren ſolle, daß man fremder Tyrannen geduldiger Knecht ſein müſſe, nichts und gar nichts im Sinne, als ein beſſeres Jenſeits. Jetzt kam er zu ſich, jetzt war es ihm klar: Wenn dieſer Geiſt Verbreitung findet, dann iſt alles verloren. —

Gehetzt von ſolchen Gedanken eilte er tiefer in die Waldungen hinein. Zwiſchen Felshängen eine finſtere Schlucht war's, durch die er hinaufging. Der Mond am Himmel wurde mit Wolkenfetzen verhüllt oder vom Walde verdeckt. In den alten Baumkronen zauſte und brauſte der Wind; die Tannen und Fichten ſtanden ſtarr, aber die jungen Lärchen bogen ſich rauſchend nieder und ihre dürren Nadeln flogen dem Wanderer an die heißen Wangen. Wohin wollte er? Daran dachte er nicht, nur immer weiter und aufwärts ins Gebirge. Er ging über blaſſes rauhes Geſtein, er wand ſich zwiſchen Buſch und Knieholz, er kletterte an Runſen empor und alſo trieb er's die ganze Nacht. Müde ward er nicht. Doch als in einer hohen

Felswüste die Morgensonne über ihn kam, blieb er stehen, fuhr mit der Hand über die nasse Stirn und fragte sich: Was ist das? — Eine Art Beschämung war in ihm darüber, daß er so planlos und unsinnig umherirre, und siehe, ganz plötzlich war ein vernünftiger Grund da: Er sucht den Hofer, oder den Speckbacher, oder irgend einen der Flüchtlinge, vielleicht kann er ihnen nützen. — Also ging er weiter und weiter und schaute nicht um, und er ging über Schutt und über Schnee und über Eis, und er stieg in ganz fremder Gegend nieder, dann wieder bergwärts auf eine Alm, wankte einer öden, verfallenden Hütte zu, dort auf Stroh und Moos sank er um.

— — — — — — — — — — — —

Als Peter wach wurde, wußte er weder, wie lange er geschlafen hatte, noch wo er war, noch was er wollte. Vor der Hütte stand er lange und starr wie ein Strunk. Erst besann er sich, daß er der Mahrwirt sei bei Brixen. Oder war er ein Bandenhäuptling? War er vor den Bayern geflohen? — Nein, das ist nicht, das ist nicht, vor meinen eigenen Landsleuten bin ich geflohen. Was will ich nun da? Die Bergspitzen ringsum tragen Schnee, es ist ja späte Herbstzeit. Zwar scheint die warme Sonne, aber der Reif hat alle Rasen versengt zwischen den Steinen. Reif liegt in allen Schatten, Eiskrusten hat der Quell. — Wie wird es dem Sandwirt ergehen? Ich wollte was geben drum, wenn ich wüßte, in welchem Gebirge ich bin. Von allen Bergen, die da sind, habe ich noch keinen gesehen. Aus tiefen Gräben schaut ein Wald herauf, blau vor lauter Ferne. Wo sind denn die großen Thäler, daß man keines sieht? — Daß es gar so tot sein kann in solchem Birg!

Mein Weib, meine Kinder unten in der falschen Welt. Wären sie da heroben, ich wollte ihnen Wurzeln graben aus dem Schnee, Raben schießen aus der Luft. Nur daß sie diesen Lügenhunden nicht unterthan wären! — Sollte das der Schlern sein, der dort so starr und finster aufsteigt aus weiten Almen! O Landsmann, wenn ich dich lebendig machen könnte, daß du dieses Gezücht zermalmtest, das fremde und das — andre. Und dort! Weite Eisfelder! Sollten das die Stubaier sein? Oder Oetzthaler Ferner? Mein Lebtag, wie ist das schön! Fernerland, ureigenes Land Tirol, dich erobern sie nimmer. Wir flüchten zu dir hinauf, lieber im Eis, als da unten . . .

So jagten sich die Gedanken im Haupte des weltflüchtigen Mannes, den die Ereignisse der nächsten Vergangenheit so unheimlich erregt hatten. Nun saß er auf einem Stein, blickte hinaus ins sonnige Alpenland, so groß und schön, wie seinesgleichen nimmer zu finden. — Er weinte. — Dann ward ihm leichter. Er dachte nicht daran, ob er dableiben, und nicht ob er weitergehen werde, ganz gedankenlos machte er sich die Hütte zurecht, daß man zur Noth darin wohnen konnte. Er bereitete aus dürrem Zirm Brennholz, er schlug Feuer mit Stahl und Stein, er that aus seinem Wallfahrerbündel die Nahrung hervor, die auf mehrere Tage reichen konnte.

Also blieb Peter in der Alpenhütte. Das Wetter war mild und lau und am folgenden Morgen hatte sich Nebel niedergesenkt mit feinem, weichem Regen, als wäre hochsommerliche Zeit. Da hatte sich aller starre Reif gelöst und zwischen den moosgrauen stumpfkantigen Steinen sproßte junges Gras. Der Mahrwirt strich zwischen Felsblöcken,

Wänden und Knieholzbeständen umher, kam hier an einen Abgrund, wo er nicht weiter konnte, weil sich der Absturz in bodenlosen Nebel verlor, kam dort an eine Wand, wo er auch nicht weiter konnte, weil sie senkrecht aufstieg in den spinnenden Nebel. Eine sich sachte niedersenkende Matte war da, über die ging er nicht, denn von dort war er gekommen. Dann kam wieder der frühe Abend, er kehrte in die Hütte zurück, machte Feuer, hing schweren Gedanken nach und wußte nicht, was er wollte und sollte.

Denn einer, der sein bisheriges Leben als Wirt an belebter Straße verbracht, ist in einsamem Fürsichhindenken gar unbeholfen; bei solchen Leuten wird der Gedanke erst klar und brauchbar in dem Augenblicke, wo er für Zuhörer in Worte gesetzt werden kann. Ohne den Körper des Wortes sind ihre Gedanken gleichsam Gespenster, die arg irre führen können. Ein Mensch, der rührige Arbeit gewohnt ist, soll nicht grübeln.

Manchmal las er in seinem Gebetbuche Stellen aus der Heiligen Schrift, die ihn anmuteten wie Klänge aus der Jugendzeit, da er in Schule und Kirche solche Sprüche sagen und singen mußte.

Eines langen Abends, während draußen der Regen rieselte und an vielen Stellen die Tropfen niederklatschten in der verwitterten Alpenhütte, dachte Peter: Oft habe ich gemeint, ins heilige Land möchte ich einmal reisen. Jetzt thäte ich's. Dieser verschwefelte Franziskaner hat mir meinen Glauben höllisch in Fetzen gepredigt, ich muß ihn wieder ausflicken. Im heiligen Stall zu Bethlehem, beim Flusse Jordan, auf dem Berge Tabor und auf dem Berg Calvari möcht's wohl wieder besser werden. Und wenn's

richtig ist, daß jeder Mensch sich beim Grabe unsres Herrn eine Gnade erbitten könnte ... für Tirol wollte ich beten ...

Und in der darauffolgenden Nacht war seine Seele eine Pilgerin nach dem Morgenlande. Nicht die heidnischen Stätten der Griechen, der Römer, der Aegypter berührte er, wie es andre Reisende zu thun pflegen; auf blauen sonnigen Wässern fuhr er schnurgerade der Küste zu, hinter welcher der Libanon steht. Er fand im bethlehemitischen Stalle die Krippe, in welcher das Jesuskind gelegen war. Der Mahrwirt sank auf die Knie und begann so inbrünstig zu beten, so selig zu schluchzen — — daß der Mann, welcher jetzt in der Alpenhütte vor dem Schlafenden stand, nicht wußte, was da vorging.

Kulber! Der war nicht zufrieden gewesen mit seinen neuen Erfolgen unten im Thale, der hatte den Mahrwirt gesucht und so lange gesucht, bis er nun vor ihm stand; da in diesem öden Gebirge, unter zerrissenem Dache lag der Vermißte erschöpft, im Schlummer noch erregt und schluchzend. Als Kulber am Abende zuvor unten vom Bergjoche aus durch den Regenschleier das Licht gesehen, hatte er seine Schritte heraufgelenkt. Mit einem Freudenschrei wollte der leidenschaftliche Mann den Gefundenen wecken, besann sich aber doch, und bei dem Scheine der verglimmenden Herdglut blickte er still auf ihn hin. Aber dieses scharfe Hinblicken weckte den Schlummernden auf, er öffnete die Augen, richtete sich empor, und stieß im Schreck mit heiserer Stimme die Worte aus: „Wer ist da? Wer ist da?“

„Mahrwirt,“ sagte Kulber in traulichem Tone, nach dessen Hand langend. „Ich bin's, dein Freund Kulber, kennst du mich nicht?“

Peter erhob sich schweigend vom Lager, schaute zur halb offenen Thür hinaus in die Nacht, rieb sich die Stirn, trat dann zur Herdglut, um an derselben einen Leuchtspan anzublasen.

„Kulber," murmelte er endlich und rieb sich immer wieder die Stirn. „Was willst von mir? Du weißt es ja, du weißt es ja!"

Anstatt darauf zu antworten, fragte der Genannte: „Haben sie dich verfolgt, daß man dich da heroben in der Wildnis suchen muß?"

„Wer hat mich denn zu suchen?" sagte Peter, den Span in der zitternden Hand haltend. — „Ach, Freund," setzte er in weicherem Tone bei, „ich bin herb, sei mir nicht böse. Nur zu einer andern Stunde hättest du kommen sollen. All mein Lebtag ist mir nicht so wohl gewesen, als zu dieser Stund', und du verdirbst mir alles."

„Hast du so süß geschlafen?"

„O Gott, dieser Traum!"

„Bist du just etwa dabei gewesen, wie sie den Bonaparte zu Innsbruck auf den Rathausturm hängen? Bei dieser Belustigung möchte ich dich freilich nicht gern gestört haben."

„Mensch, was weißt du," sagte nun Peter, „ich gehe ins heilige Land."

„Ah, was du da schwatzest! Unser heiliges Land ist Tirol."

„Ich kann mir nicht helfen, ich muß fort," sagte Peter. „Erstens das große Unglück, und zweitens dieser Franziskaner."

Da lachte Kulber auf: „Dieser verrückte Mönch! Wer wird solche Sachen so ernst nehmen!"

„Nimmst du die Religion nicht ernst? Ich sage dir's, ich habe gerade genug. Ich reise ins heilige Land."

„Was willst du denn dort?" lachte Kulber. „Nein, nein, Kamerad, ich lache nicht über deinen Glauben, ich lache nur über deine Einfalt. Der Franziskaner, sagst du. Ich sage dir, das heilige Land thut mehr, als der Franziskaner. Wenn du deine kindlichen Vorstellungen aus der Heiligen Schrift zu Grunde richten willst, so gehe eilends in das heilige Land. Anstatt Christi Spuren findest du feilschende Heiden und zankende Sekten dort. Alles Schmutz, Selbstsucht, Schacher, das Land kahl, öde, räuberisch, alles und jedes anders, als du dir's nach der Bibel denkst; erst vor kurzem hörte ich es von einem Kapuziner zu Bozen, der dort gewesen. Geh' nur hin, Peter, bettelarm bis ins blutige Herz hinein kommst du wieder heim."

Der Mahrwirt wendete sich ab, dann wieder zum Genossen und sprach: „Kulber, du bist schlecht. Weißt du es so sicher, so rede mir die Reise anderswie aus. Brauchst schon du keinen christlichen Trost, so braucht ihn vielleicht ein andrer. Warum alles so grausam zerstören, das ist ein Teufelsgeschäft, daß du's weißt!"

„Mahrwirt," sagte hierauf Kulber: „Betrüge dich nicht selbst, du bist es ja nicht, was du jetzt sein willst, du bist es von Natur aus nicht, nur aus Verzagtheit kommt's dir so vor, aber du bist keiner, du bist kein Betbruder!"

„Das nicht," murmelte Peter, „so einer bin ich nicht."

„Also sei wieder der vernünftige Mensch, der du warst und höre mir zu. Umsonst will ich dir nicht nachgestiegen sein in dieses wilde Birg. Vielleicht ist's doch auch was Christliches, was mich wieder zu dir führt, und du magst

mich von dir weiſen wie du willſt, es iſt für Gott, Kaiſer und Vaterland, da weiche ich nicht. Du biſt ein Vorbild geweſen an Klugheit und Tapferkeit im Kampf und haſt den großen Sieg mit errungen. Und du willſt dem Herrgott und dem Vaterlande und uns allen wirklich untreu werden? Nein, nein, Peter, das darf nicht ſein, ſie rufen dich, die Brixner, die Grödner, die Sterzinger, alle rufen ſie dich!" Er packte ihn am Arm: „Peter, du mußt mit mir!"

„Laß das gut ſein," ſagte der Mahrwirt, ſich frei zu machen ſuchend. „Ich habe meinen Mann geſtellt und es iſt alles aus."

„Aus? Wer ſagt denn das? O Freund, jetzt hebt's erſt an!" rief Kulber; ſeine Arme zuckten, in ſeinen Augen glühten rote und grüne Funken. „Bei der Kreuzkirche iſt's neu beſchloſſen worden. Wärſt du doch dabei geweſen, wie wir die Bayern dort verjagt haben. Ein guter Anfang, alles iſt begeiſtert. Es geht, Kamerad, es geht beſſer als das erſtemal. Der Hofer kommt auch, der Speckbacher hat uns dasſelbe ſagen laſſen. Der Johann Gruber, der Eiſenſtecken, der Thalguter mit ihren Leuten, ſie ſind alle bereit. Nur die unſrigen warten noch auf dich."

„Der Hofer auch?" fragte Peter, „es hat geheißen, daß er im wilden Birg iſt."

„Haſt du gehört, daß er bald in die Hände der Franzoſen gekommen wäre?"

„Na, wär' nicht übel!"

„Verraten iſt er worden, von einem Bauernknecht."

„Das iſt nicht wahr!" rief der Mahrwirt, „den Sandwirt zeigt kein Tiroler an."

„Auf dem Dürnjoch. Ein Hirtenknabe, heißt es, ſoll ihn im letzten Augenblick noch gerettet haben. Und jetzt kommt er hinab und thut wieder mit. Und du kommſt auch, du mußt, Peter, du mußt! Ich laß deine Hand nimmer aus, du biſt unſer aller Vertrau, verlaß uns nicht! Schau, die Puſterthaler ſind alle auf, die Kärntner rücken an und haben bei Lienz eine ſiegreiche Schlacht geliefert. Große Kriegsbeute. Im obern Innthal haben die Bauern ein bayriſches Regiment zurückgeworfen und an zweitauſend Mann ſind von den Bauern gefangen worden. Dann muß ich dir noch was ſagen, auch die Schweizer und die Spanier haben ſich melden laſſen, daß ſie kommen. Im Zillerthal auf einer Alm iſt einem Hirtenmädel die Muttergottes erſchienen, dreimal nacheinander, und hat geſagt: Ehe ſieben Samſtage vergehen, iſt mein liebes Land Tirol wieder frei. — Es geht, Kamerad, es geht!“

„Hunger wirſt haben,“ ſagte Peter, auf Brotreſte deutend, „nimm halt fürlieb.“

„Ich laß deine Hand nimmer aus.“

„Zuſetzen kannſt einem du! Schon hölliſch zuſetzen,“ entgegnete der Mahrwirt. „Aber mit gehe ich jetzt nicht. Ich will mir's noch überlegen, will noch einmal darüber ſchlafen.“

„Noch einmal ſchlafen?“ rief Kulber faſt aufgebracht. „Wie lange willſt denn noch ſchlafen? Wo oben am Inn alles voll Feinde iſt. Alle Tage rückt ein neues Regiment herauf von Kufſtein. Der Löw Befer will ſchon über den Brenner.“

„Der Löw Befer? Wer iſt denn der?“

„Das iſt der franzöſiſche General, der geſagt hat, die

Straßen müßten für die franzöſiſche Reiterei mit gefnebelten Tirolern gepflaſtert werden! Ja, mein Menſch, das iſt derſelbe. Und du willſt ſchlafen!“

„Morgen früh wollen wir noch davon reden. Leg dich jetzt aufs Stroh.“ Alſo der Mahrwirt, und weiter ſagte er nichts mehr. Er warf ſich auf das Lager. Dem andern blieb nichts übrig, als ſich auch hinzulegen, und nun lagen ſie nebeneinander auf dem morſchen Stroh, jeder ſchwieg, keiner ſchlief.

Als es ein wenig zu dämmern begann, ſtand Kulber ſchon aufrecht und öffnete die Thür ins Freie. Es war ein klarer Morgen und in rotem Golde ſtieg der Tag auf über den fernen Hochzacken der Tauern.

„Mahrwirt, es iſt Zeit!“ rief Kulber.

„So geh hinab. Ich will heute noch einmal mit mir Rat halten. Ich will mir ſelber zureden, kann es ſein, ſo komme ich morgen nach.“

„Deine Hand drauf, Kamerad!“

Der Mahrwirt reichte ihm die Hand.

„Richtig iſt's,“ ſagte Kulber mit kräftigem Handſchlag, „Peter Mayr, wir ſind bereit und warten nur auf dich!“ —

Kurze Zeit ſpäter und der Mahrwirt war wieder allein auf der öden Alp.

Nun liegt er zum Verschmachten auf einem kühlen Stein ...

Als Peter sah, daß er wieder allein war, wurde ihm leicht und frei um die Brust. Er ging hinaus und wunderte sich über den heiteren mildwarmen Tag, der das weite Gebirgsbild in einen durchsilberten Lichtschleier legte, wie mitten im Sommer. Nur auf dem Stubaier Ferner lag blauender Schatten, denn darüber stand ein Wolkenungetüm, zu schauen wie ein rostbrauner Drache mit ungeheuren Fledermausflügeln. Der Einsiedler horchte einmal, ob denn gar nichts zu hören wäre. Es strich kein Lufthauch, es pfiff kein Vogel, es rieselte kein Steinchen im Gerölle, es pochte kein Hall eines Schusses, es klang kein Menschen- und kein Tierlaut und von den tausend Kirchtürmen im Lande wehte kein Glockenton herauf in diese hohe Wüste. — Und wenn schon die Menschen nicht, Gott hat den Frieden geschlossen. Der Drache hatte sich allmählich gegen die Oetzthaleralpen hingezogen und war ein andres geworden. Die Wolke sah jetzt aus wie Roß und Reiter, und der Reiter hatte einen Helm mit goldenen Rändern. Peter dachte an den heiligen Ritter Georg, auch an den heiligen Reitersmann Martinus, dessen Bild an der Wand seines Hauses war, und der verehrt wurde als Schutzpatron gegen den Feind. — Nun spielte es sich in den Lüften, als ob aus dem Haupte des Reiters ein schimmernder Punkt hervorgesprungen wäre; der hob sich langsam in einem weiten Bogen, stand dann eine Weile bewegungslos im Firmament

und ſchwamm endlich hernieder gegen ein großes ſteiles Kar, welches an beiden Seiten von ſtarren Felszacken beſtanden und welches angefüllt war mit Schnee und Eis und Schutt. Ein Adler konnte es geweſen ſein, doch im Kare war der Vogel nicht mehr zu ſehen. Aber ein ganz leiſes Kniſtern war zu vernehmen durch die dünne Luft herüber, als ob Sand rieſele.

Peter horchte hin, das Rieſeln wurde deutlicher, lebhafter, faſt zu vernehmen wie der Wiederhall eines rauſchenden Baches. Nun ſah der Beobachter mit wirklichem Auge, wie im Kare Schutt- und Schneehalde in langſame Bewegung geriet. Die Schneetafeln riſſen auseinander, über die Eismaſſen zuckten ſchwarze Linien hin in Zickzack, ſie barſten, die Steinſchütten kreiſelten wie Wellen auf einem See und nun wurde alles, alles lebendig und floß träge und ſchwer den Tiefen zu. Der Steingrund, auf dem Peter ſtand, bebte vor dem dumpfen Dröhnen, als die unermeßlichen Maſſen des Kares ſo in den Abgrund fuhren. Aufwirbelte aus dem kräuſenden Strome der Schnee der Sand, mächtige Eis- und Felsſtücke wurden in die Lüfte geſchleudert, wo ſie unter Feuererſcheinungen aneinanderſchlugen; faſt als wären all die Maſſen flüſſig geworden, ſo quirlten und ſchäumten ſie, ſo brandeten ſie niederwärts bis in die dämmernde Schlucht, in welche ihnen das Auge nicht mehr folgen konnte. Noch lange und gar grauſig donnerte es in den Wänden und aus den Tiefen ſtiegen Staubwolken auf. Durch die Lüfte ſchoſſen fremdartige Vögel, anprallend an die Lehnen, auf dem Boden mit den Flügeln vergebens flatternd, angſtvoll pfeifend, bis ſie regungslos liegen blieben. — Endlich war alles wieder

ſtill geworden und im Kar, wo die Schütten gelegen, ſtarrte eine braune ungeheure Bruchfläche.

Peter hatte eine Mahre niederfahren geſehen, wie ſolche in den Alpen nach Schneeſchmelzen oder Regentagen bisweilen ſich loslöſen, Felstürme ſprengen, unten an den Ausböſchungen rieſige Flächen des Waldes wegfegen, weite Gräben verſchütten, ſo daß die Wäſſer andern Lauf nehmen oder ſich ſtauen zu einem See — Gnade Gott den Weſen, die jetzt in der Schlucht waren, dachte Peter, ſie ſind geſtorben und begraben; wehe, wenn das letztere vor dem erſtern iſt! — Dann ſann er weiter: Auch mein Haus ſteht an einem ſolchen Schutthügel, der vom Pfeffersberg herabgekommen und der, jetzt gleichwohl ſchön begrünt und bewaldet, die Mahr heißt bis auf den heutigen Tag. So eine Mahr! Am rechten Orte und zu rechter Zeit thäte ſo eine Mahr viel! Sie thäte mehr als hundert Schützen! ...

Und als Peter Mayr alſo daſtand in der öden Einſamkeit, in der unheimlichen Wildheit der Natur, da hörte er ganz plötzlich und nahe hinter ſich eine helle Menſchenſtimme. Von einem Felswändlein kam ſie herab, und dort ſtand ein Burſche, die Hände in den Taſchen der ſchlotternden Hoſe, munter ſich auf den weit ausgeſpreiteten Beinen ſchaukelnd von einem zum andern. Er trillerte und er ſang ein altes Lied:

„Wie luſtig iſt's im Sommer
Wohl auf der grünen Weid,
Wenn alle Vöglein ſingen
In heller Herzensfreud.
Wenn alle Hahnlein pfalzen,
Und alle Kuckuck ſchrein,
Und alle Mägdlein laden
Die Knaben zu ſich ein.

Wie luſtig iſt's im Winter,
Wenn's auf der Alm wird ſtill,
Und nur ein einziger Hirte
Noch Sennin ſuchen will.
Dem werd' ich gleichwohl ſagen:
Die Sennin iſt nit hier.
Doch bin von einem Knaben
Ich hergeſchickt zu dir."

Nun ſprang der Junge vom Felſen herab, ging näher an den Mahrwirt, ſo nahe, daß dieſer das Weiße in ſeinen Augen ſah und ihn auch zu erkennen glaubte. Und hier gab er, als wie zu Ehren des Zuhörers, noch ein B'ſätzel dazu:

„Es iſt ein ſchöner Knabe,
Es iſt ein braver Mann,
Er hat dem Freund ſchon Liebes,
Dem Feind ſchon Leid's gethan.
Nun liegt er zum Verſchmachten
Auf einem kühlen Stein,
Und läßt durch mich dich laden,
Ein Helfer ihm zu ſein."

Jetzt ſchwieg der Sänger und ſtand ruhig da, als ob er warten wollte, was der Mann thun würde.

Der Mahrwirt ſah ihn an und ſagte: „Du biſt ja der Spielmann, der Gurgler-Toni!"

„Ei freilich!" nickte der Burſche mit dem braunen Geſicht und dem ſchwarzen Haargelocke.

„— Von dem die Leute ſagen, daß er ein Taugenichts iſt!"

„Ei freilich!" ſagte der Burſche.

„Wie kommſt denn du jetzt auf dieſen Berg?"

„Wahrſcheinlich ſo wie du."

„Was willſt aber nur da heroben?“

„Ich? Betteln.“

„Bei den unbewohnten Hütten?“

„Und bei den reichen Wirten, die dahier auf der Alm ſo herum ſtehen.“

„Das wird ſich ſchier nicht auszahlen,“ verſetzte der Mahrwirt.

„Es iſt auch in etlichen Hütten noch wer drin,“ ſprach der Tonele, dieweilen er das rechte Bein in die Höhe hob und mit dem linken ein par Hupfer that. „Zum Beiſpiel, da unten in der Mooshütten ſitzen drei verſprengte Bayern. Die trauen ſich nit hinab und wiſſen alleweil noch nichts davon, daß ſie wieder Herren ſind im Land, und ich hab's ihnen auch nit geſagt. Die haben mir was geſchenkt. Und du mußt uns auch was ſchenken.“

„Was kann denn ich dir geben?“ fragte der Mahrwirt.

„Was du willſt, Wirt, uns iſt alles recht, und noch am liebſten wäre uns eine alte Joppe, weil's kalt iſt. Mein kranker Kamerad hat keine Decke.“

„Dein kranker Kamerad?“

„Freilich.“

„Wo iſt er denn?“

„Ja, mein Lieber, den hab' ich gut verſteckt!“ ſchmunzelte der Tonele, „aber wenn du brav biſt, Herr Wirt, ſo will ich dir ihn verraten. Höre mir einmal fein ſauber zu!“ Und dann begann der Burſche mit ſolcher Beſchreibung: „Wenn du da hinten rückwärts hinübergehſt über den Wall, wo die grauen Steine ſind, und wenn du hinabgehſt zwiſchen dem Knieholz, bis du nit weiter kannſt, weil du

an einem Abgrund ſtehſt, ſo kannſt ſtehen bleiben. Wenn du aber nit ſtehen bleiben willſt, ſondern lieber links hingehſt bis zum Steig und an demſelben niederſteigſt, ſo kommſt du auf eine Alm hinab, die um und um von Kuppen und von Wänden umgeben iſt. Dort iſt es ſehr ſchön. Dort ſtehen auch zwei Hütten, wo im Sommer Senninnen ſind. Die eine Hütte iſt jetzt feſt zugeſperrt, bei der andern haben wir die Thür aufgebrochen und alles, was drin iſt, eigenmächtig an uns geraubt."

„Geh mir mit ſolchen Sachen!"

„Schreckliche Räuber, mein lieber Mahrwirt. Aber wir haben halt müſſen, ſonſt wär' er mir geſtorben."

„Wer?"

„Mein Kamerad. Weil er ſo grob gefallen iſt, wie ihn die Franzoſen über den Steinbühel hinabgeworfen haben."

Nun wendete der Mahrwirt ſich gar angelegentlich dem Burſchen zu und ſagte: „Deine Reden verſtehe ich nicht."

„So könnteſt ja mitgehen und ſchauen," meinte der Tonele. „Wir ſind ohnehin hübſch verlaſſen all zwei und wenn er nit bald ſtark genug wird zum Hinabgehen, ſo deckt uns der Schnee zu. Nachher im Frühjahr zwei maustote Leichen."

Auf ſolcherlei Reden ward dem Mahrwirt unheimlich, er trat in ſeine arme Hütte, nahm den Reſt der Nahrung zu ſich und ging mit dem Burſchen. Sie nahmen genau den Weg, welchen der Tonele beſchrieben hatte, und nach einer Weile kamen ſie richtig hinab in den Almkeſſel zu den zwei Hütten.

Als ſie etwa noch fünfzig Schritte von der einen entfernt waren, ſtand der Tonele ſtill und ſagte zu ſeinem

Begleiter: „Du darfst aber jetzt nit hinein, er kunnt sich arg erschrecken. Nit, daß er vor dem Feind schreckig wär', das nit; ich glaub', wenn's wieder um den Hofer ging', mit den Zähnen zerrisse er die Franzosen."

„Hofer?" fragte Peter, „vom Sandwirt ist was?"

„Freilich vom Sandwirt. Den hätten sie schon im Schnappsack, wenn er nit ins Mittel gesprungen wär'."

„Er? Was denn für einer? So rede doch deutlich!"

„Na, halt er," antwortete der Bursche, „er, der da drinnen liegt. Ist auch so einer, ein Vagabund. Ueberall dabei, wo es losgeht und überall den Herren Soldaten unter den Beinen durch und nur nit heim. Nachher schön sauber das Unglück mit dem Frieden und der Hofer kriegt's Laufen. Wir laufen auch, im Hochgebirge soll's auf einmal so nett sein. Kommt unterwegs der, von dem ich red' und der jetzt da drinnen liegt, der nämliche, ins Wirtshaus auf dem Dürnjoch. Hau, da geht's lustig zu, da gibt's Franzosen! Aber so ein rothaariger Satan ist da, einer von der Gegend der sich auskennt. Der laßt sich Dukaten auf die Hand zählen und wispelt den Welschen was zu, und mein Kamerad hört, daß vom Sandwirt die Red' ist. Er hockt hinten im Ofenwinkel, er, derselb, von dem ich red' — schnitzelt an seinem Stecken herum und thut nichts desgleichen und spitzt doch die Ohrwaschel auf das, was der Rothaarige sagt. Der Hofer wär' voreh im Wirtshaus gewesen und keine Viertelstund nachher durch den Lärchenwald hinauf. Dahinter eine Köhlerei und da müßt' er sich niedergelassen haben, denn er wär', hätt' er gesagt, seit zwei Tagen und Nächten ohne Schlaf und ohne einen Bissen Brot. Das hat der Rote so brummig hingesagt und

darauf zahlen die Franzoſen ihre Zeche und richten ſich zum Fortgehen. Aber der im Ofenwinkel wie ein Wieſel bei der hintern Thür hinaus und hinauf durch den Wald, dem Kohlenrauch zu, und iſt bald bei der Hütte, wo der Sandwirt ſich juſt auf den Schaub legen will. — Kommandant, die Franzoſen kommen! Der Hofer das hören, nichts vergeſſen, davon."

„Iſt er doch entkommen?" fragte der Mahrwirt.

„Freilich."

„Gott Lob und Dank!"

„Hat nit lang gedauert, ſind die Welſchen da und halten die Spieße bei der Hüttenthüre hinein. Der, von dem ich red', er iſt ja noch hübſch jung und klein, will ihnen zwiſchen durch die Beine; da nehmen ſie ihn beim Kragen und wo der Andreas Hofer wär'? — Ja, der iſt halt nit da — Ob er ihn verſchencht? — Mag ſchon ſein. — Auf das haben ſie den, von dem ich red', bei den Füßen genommen, haben ihn hingeſchleift, durch den Wald hinab, haben ihn über eine Felswand geworfen. Dort unten iſt er liegen geblieben, Mahrwirt, und jetzt weißt es."

„Liegen geblieben?"

„Ja freilich, wohl liegen geblieben," antwortete der Burſche. Dann fuhr er in ſeiner Erzählung fort: „Wenn ich am ſelbigen Tag einen Groſchen Geld im Sack hab', ſo iſt's ein Unglück. Dann gehe ich ins Wirtshaus am Joch und eſſe was, und nit hinauf in den Wald Brombeeren ſuchen. Weil ich aber kein Geld hab', ſo gehe ich Brombeeren ſuchen. Und jetzt finde ich ihn liegen, ganz zerſchlagen auf dem Sand, und will juſt verſterben. Ich kenne ihn gleich

auf den erſten Blick — und ſeit der Stund' ſind wir bei einander. Zuerſt im Wirtshaus verbunden und gelabt, nachher wollen über das Gebirg in unſer Thal hinüber, unterwegs iſt er mir wieder ſchwach worden. Hab' mit ihm umkehren wollen zum Jochwirtshaus, ſehe aber ſchon den Rauch aufſteigen und wie's brennt; die Franzoſen haben's angezündet. Jetzt was kann der arme Wirt dafür! Bei der Brandſtatt haben wir nichts zu thun, und ſind halt weiter, hab' mich mit dem Kranken verirrt im Gebirg und wohl ſchon alle Engel ſingen gehört. Mahrwirt, die können's noch beſſer wie der Gurgler-Tonele! Zuletzt haben wir dieſe Lucken da gefunden und ſind hier verblieben. — Ich werde jetzt hineingehen da in unſre Reſidenz; du kommſt bald nach, mußt dich aber nit zu groß verwundern, es gibt noch ſchönre Schlöſſer auf der Welt."

Was ſind das für Geſchichten! dachte der Mahrwirt, als er ſo vor der halb in die Erde verſunkenen Sennhütte ſtand auf der bergumfriedeten Alm. Wunderlicherweiſe ahnte er noch immer nichts; an den Sandwirt dachte er. Das glaube ich, daß ſie nach ihm ſpähen, die Blauhoſen. Nun, vielleicht kommt er ihnen noch einmal von ſelber entgegen, aber ſo, daß zur Abwechſelung ſie wieder einmal laufen.

Jetzt könnte er ja hineinkommen! rief der Tonele zur Hüttenthür hinaus. Peter trat zögernd ein und fand — in trockenes Heu größtentheils vergraben — ſeinen Knaben Hans. — Er war's! Er war's! Das liebe Geſichtlein. Aber gar ſchmal und blaß und auf der Stirn eine Schramme.

Vater und Sohn ſchauten ſich nur ſo an, ſtumm und ernſt. Peter rieb ſich zuerſt die Augen, weil er meinte, vom

grellen Licht plötzlich in den dunklen Raum getreten, ſei er ſonnenblind geworden und es ſpotte ihn ein Trugbild.

Der Tonele trat mit ſteifer Würde dazwiſchen: „Mahrwirt, die Geſchichte weißt du, und da iſt der Held dazu!“

Der Mahrwirt war immer noch ſtumm und welcher nun zwiſchen Vater und Sohn das erſte Wort ſprach, das war der letztere.

„Ich wollte jetzt ſchon gekommen ſein, Vater,“ ſagte er ganz gelaſſen, „wenn ich nur nicht ſo müde geworden wäre. Wie geht es der Mutter?“

Freilich konnte ſich Peter jetzt nicht mehr halten, beugte ſich hin über den Knaben, nahm den Blondkopf zwiſchen ſeine Hände und küſste ihm mit einer faſt zornigen Leidenſchaft die Wangen. Der Knabe ließ das ruhig geſchehen, dann that er einen tiefen Atemzug und ſagte in bittendem Tone: „Vater! — Nicht wahr, jetzt biſt du wieder gut auf mich? ...“

„Kind!“ rief der Mahrwirt aus, „du weißt es nicht, du weißt es nicht, welche Pein du uns bereitet haſt! Du böſes, hartes Kind!“

„Ja, ja, ganz recht, die Franzoſen mögen ihn auch nicht!“ bemerkte der Tonele.

„Dem Hofer? Dem Sandwirt hätteſt du ausgeholfen?“ alſo der Vater. „Du wäreſt derſelbige, du? Gott der Allmächtige ſoll dich ſegnen, du mein tapferes, mein treues Kind!“

Er wußte ſich nicht zu faſſen. Der Knabe zog aus dem Heu ſeine Hand hervor, ſie war verbunden mit einer alten Zipfelmütze, ſtreichelte das Haupt des Vaters und ſagte: „Jetzt bin ich ſchon geſund, jetzt gehen wir bald heim.“

So einfach ging das zwar nicht, denn als der kleine Hans ſich erheben wollte, krachten die Knochen und er ſank mit einem Seufzer wieder zurück auf das Lager.

Der Mahrwirt mußte die beiden Kameraden allein zurücklaſſen im hohen Gebirge. Er ſelber eilte, ſo raſch als ſeine Füße ihn trugen, dem Eiſackthale zu. Er wanderte einen Tag und eine Nacht und konnte unterwegs nichts denken als: o Wunder, jetzt haben wir den Hans wieder! Dieſer Spielmann! Kein gutes Wort habe ich ihm geſagt, und er hat's doch ſo brav gehalten mit dem Knaben.

Schon gegen Morgen war's, als der Mahrwirt zu ſeinem Hauſe gelangte. Um Frau Notburga in ſeinem kaum zu bändigenden Ungeſtüm der Freude nicht zu erſchrecken, klopfte er an die Thüre des Stalles. Erſt auf ein zweites Klopfen hörte er drinnen die Hanai ſagen: „Chriſti Heiland, jetzt iſt gewiß der Taugenichts da!"

Der Wirt ahnte gleich, wen ſie meinen konnte, daher ſprach er: „Gedulde dich, Hanai, er kommt morgen. Heute bin ich es und du ſollſt ſo gut ſein und mein Weib aufwecken, aber ganz leiſe."

„Leiſe?" lachte die Magd, „da wird ſie ja nit munter."

„Ich meine nicht zu heftig, daß ſie nicht erſchreckt. Und ſollſt ihr ſagen, ſie möchte ſich richten, es thäten ein paar gute Bekannte anrücken. Hanai! Unſer Hans iſt wieder fürgekommen. Denke dir, der kleine Kampel hat den Andreas Hofer auf der Flucht vor den Franzoſen gerettet. Und der Toni, der Muſikant, der Taugenichts —"

„Na, na, Wirt, derfang' dich, derfang' dich!"

„Der hat wieder den Hans gerettet, es iſt wie eine Mähr, es nicht zu glauben."

Er wußte gar nicht, wie er mit wenigen Worten alles sagen konnte. Die Hanai schlüpfte vor Freude wimmernd in ihr Gewand, lief aus dem Stall zum Hausthor und begann mit aller Macht zu rütteln und zu schreien, um der Frau Notburga „ganz leise und ohne sie zu erschrecken", die Botschaft beizubringen.

Und also hub nach langer Trauer ein dreifacher Freudentag an im Hause an der Mahr. Zwei Stunden kaum gönnte Peter sich Ruhe, dann machte er sich mit noch ein paar kräftigen Männern der Nachbarschaft auf nach den Berghöhen, um den Knaben und seinen treuen Genossen zu holen und in das heimatliche Thal zu bringen.

Peter, ich hab' deinen Handschlag!

Im Wirtshause an der Mahr waren keinerlei Anstalten getroffen, um zur glücklichen Heimkehr der Vermißten ein Freudenfest zu feiern, es feierte sich ganz von selbst. Alle Nachbarn und Freunde waren herbeigekommen, so daß das Haus die Gäste schier nicht fassen konnte. Heute tranken sie gemeinsam aus großen Krügen den rothen Tirolerwein, der um diese Jahreszeit am besten ist, und Peter saß frisch aufrecht unter ihnen. Er wußte keine Zeit, wo ihm so wohlgemut gewesen war, als heute, und wieder nahm er sich vor, von jetzt an ganz seinem Hause zu leben. Sein Plan war, die Wirtschaft an der Straße aufzugeben, oben auf dem

Ritten, seiner alten Heimat, ein Bauerngut zu kaufen, zu pflanzen, zu ackern, Vieh zu züchten und feststständig zu werden auf der Väter Scholle. — Vielleicht, daß er heute das letztemal frohe Kameradschaft hielt im Wirtshause.

Dem kleinen Hans mußten sie ins Bett hinein die Herzensworte sagen, die sich denn einmal nicht zurückhalten ließen. Der Held, der den Hofer gerettet hat! Der seinen jungen, gesunden Leib hat müssen opfern für den Vater von Tirol! — Die Frauen waren gar nicht abzuhalten, ihn zu herzen und zu kosen, bis er mit den Armen eine sehr unwillige Bewegung machte: Sie sollten ihn in Ruh' lassen!

Frau Notburga saß neben ihm und schaute ihn an mit einem Gesichte voller Stolz und voller Sorgen und wies die größten Lobpreisungen demüthig zurück. Der Arzt hatte versichert, die Hauptsache werde sich bald wieder geben, so daß der Knabe wenigstens am Stocke würde gehen können. Es war eben einer mehr der Krüppel aus dem Befreiungskampfe, und ein gar junger!

In einer ganz andern Glorie schwamm bei dem Feste der schöne schwarzlockige Gurgler-Tonele. Der aß und trank fürs erste weidlich, fürs zweite hatte er seine „Klampfen" zur Hand, und so oft sie anhuben, seine Bravheit zu loben, hub er an zu klimpern. Zum fröhlichen Saitenspiel munterer Gesang und dieweilen schweiften seine schwarzen Augen in der Stube umher und suchten etwas.

Dasselbige aber, was die schwarzen Augen suchten, lugte vom Vorhaus durch die Thürfuge herein. Die Magd Hanai allein hatte an diesem Tage bei sich so viele himmlische Freuden, als alle andern zusammen. Nur der einen Sache

wegen wollte sie sich tief in den Erdboden hinein schämen. Alle Anwesenden hatten ihr Halbfeiertagsgewand am Leibe und waren ordentlich hergestiefelt; der Tonele saß in seinem lehmgrauen und verschlissenen Röckel da und hatte nicht einmal Schuhwerk an den Füßen. Er schaute wahrhaftig aus, als wäre er von seinem Ideal, dem Bettelkarren, herabgesprungen. Und doch hat er die Keckheit, mit seinem roten Gesichtel jeden und jede anzulachen! Aber das sollte er sich schon noch abgewöhnen, der müsse noch ordentlich gebürstet werden, bis man sich mit ihm auf den Kirchplatz wagen könne. Unerhört, was er jetzt wieder für eins herauszwickt.

Der Tonele ließ seine Augen blinzeln und sang:

„A so ein fesch Kerndl,
Als wie mein süaß Deandl
Gibt's auf der ganzen Welt nit mehr.
Und das liabe Täuberl
Wird bald mein brav Weiberl,
Ich gib's um Leib und Leb'n nit her!
— Schrum schrum, zidi zum —
Ich gib's um Leib und Leb'n nit her!"

Das war hübsch, aber es wäre gewiß noch hübscher gekommen, wenn der Gesang nicht derb unterbrochen worden wäre. Mehrere Männer traten rasch in die Stube, darunter auch der schwarze Steuereinnehmer.

„Ist Faschingszeit jetzt?" rief Kulber mit den Augen den Wirt fassend, „Mahrwirt, schicke die Spielleute und die Weibsbilder fort, wir verlangen es!"

Peter stand von seinem Sitze auf und entgegnete: „Das Recht wird mir zustehen."

„Peter Mayr!" sagte Kulber, „willst du dich zu Schanden machen lassen von deinem zehnjährigen Sohn?"

„Wieso?“

„Der kann Wort halten.“

„Wort halten wird unsereiner auch noch können,“ antwortete der Mahrwirt.

„Du hast mir dein Wort nicht gehalten!“ sprach Kulber leise, aber mit schwerem Nachdruck.

„Kulber!“ rief der Wirt und richtete sich starr empor.

„Wir haben dich gerufen in der Not, du sitzest beim Zechkrug und bist nicht gekommen, wie du mir's versprochen hast.“

„Ich habe dir nichts versprochen!“

„Oben im Gebirg! Peter, ich habe deinen Handschlag!“ sagte Kulber.

„Davon weiß ich nichts. Beim Abschied habe ich dir freilich die Hand gegeben,“ entgegneter Peter.

„Du hast mir sie darauf gegeben, daß du kommst!“

„Wenn es sein kann, habe ich gesagt.“

„Nicht, wenn es sein kann!“ rief Kulber leidenschaftlich, „davon habe ich nichts gehört. Du hast mir die Hand darauf gegeben, daß du kommst und mit uns in den Kampf gehst!“

Alles war still und schaute auf den Mahrwirt. Dieser that die Arme auseinander in eine halb wagerechte Lage und sagte: „So wahr Gott im Himmel ist, ich weiß nichts davon. Aber ich habe seither viel Aufregung erlebt, man kann's vergessen. Sagst du's, Kamerad, so glaub' ich's. Wenn ich's versprochen habe, so halte ich's, und wenn ihr jetzt um mich da seid, so gehe ich mit euch.“

„Gott sei Dank,“ sagten die Männer zu einander, „er geht mit uns.“ Sie drängten sich an ihn, um seine

Hand zu fassen: „Wir haben es ja gewußt, Mahrwirt, daß du uns nicht verlassen wirst. Unser Kommandant mußt sein!“

„Ich gehe mit, weil ich muß, aber Kommandant will ich nimmer sein,“ entgegnete Peter.

„Unser Kommandant mußt sein. Die Verantwortung tragen wir alle, aber folgen wollen wir nur dir allein. Die andern sagen auch so. Du bist schon gewählt, da kannst dich nicht mehr weigern. Peter, denk' an die Klausen, damals! Mit dir und neben deiner werden wir die hölliſchen Sakra schon wieder hinauswerfen. Es ist aber die höchste Zeit, hinter dem Brenner herauf ist schon alles voll, mehr Franzosen als Graßbäume. Der Löw Befer strotzt sich auf wie die Katz' vor dem Sprung. Es ist die höchste Zeit.“

Peter wendete sich gegen die Tische hin: „Trinkts aus, Männer. Wer mit will — wir gehen!“

Kulber war vergnügt und dachte: Mit der plumpen Wahrheit richte ich das ganze Jahr nicht so viel aus, wie mit ein bissel Politik in einer halben Stund. Jetzt kann's losgehen.

Eine Viertelstunde später war es leer und still im Wirtshause an der Mahr. Frau Notburga saß nachdenklich unter ihren Kindern. Der Hans versicherte, daß weder an Händen noch an Füßen, noch an andern wunden Stellen Schmerzen vorhanden wären und daß er mit dabei sein wolle gegen die Franzosen. Indessen ging es ihm nicht viel besser, als oben im Gebirg: als er sich aufrichten wollte, sank er mit einem Hauch des Schmerzes wieder zurück. Dann knirschte er über den schlechten Arzt, der ihn noch nicht gesund gemacht hätte. Schwesterlein Marianna ging

gar nicht von seinem Bette fort, sie hatte für ihn sanftmütigen Zuspruch und streichelte mit den weichen Händchen sein blondes Haar und schaute dabei ganz ehrfurchtsvoll auf den wiedergefundenen Hans, der so große Stücke ausgeführt und so viele Fährlichkeiten bestanden hatte. Er war ihr jetzt weit lieber, als das ganz kleine Peterlein, das noch nichts Nennenswertes geleistet hatte außer Milchtrinken und Fingernutschen.

In der darauffolgenden Nacht ereignete es sich, daß an der Stallthür des Mahrwirtshauses jemand hübsch beharrlich klopfte und wisperte und endlich auch seufzte, und daß drinnen sich beharrlich niemand meldete. Als das eine Weile so gewesen, wurde es vor der Thür still, jedoch rückwärts draußen, wo ein Fensterlein war, hub eine gar ängstliche und gedrückte Männerstimme an, sanft also zu singen:

„Ich hab' dich so g'liabt,
Und ich hab' dich wollen werb'n,
Und jetzt soll ich traurig
Mit meiner Liab sterb'n.
Das kann doch nit sein,
Hab' dich gliabt treu und rein,
War ja immer bei dir,
Wann du weit weg von mir.

Und wann d' noch so hart bist,
Ich hab' dich doch gern,
Wie keiner auf der Welt dich
So liab'n kann und ehr'n.
Und daß ich dich g'habt hätt'
Mein Dirndl so gern,
Das wirst, wann ich g'storb'n bin,
Erst inne noch wern."

Ah — nun ging das Fenster auf. In leise grollendem Tone sprach die Magd heraus: „Still sei! Die dummen

G'sangeln alleweil! — Wo du sie nur hernimmst, möcht' ich wissen!"

„Das weiß ich halt selber nit," meinte der Sänger, „mir fallen sie nur alleweil so ein."

„Und ist's dir richtig ernst mit so was?" fragte sie.

„Ah beileib," antwortete er, „man thut halt nur so singen."

„Daß du aber schon gar keinen Fried' geben kannst bei der Nacht!"

„Ja, das ist mir schon selber zu dumm," sagte der Tonele, — natürlich war es der — „dasmal ist's aber was Wichtiges. Ich will von dir Abschied nehmen." Er lehnte an der Wand und hielt seine Hand hinein zum Fenster.

„Aber bist ja erst gekommen," flüsterte die Hanai, „das heißt, du willst mit den Männern fort und da hast schon recht. Aufs Schlachtfeld, du tapferer Ritter, damit du wieder einen Franzosen — trinken lassen kannst am Brunnen."

„Fangst schon wieder an," murmelte er jetzt wirklich verzagt, „kaum daß ich bei dir bin, fangst an. Gescheiter, ich geh' fort und mich g'freut nichts mehr."

„Toni, ja warum denn?"

„Na, halt so."

„Lapp, du wirst doch wissen, warum!"

„Wissen thu' ich's schon."

„Magst mir's nit sagen?"

„Du weißt es eh selber."

„Und wenn der Kuhschweif Kirchenglocken läutet, nichts weiß ich."

„So kannst dir's denken."

„Ich bin nit so gescheit, als wie du."

„Und ich bin nit ſo tapfer, als wie du," ſagte der Burſche bitter, „ich hab' keine Leut' derſchoſſen, hab' mit der Miſtgabel keine Franzoſen verſprengt, nit einmal den Bonaparte hab' ich gefangen und auch nit dem Sandwirt geholfen auf der Flucht."

„Nau, und was weiter?"

„Und darum magſt mich nit."

Jetzt, das hatte die Hanai gehört und verſtanden. Sie kratzte mit dem Fingernagel ein wenig am Fenſterrahmen, als ob dort etwas Ungehöriges klebte, und hernach murmelte ſie in den Holzpfoſten hinein: „Das muß ich ſchon ſagen, ſchön iſt's just nit, daß du nit um einen Groſchen was ausgerichtet haſt bei der jetzigen Zeit, wo ſogar die Schulbuben ihr Heldenſtückel aufzuweiſen haben. Nur, daß man es dir nit ſo ſchwer aufmeſſen kann. Und das, wie du den kleinen Hans haſt aufgeſucht —"

„Was meinſt, Hanai?"

„Narr, geh' her näher, wenn du ſonſt nichts verſtehſt!"

Er war ohnehin nicht weit, nun duckte er ſich und ſteckte den Kopf zum Fenſter hinein.

„Was glaubſt denn eigentlich?" fragte ihn die Hanai. „Du nichts haben, ich nichts haben — auf was ſollen denn wir zuſammen heiraten?"

Der Burſche ſtutzte. Davon ſpricht ſie? Selber hebt ſie davon an? Gut iſt's.

„Freilich wohl, wenn wir nichts haben," antwortete er beklommen, „aber ſchau, wenn wir *nit* zuſammen heiraten, ſo haben wir halt auch nichts."

„Sie *laſſen* uns gar nit heiraten!" Unwirſch ſtieß die Magd dieſes Wort hervor.

„Wegen dem," antwortete hierauf der Bursche gelassen, „wegen dem, daß sie uns nit heiraten lassen, wollt' ich noch g'rad nit ins Wasser gehen; wenn wir uns all zwei miteinand gern haben, bin ich schon zufrieden."

„Gern haben? Wie meinst du das?"

„Na ja, gern haben. Halt so gern haben, wie zwei verliebte Leut' sich halt gern haben."

„Mensch!" begehrte die Hanai auf, „du bist doch grundverdorben. Wart', ich will dir helfen!" Zornig packte sie ihn bei den Haaren, der Bursche ächzte, wimmerte, gab dem Zerren ihrer Hand erklecklich nach, ruck, ruck, durchs Fenster — und plumps! liegt er drinnen auf der Stallstreu zu ihren Füßen.

Im ersten Augenblicke vermochte er sich vor Ueberraschung ob dieser unvorhergesehenen Schicksalswendung nicht zu fassen. Finster war es auch. Sie aber wußte ihn trotzdem zu finden, um diesen leichtfertigen Loter einmal recht exemplarisch zu strafen. Ihn an beiden Ohren fassend, mit den Fäusten seinen Kopf walkend, pfauchte sie: „Ja, mein sauberes Spitzbuberl! So hätte ich dich schon lang gern unter meinen Fäusten gehabt! Wie du es hast getrieben, das ist schon ein bissel gar zu arg gewesen. Herumklimpern vor allen Häusern und betteln, weiß Gott, um was alles! Nachher wieder herumliegen unter Stauden und Heuhaufen bei der Nacht! Nachher wieder fort, nichts hören lassen, nachher mit den zernichten Gewandfetzen im Wirtshaus sitzen und sich die Augen auskegeln auf allerlei Weibsbilder hin, daß es eine Schand und ein Spott ist . . .!"

„Au, au, au!" jammerte der arme Touele, denn sie war ihm auf die Zehen getreten.

„Ja, au, au, wirst du dir noch genug winseln, wenn du einmal in der Höll' bist!" kuirschte sie, „dieweilen aber! Dieweilen! Wart' nur, du sollst dir's merken!" Damit riß sie ihn an sich, „du schlechter Mensch, du! Du! Du! sündhafter sauberer lieber Kerl, du! Dem Hansel ein so braver Kamerad sein! Sei's meiner auch, Toni, herztausiger Schatz, sei's auch meiner! Mein bist! Mein bist ganz!" Und drückte seinen Kopf mit beiden Händen an ihren Busen und preßte ihn mit aller Macht an sich, daß ihm und ihr der Atem verging. —

So schauderhaft ist der junge Spielmann bestraft worden für seine Missethaten. — Ob es ein sehr abschreckendes Beispiel war? Aber gemerkt hat er sich's.

Am nächsten Morgen, als die Sonne aufging, saß der Bursche auf einer Pappel, wie sie an der Landstraße stehen, und trillerte ein solches:

„Sie hat ein Haar, als wie von Seiden,
Und ein' Hals, so weiß wie Kreiden,
Und 's frische, helle Aeugerl lacht,
Als wär's von Luft und Himmel g'macht.
Und Wangerln hat's wie Morgenröt,
Wann auf der Alm die Sonn' aufgeht.
Wann's lacht, so legt sich halt der Mund
In d' Wangerln eini, kugelrund,
Daß überall ein Grübaberl steht,
Als wann man ihr's ausdrachselt hätt'.
Und hat ein Brüsterl rund und rein,
Als wie ein weißer Marmelstein.
Und hat ein Herzel heiß und voll,
Daß ihr schier 's Mieder springen soll.
Und wann ich mir's so zuwaziach,
Und ihre weißen Zahnerln siach,
Und 's Zungenspitzl guckt herfür,
Da ist's frei aus und g'fahlt mit mir.
Da ließ' ich Himmelreich und Leb'n
Wann ich ihr kunnt a Busserl geb'n."

So hat er geſungen hoch oben auf der Pappel, die an der Straße ſtand. Kann ſich einer denn ſo viele Wiſſenſchaft aneignen in einer einzigen Nacht?

Mein' Freud' iſt auf der grünen Alm!

Auf dem Marktplatze zu Brixen hatte ein bayriſcher Kommiſſär bekannt machen laſſen: Keine Zuſammenrottung! Nach fünf Uhr abends kein offenes Wirtshaus! Abzuliefern die letzten Waffen, nicht ausgenommen das Taſchenmeſſer aus der Lederſcheiden! —

Die Antwort darauf war, daß Kulber von der Anhöhe herab ein paar Kanonenkugeln knallen ließ auf das Haus, in welchem die bayriſche Behörde war. Da ſchwieg dieſe und die Tiroler machten kein Geheimnis mehr.

Südtirol ſtand bereit zu neuem Kampfe. Bald bewegte ſich Schar um Schar gegen die Engſchluchten des oberen Eiſack. Die Jungen voraus, die Alten hinterdrein. „Ein Eichtel richten wir auch noch was aus," ſagte von den letzteren einer, „wenn unſer genug ſind. Zwei Alte machen ſo viel wie ein Junger."

In mehreren Gärten des Thales huben zu dieſen ſpäten Tagen die Sträucher an zu grünen, wie einſt im Mai. Ein Lilienſtamm ſtand auf und entfaltete ſeinen weißen Kelch. Gar ſeltſame Anzeichen, die Großes bedeuten konnten. Oben am Schlern in den Saiſerfeldern huben die Glocken wieder an zu läuten; es waren die unterirdiſchen Glocken einer dort in alten Zeiten verſunkenen Stadt, die allemal

läuteten, wenn ein großes Ereignis bevorſtand. Auf unzugänglichen Felſen hörte man Pferdegetrab und Gewieher. Vom Himmel fielen da und dort helle Blutstropfen herab. In einer Kirche auf dem Ritten ſah man Heiligenbilder weinen. In einer Nacht ſtieg vom Kirchturm zum heiligen Jakob eine hohe bläuliche Flammenſäule auf, ſich oben ſpitzend wie ein rieſiges Feuerſchwert. Auf den Gräbern erſchlagener Tiroler zuckten manchmal rote Flämmlein und im Walde bei Mühlbach wollte ein Hirte geſehen haben, wie aus Moos und Raſen fleiſchloſe Arme mit krallenartigen Fingern hervorwühlten und ſich ihm entgegenſtreckten.

Derlei Erſcheinungen und Gerüchte, die beſonders Kulber mit Fleiß in Umlauf zu bringen wußte, verſetzten die Bevölkerung in eine unbeſchreibliche Aufregung und alles, was nur Waffen tragen konnte, kam hervor und ſtellte ſich zum Streite. Und es zeigte ſich wieder, wie dieſes Land unerſchöpflich war an Kämpfern und Waffen. Das klang und knarrte und ſchrillte wieder durch die Thäler und von den bayriſchen Beamten und Landwächtern wagte ſich keiner hervor.

Peter Mayr befehligte die ſeltſamen Truppen. Kein Wort war weiter darüber geſprochen worden, er gab Anordnungen und alles gehorche ihm — dem Sieger von Mühlbach.

„Schützen," hatte er nun, als die Bewegung ins Rollen kam, geſagt, „Schützen werden wir vorderhand wenige brauchen, heißt das, wenn wir flink ſind und das warme Wetter anhält. Aber Zimmerleute, Weidenbinder, Seiler ſollen herbei, ſo viele ihrer zu haben ſind, und Holzleute mit Beilen und Erdarbeiter mit Krampen, je mehr, deſto beſſer!"

Sie verſtanden den Kommandanten nicht, ſollten ihn aber bald verſtehen.

Gegen den Brenner hinauf hinter Oberau zieht ſich durch das Gebirge in Schlangenwindungen eine ſtundenlange ſchauerliche Engſchlucht. Der Eiſack gräbt ſich ſauſend und brauſend durch, hoch hinan die braunen Felſen beſpritzend mit ſeinen weißen Giſchten. Wuchtige Steinblöcke, die niedergebrochen oder von den Fluten herangewälzt ſind, liegen im Waſſer, umraſt von den wütenden, grabenden, ſchreienden Wellen. Manches übermütige Bäumchen hat in den mooſigen Spalten Stand gefaßt auf dem leiſe bebenden Fels, ängſtlich krallt es ſeine Wurzeln aus und ins Waſſer hinab, kein Sonnenſtrahl wird ihm zu teil, weder im Winter, noch im Sommer, und bald ſteht es nur mehr als entrindeter, knochenfarbiger Strunk mitten im tobenden Elemente. Vom Hange ſind Urwaldſtämme niedergebrochen und modern am Uferrande, ihr ſtarres Aſtgewirre vom Waſſer beſpült. Neben dem Eiſack muß ſich an Wand und Wildnis die Straße forthelfen, welche den Norden mit dem Süden verbinden ſoll. Wie muß ſie ſich winden und ducken, beſcheiden dem wilden Strome ausweichen und doch wieder ſänftiglich ſchmeichelnd an ihn ſich ſchmiegen, um nur weiter zu kommen. Stellenweiſe hat ſie ſich aus dem Felsgrunde ihr gutes Recht herausgehauen und dasſelbe mit wuchtigen Pälzen und Pfeilern geſichert; an andern Stellen hat ſie mit rieſigen Quadern ihren Boden dem Fluſſe abgerungen, ihn mit Vorwällen und Geländern geſchützt! aber das alles iſt nur von heute auf morgen. Kommt der Eiſack eines Tages hochgewölbt und gepanzert mit Stämmen, Strünken und Felsklötzen, dann bricht das Menſchenwerk krachend zuſammen

und die Wellen verwiſchen und verwaſchen alle Spuren jahrelanger Arbeit in wenigen Minuten.

An beiden Seiten der Engſchlucht ſteigen teils ſenkrecht oder terraſſenförmig die Felſen, teils die bebuſchten, kümmerlich bewaldeten ſteilen Hänge, teils in wüſten Karen die Schuttſchichten empor, ſich hebend und bauend bis zu den höchſten Alpenkuppen faſt im Bereiche der Gletſcherregion. Nicht allein vor dem Waſſer hat die Straße ſich zu ſchützen, das an ihren Grundfeſten nagt, wohl auch vor den Sandſtrömen, Lawinen und Bergſtürzen, die hoch oben drohend hängen. Wenn der Eiſack einmal ſeinen lauten Atem einhalten und horchen wollte, er würde wohl das Rieſeln und Bröckeln hören oben in den Hängen. Nicht allein der von der Gemſe losgetretene Stein ſpringt herab, ſondern auch der vom Eiſe gelockerte Fels! nicht allein die durch Schnee und Regen durchweichten Schuttmaſſen können ins Rutſchen kommen, auch das durch Morſchen der Wurzeln abgeſtorbener Bäume und Sträucher haltlos gewordene Erdreich. Am Wege hin und hin, an Wänden, Baumſtämmen und Pfählen ſind ſie geheftet, die Erinnerungstafeln an Unglück und Tod, ſo den Wanderer zur Stelle plötzlich angetreten.

Und durch dieſe Wildniſſe zieht die Straße von Nordins Südtirol, die Straße von Deutſchland nach dem Lande, wo die Zitronen blühen, welchem auf gleichem Wege einſt Heere und Kauffahrer, Fürſten und Dichter zugewandert waren. Es war das einzige Schluchtenthor weitum und dieſe Straße mußte nun gewärtig ſein der feindlichen Truppen, die jeden Tag in vernichtender Uebermacht herabſtrömen konnten vom Brennerpaſſe.

Das zu ſolcher Jahreszeit faſt unheimlich ſchöne und laue Wetter hielt an. Peter Mayr hatte ſeine Leute in die Engſchluchten des Eiſack geführt, nach vielem Umherſteigen ſie dort verteilt an den Hängen und Felsterraſſen und ſie ganz ſeltſamlich befehligt. Nicht daß ſie hinter Büſchen mit geladenen Stutzen lauern ſollten auf die bald anrückenden Truppen, nicht daß ſie Felsblöcke oder Baumſtämme vorbereiten ſollten zum Hinabwälzen auf die bald vorübermarſchierenden Soldaten; wohl auch ſolche Arbeiten gab es ſtellenweiſe, doch die Hauptſache war diesmal etwas andres.

Dort, wo gegenüber einer vorhängenden Wand hart am linken zerriſſenen Felſenufer des Eiſack die Straße ſich eine längere Strecke hinzieht unter einem turmdachſteilen, ſpärlich mit Erlen bewachſenen Hange und einer ſchmalen Brücke zu, dort, wo hoch über dieſem Hange klüftige Wände ragen, Wände, in deren Runſen Schutthalden und Steintrümmer lagern, auf kümmerlichem Erdreiche auch einzelne Bäume ſtehen — dort rief der Mahrwirt ſeine Männer zur Arbeit. Dort hoch oben mußten ſie Bäume fällen und ſpalten, dieſelben quer am Hange hinlegen, mit Weidengewinden an den Enden aneinander binden, als ſollte ein Steg hergeſtellt werden entlang der ſteilen Lehne. Mit Seilen wurde dieſer viele Klafter lange Steg ſo befeſtigt, daß er wie eine Hängebrücke war. Höher oben in den Klüften waren die Tragſeile an beſtimmten Stellen ſorgfältig befeſtigt und zu je einem nun ſtrammgeſpannten Seile ein Mann mit dem Beile verordnet. Das war das erſte, und die weiteren Anordnungen des Mahrwirtes verſtanden ſie ſchon beſſer.

Peter befahl, daß man beginne, den langen Hängeſteg mit Schutt und Steinen und Felsblöcken vorſichtig zu

belasten. Und so huben ihrer siebzig Mann an, da oben zu graben, zu wühlen, zu lockern und die Massen aufzuschichten über dem Stege. Sie arbeiteten hastig Tag und Nacht, unten bemerkte man nichts, denn die Büsche verdeckten das Werk und das Wasser überschrie alles andre Geräusch. Mit großer Emsigkeit arbeitete jeder, denn Kulber, der oben bei Mittewald Wache hielt, sandte fort und fort Boten: der Feind sei schon in Sterzing und rücke immer näher. Der Kreuzwirt von Brixen, der Rampesbauer, der Griesacher, der Stauker ordneten immer die Linie. Auch selbst handhabten sie Hauen und Krampen. Der Griesacher und der Schockelfranz hatten sonst kein rechtes Zusammensehen; ein Grenzstreit hatte sie entzweit vor vielen Jahren, der Streit war längst gerichtlich geschlichtet, aber sie konnten ihn nicht vergessen und hegten insgeheim gegeneinander Feindschaft. Nun es fürs Vaterland ging, arbeiteten sie einträchtig nebeneinander, und als jetzt der Griesacher den Franz bei der Lockerung eines Felsblockes unterstützt hatte, hielt der Schockelfranz ihm die rechte Hand hin und sagte: „Nachbar, wir wollen gut sein miteinander, wenn's dir recht ist, von heut' an wollen wir miteinander wieder gut sein."

So oft die Männer von ihrer Arbeit aufschauten, war ihr Blick in die Schluchten hin gerichtet; es war dort noch nichts wahrzunehmen, und so konnte der Mahrwirt fortfahren, immer mehr Massen über der Hochbrücke auftürmen zu lassen, so daß sie stellenweise schon hinangingen bis zu den senkrechten Wänden. — Und endlich war es so weit, daß er zu seinem Schwager Augustin, der im Bauernkittel neben ihm grub und schaufelte, die Worte sprach: „Jetzt können sie kommen."

Auguſtin hatte ſeinen Prieſterrock abgelegt und auch das Kreuz. Jetzt bedurfte keiner mehr eines Zuſpruchs, einer Aneiferung, jetzt wußte jeder, was zu thun war und um was es ſich handelte. Auguſtin antwortete nur: „Wenn Kulber nicht wieder übertreibt, ſo werden wir nicht lange zu warten haben.“

Peter blickte beobachtend zum Himmel auf und ſagte leiſe: „Wenn das Wetter klar bleibt, dann wird's kalt in der Nacht.“

Auguſtin entgegnete: „Mir iſt ſo warm in der Bruſt, daß ich Rock und Leibel wegwerfen möchte.“

„Nur jetzt kein Froſt!“ ſetzte Peter bei. „Auf zehn Jahre lang mögen Maifröſte den Weinſtock verſengen in Tirol, nur jetzt kein Froſt!“

Und als es gegen Abend ging, begann der weiche lockere Schutt ſich zu härten, daß er klang, wenn man mit dem Schuh oder Spaten an ihn ſtieß. Nun erſt verſtand Auguſtin Peters Angſt vor dem Froſt. Doch am nächſten Tage war wieder die warme Sonne da und vom Ritten her zog ein lauer feuchter Wind.

Der Mahrwirt war Feldherr und nichts als das. Nicht mehr gezwungen war er's, ſondern aus freiem Willen, in Luſt und Begier. Man hörte kein andres Wort von ihm, als was des Kampfes und der Wehr war. In der Nacht, wenn er in ſeinem Loden eingeſchlagen zwiſchen Steinblöcken, mit Reiſig überdeckt, lag, ſann er neue Pläne aus, um in Verbindung mit Naturmächten den Feind zu ſchwächen oder zu vernichten. Graute der Tag, ſo ſtieg er ſchon wieder in den Hängen umher, um nachzuſehen, ob alles ſeine Richtigkeit habe. Beſonders auf die zahlreichen, ſcharf-

geſpannten Seile richtete er ſein Augenmerk, und den Männern, die in gewiſſer Entfernung voneinander abwechslungsweiſe Tag und Nacht angeſtellt waren oben bei den Verankerungen, ſchärfte er immer wieder ein, bei dem beſtimmten Zeichen alle zugleich ihr Seil durchzuhauen. Das Zeichen ſei folgendes: zuerſt vom Felsvorſprunge her mit der Schwegelpfeife den Anfang der Melodie: „Mein' Freud' iſt auf der grünen Alm!“ das bedeute volle Bereitſchaft. Dann nach einer kleinen Weile drei raſch aufeinanderfolgende Flintenſchüſſe und der laute Ruf: „Im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit!“

Alſo waren ſie fertig und lauerten.

Und eines Morgens, als der liebliche Sonnenſchein die Berghäupter verklärte und in den Schluchten der feuchte bläuliche Duft lag und ein mildes herbſtliches Spinnen durch die ganze Natur ging, da huben auf der Lehne die letzten blühenden Enzianen leiſe an zu zittern. Und da haſtete ein Mann herauf aus der Tiefe, der ſchrie flüſternd: „Sie kommen!“

Einen Augenblick ſchien es, als wollten die Sträucher und Steine lebendig werden hoch am Berghange, hie und da huſchte eine Geſtalt, hie und da ein halberſtickter Laut — dann war es wieder ſtill, öde und ſtarr ſtand der Berg da, wie er immer geſtanden. In der Tiefe rauſchte das Waſſer. —

Weit oben, wo die Eiſackſchlucht ſich krümmt, hinter der Böſchung des Berges ſtieg Rauch auf. In Mittewald brannten Häuſer. Zu gleicher Zeit, als man das bemerkte, wurden die erſten Reiter ſichtbar auf der weißen Straße. Sie ſchienen im gemächlichen Tempo zu reiten, wahrſcheinlich

ſich hübſch Zeit gönnend zur Betrachtung der romantiſchen Gegend. Oder wollten ſie in Erinnerung an die landesübliche Kampfweiſe lieber in großen geſchloſſenen Trupps die Schlucht paſſieren und alſo vor derſelben ſich ſammeln? Den Reitern folgen auch bald dichtere Maſſen, die, ſo weit die Straße zu überſehen war, endlos nachſtrömten. Wo ein Sonnenſtrahl auf die Truppen fiel, da leuchtete ein buntes Farbenſpiel von Blau, Rot, Gelb und Weiß und die Waffen blitzten in blendenden Funken. Zu hören war noch nichts, als das ewige dumpfe Sauſen des Waſſers, und auf der Straßenſtrecke, die unterhalb der verborgenen Hängebrücke hinging, zog kein Wanderer und kein Fuhrwerk.

Doch ſiehe, ein kleiner Karren mit dem üblichen Blachenkobel, einer von der Art, wie ſich ihn der junge Spielmann Tonele gewünſcht, kollerte munter daher die Richtung vom Brenner gen Brixen. In der Gabel trabte ein Mauleſel unbekümmert fürbaß und hinten lief ein ſchwarzes Hündlein hin und her und vertrieb ſich die Zeit, die es übrig hatte, mit den welkenden Fächern der Germen, die am Wege ſtanden und nach denen es manchmal ſchnappte oder ihnen etwas andres anthat. Daß dieſe Dinger ſo hübſch fächelten, wenn das Tier ſie mit der Pfote fangen wollte, ſchien ihm kein ſchlechter Spaß zu ſein. Dieſes Gefährt that gerade nicht, als ob es auf wilder Flucht wäre vor dem anrückenden Feind. Ja, im Blachenkobel erhob ſich jetzt ſogar eine helle Muſik von zwei Klarinetten, deren Klang froh in den Felſen wiederhallte. Fahrende Muſikanten, welche im Glück ihrer Sache, die ſie auf nichts geſtellt, nicht unterlaſſen konnten, an dieſem ſo lieblichen Herbſtmorgen Gott und der ſchönen Welt zu Ehren ein Liedel zu pfeifen.

Peter ſchaute von ſeinem hohen Poſten herab auf dieſe fahrenden Leute, die ſo ahnungslos und fröhlich des Weges zogen. — An der Wand einer Dorfkapelle hatte er einmal ein Bild geſehen, auf welchem ſtolz zu Roſſe, mit dem Schwerte umgürtet, mit Helmen, Kronen und Biſchofshauben geziert, eitel Totengerippe ritten. Schöne, verführeriſche Frauen, ſchäumende Becher kredenzend, Zwerge mit Goldſäcken und allerhand andre Ergötzung folgten dem Zuge, und ganz hinten eine verhüllte Geſtalt, die Miene machte, alle Herrlichkeit mit dem Beſen wegzufegen wie Spinnengewebe. Dem Todtenzuge voran aber gingen tanzende Muſikanten, welche ihn an einen mit Roſen verhüllten Abgrund lockten. — An das Bild mußte Peter jetzt denken.

Der Dörcherkarren hatte dort unten um den Felsvorſprung gebogen hinaus gegen das Thal. In demſelben Augenblick wurden in der Schlucht die erſten Truppen ſichtbar, Fußvolk und Reiterei und Geſpann mit ſchwerem Geſchütz. So viel ſchon zu ſehen, waren es Franzoſen, denen ſich eng auch ein Trupp von Bayern und Sachſen anſchloß. Es war ein erſchreckend großer Haufen. Manchmal wirbelten Trommeln, dazwiſchen grelle Trompetenſtöße. Auch Pferdegewieher und Wagengeraſſel war ſchon zu vernehmen. Ueber dem Zuge, auf faſt unſichtbaren Stangen wehte manches Fähnlein.

Ziemlich raſch kam das herangezogen. Der Mahrwirt ſtand hoch auf ſeiner Felswand, ſo feſt und ſtarr wie eine Erzgeſtalt. Nur noch einmal hatte er ſein Haupt nach beiden Seiten hin gewendet, ein letzter prüfender Blick nach der hängenden Rieſenbrücke, nach den Männern, die auf ihren

Poſten ſtanden. — Kein Flintenſchuß hat an dieſem Morgen noch geknallt in der Gegend. In voller Zuverſicht marſchiert der Feind heran und ſchon ſind die Truppen auf der Straßenſtrecke, die unter dem Bereiche der hängenden Brücke liegt.

Peter Mayr zieht aus ſeiner inwendigen Joppentaſche eine Holzpfeife, wie ſie Hirten haben, ſetzt ſie an den Mund und bläſt das Lied: „Mein' Freud' iſt auf der grünen Alm!“

Im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit — ab!

Ein bayriſcher Offizier, der mit ſeinem Fähnlein aus den Donauländern nach Tirol gerufen worden war und ſich am Brenner den Franzoſen angeſchloſſen hatte, um mit ihnen nach dem Süden zu marſchieren, hat von dieſem Morgen in den Eiſackſchluchten einen Bericht gegeben.

Es war ein fröhlich Wandern — ſo erzählt er —, anfangs vom Quartiere ab faſt mehr handwerksburſchenartig als ſoldatiſch. Später ließ der General etwas wie: Habt acht! kommandieren. Das verſtand ich nicht. Ich fand die Tiroler gar nicht ſo ſchlimm, als ſie geſchildert worden waren; von Kufſtein bis hierher an den Eiſack hatte ich kaum einen Flintenſchuß gehört. Sonſt ſollen ſie aus dem Hinterhalt auf argloſe Soldaten gefeuert haben, was ja die Grauſamkeiten meiner Landsleute, wenn auch nicht entſchuldigen, ſo doch erklären ließ. Dieſes Bergvolk glaubte freilich Kaiſer

und Papſt im Rücken zu haben; der Friedensſchluß hat es eines Beſſern belehrt, nun iſt es ruhig und ergibt ſich und wird erkennen, daß wir nicht als Feind ins Land gekommen, ſondern als Freund. Wer möchte auch als Feind einrücken in dieſes einzig ſchöne Land! — Meinen Burſchen hatte ich mit dem Pferde vorausgehen laſſen, ich war von dem Trupp etwas zurückgeblieben, um mich der Betrachtung dieſer unbeſchreiblich großartigen Gegend hinzugeben. Ich hatte ſo etwas bisher noch nie geſehen. Dieſe ungeheuern Bergmaſſen, dieſes kryſtallklare tobende Waſſer und dieſe breite, glatte, mit voller Sicherheit durch die Wildnis hinziehende Straße!

In einen ſtilleren Grund gekommen, wo die Schlucht ſich weitete, der Fluß flacher auf braunem Sande hinwallte, hörte ich hoch über mir in dem Gewände eine Flöte ſpielen; eine überaus liebliche Melodie war es, daß ich hätte die Mütze lüpfen mögen, um den Aelpler, der ſo ſpielte, den ich aber nicht ſah, zu grüßen. Dann ſtand ich ſtill, ließ an mir noch Fußvolk und Reiter vorübertraben, bis ich der letzte war und in aller Ruhe die idylliſche Stimmung ſo recht genießen konnte. — Und ſo daſtehend hörte ich oben am Berge einen Menſchen ganz deutlich rufen: „Steffel! darf ich noch nit abhacken?“ Und eine andere Stimme weiterhin gab Antwort: „Nein.“ Da ward mir auf einmal etwas unheimlich und ich hub an zu marſchieren, dem Truppe nach, der dicht aneinandergedrängt in der ſich wieder verengenden Schlucht dahinzog. Plötzlich hoch oben drei Schüſſe und ein gellender Schrei: „Im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit — ab!“ — — — Und jetzt geſchah etwas, das mich bis ins Mark hinein ſchaudern macht, ſo oft ich dran denke.

Der ganze ſteile Berghang vor mir wurde lebendig, von unten bis oben löſte ſich eine ungeheure Lawine und fuhr unter unbeſchreiblichem Donnern und Krachen herab. Steine, Schutt, Baumſtämme, Erdreich, eine wüſte, in allen ihren Theilen wirbelnde, Splitter, Trümmer emporſchnellende, grauſig lebendige Maſſe kam herab. Und dazwiſchen und darüber und darunter hausgroße Felsblöcke, zuerſt mit der Lawine träg rutſchend, dann ſich überſchlagend und in hohen Bogenſprüngen zur Tiefe ſauſend. Alles das ſehe ich heute noch, dann verging mir das Auge; ein unauslöſchliches Praſſeln, Knattern und Krachen überall, als ſtürzten die Berge ein — dann nichts mehr.

Als ich — ſo berichtet der bayriſche Offizier — wieder zu mir kam, war es totenſtill, nicht einmal das Waſſer rauſchte; es ſtand da wie ein langer, ſchwarzer Tümpel. Vor mir, wo die Lawine niedergefahren war, ſtieg eine Wolke von Staub auf. Als dieſe allmählig ſich löſte, ſah ich mehrere Krieger händeringend, ſprachlos vor Schreck zurückeilen. Die andern aber, die tauſend andern! — Der ganze große Trupp war verſchwunden, verſchüttet, unter Trümmern begraben. Denn es war keine Straße mehr und es war kein Fluß mehr; ein ungeheuerer Schutthügel lag da in ſtarrer Ruhe, als wäre er ſeit Weltſchöpfung ſo gelegen. Aus demſelben ſtanden Felsblöcke hervor, und die weißen Spalten gebrochener Bäume. Am Rande dieſer Muhre, zwiſchen dem Gewirr von Trümmern — zuckende Menſchenglieder, ſtöhnende Soldaten, röchelnde Pferde, deren Beine teilweiſe noch zappelnd ſich krumm gen Himmel reckten. Einige wenige Kameraden konnten wir herausgraben, hervorzerren, aber ſie ſtarben uns unter den Händen. Höher ſtieg

das ſich ſtauende Waſſer und in demſelben war ein Gewuſte von Steinen, Baumſtämmen, Aeſten, verknorrten Wurzeln, und zwiſchen darin verklemmt und verſpießt Soldatenmäntel, Stiefel, Torniſter, Pferdezeug, Pferdeköpfe, losgetrennte Arme, Beine und ganze Körper, teilweiſe in dem Geknorre hängend, teilweiſe im mit Blutſträhnen durchzogenen Tümpel ſachte auf und nieder gleitend. — Unſer waren alte Krieger, welche in heißen Schlachten geſtanden und die Zerſtörung mancher Feſte miterlebt — aber ſo etwas Gräßliches, ſo unerhört Gräßliches als hier hatte keiner noch geſchaut.

Als wir ſoweit zur Faſſung gekommen waren, um dem Unglücke auch nur ins Antlitz ſehen zu können, wurden unter uns alsbald Vermutungen laut, dieſer Bergſturz ſei Menſchenwerk. All die grauenhaften Tirolerthaten der vergangenen Monate ſtanden auf in unſrem Gedächtniſſe, und alle wiederholt und vereint in dieſer Muhre, in dieſem tauſendfachen Morde. Ja, an anderthalbtauſend tapferer Soldaten, die des Friedens ſich endlich erfreuend, arglos dahin marſchiert waren, Männer liebender Gattinnen, Söhne bekümmerter Mütter! Wie ein eherner Krampf ging es durch mein Weſen, daß die Fingernägel der Fauſt ſich in das eigene Fleiſch gruben vor Rachebegier, dieſen beiſpielloſen Würgerbanden es würdig zu vergelten.

Ein paar ſcharfe Augen wollten hoch oben an den Wänden Männer dahinhuſchen geſehen haben; ich ſah keinen, gedachte aber der geheimnisvollen Zeichen und Rufe, die ich unmittelbar vor dem Ereigniſſe vernommen hatte. Im ganzen war es leicht einzuſehen, daß wir Uebriggebliebenen hier nichts mehr zu thun hatten. Nicht einmal die Toten

konnten begraben werden. Noch ſahen wir, wie der eingedämmte Eiſack ſich befreite, wie er die Muhre durchbrach, ſo daß unter ſeinem Branden und Wirbeln alles noch einmal lebendig wurde, nur die Toten nicht, wie alles ſich ſtemmend, aufbäumend, überſtürzend voranbewegte — ein fahrender Friedhof, wie die Welt noch keinen geſehen.

Wir beſchloſſen, ſo raſch als möglich zur Hauptſtadt zurückzueilen. Sterzing, Goſſenſaß, wir raſteten nicht in dieſen Ortſchaften, wir ſahen an ihnen, wie an allen Menſchenwohnungen unterwegs, nichts als Mörderhöhlen. Wo wir uns in Uebermacht fühlten, nahmen wir, was wir brauchten. Gerade zu rauben hatte ich keine Luſt, aber durſtig war ich geworden unten an dem Eiſack, durſtig nach Tirolerblut.

Hinter der Höhe des Brenners ſtießen wir auf franzöſiſche und bayriſche Truppen und drei Generäle. Wir erzählten, was in den Eiſackſchluchten geſchehen war und daß unter den Toten viele Offiziere ſeien, darunter auch der Marſchall Lefebvre, hier zu Lande geheißen der Löw Beſer.

Alſo offene Rebellion! Ein großer Kriegsrat wurde gehalten auf den Almmatten unter dem freien Himmel. Einſtimmig war der Schwur: Dieſes Volk muß niedergeworfen werden zur gänzlichen Ohnmacht. Ein hoher Preis wird geſetzt auf die Köpfe der Häuptlinge, und alle Führer müſſen ſterben.

Unſelige Welt! alſo ſchließt die Aufſchreibung des bayriſchen Offiziers. Wenn man die Erdkugel anbohren wollte auf Blutquellen, überall würden helle Bächlein hervorſprudeln, in dieſem Tirol aber ein blutiger Springbrunnen bis an die Wolken! — — —

Die Freiheitskämpfer hatten kaum eine Ahnung davon, was ſie mit ihrer unerhörten That in den Eiſackſchluchten angerichtet. Sie waren nachgerade ſelbſt erſchrocken, als der Erfolg ihres Werkes ſo grauenhaft herrlich vor ihren Augen lag. Viele vermochten aber kaum den Jubel zurückzudämpfen, denn ſie glaubten, mit dieſen vernichteten Truppen ſei die Macht des Feindes gebrochen und ſie ſelbſt ſeien wieder Herren im Lande. Der Mahrwirt ſtieg ganz allein und ſeltſamlich in den Wänden um. Als der Griesacher ihm von weitem zurief: „Na, Peter, was ſagſt dazu? Das iſt a Freud!“ machte er mit der Hand eine abwehrende Bewegung und ſagte nichts. Sein ſonſt dunkelgebräuntes Geſicht war blaß. „Sie ſollen heimgehen!“ ließ er den Leuten ſagen und dann trachtete auch er fortzukommen aus dieſer ſchauerlichen Gegend.

Faſt früher, als die Kämpen zurückkehrten in das Thal von Brixen, wußten die Leute dort, was oben geſchehen. Am Vormittag bei heiterem Himmel hatte man von den Eiſackſchluchten her ein lang anhaltendes Donnern gehört. Es war nicht wie das Krachen von Schwergeſchütz, nicht wie das Platzen eines Pulverfaſſes, es war wie das Niederrollen einer großen „Mahr“. Um Mittag herum wurde das Waſſer des Eiſack ſeicht und dünn, ſo daß die Forellen auf eitel Sand herumſchwänzelten und dann mit ihren weißen Bäuchen darauf liegen blieben. Plötzlich aber ſchwoll der Fluß wieder an, trübe ſchlammige Fluten kamen, Geſtämme und Wurzelwerk trug es heran, und Rüſtzeug und Gewandſtücke und tote Bayern und Franzoſen.

Die Leute ſchauten ſich an und ſagten: „Das iſt dem Mahrwirt ſein Tagewerk!“

Und als die Männer mit ihren Krampen und Hauen zurückkamen aus den Schluchten, beſtätigten ſie es und ſetzten bei: „Jetzt wird Ruh' ſein."

In den Dickichten aber huſchten Geſtalten um, die wohl Urſache hatten, den erregten Söhnen des Landes auszuweichen. Sie ſuchten aus der Gegend zu entkommen und wo ihrer mehrere unterwegs etwa einen einzelnen Tiroler trafen, da machten ſie ihm den Garaus.

Peter war ſeines Weges ganz allein gegangen. Als er gegen Abend am bewaldeten Berghange hinſchritt, der vom Dorfe Bahrn einem Stangenzaune entlang ſich gegen die Mahr zieht, kam er zu einer Kreuzſäule. Sie ſtand an einem den Zaun umwuchernden Hagedornſtrauch, ſie trug ein Bildnis, darſtellend die Krönung der Himmelskönigin. Oben ſchwebt die Taube des heiligen Geiſtes, an beiden Seiten, auf Wolken thronend, Gott Vater mit der Weltkugel und Gott Sohn mit dem Kreuze. Zwiſchen ihnen die heilige Jungfrau, der ſie, jeder mit einer Hand, die Krone über dem Haupte halten. Das Bild der Jungfrau, welche auf dem Mondkipfel ſteht und demütig die Hände faltet, iſt voll heiliger Anmut. — Peter blieb davor ſtehen, dann ließ er ſeine Wehr, Stutzen und Beil, zu Boden gleiten und kniete hin vor das Bildnis. Mit gerungenen Händen, mit bebender Stimme ſagte er faſt laut die Worte: „Maria, Maria! du ſchaueſt doch noch gütig auf mich herab. Bitte für ſie. Gib ihnen die ewige Seligkeit, allen, die heute ſchlafen gegangen ſind. Barmherzige Mutter, es hat ſein müſſen! Nicht zu ſchnödem Nutzen iſt es geſchehen, nicht aus Rachgier. Schreckliche Notwehr, du weißt es. Sie haben uns das Heimatland wollen nehmen und den Glauben,

aber nicht aus ihrem eigenen Willen, die geſtorben ſind. Bitte für ſie. Und für mich, du göttliche Mutter Jeſu, nimm von meiner Seele dieſe Laſt. Im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit, die ich hab' gerufen! So wie ich jetzt vor euch am Bildnis knie, Gott Vater, Sohn und heiliger Geiſt, ſo werde ich einſt vor eurem Gerichte ſtehen. O heiliger, ſtarker, ewiger Gott, thu' mich nicht verdammen!"

Nach ſolchem Gebete erhob der Mahrwirt ſich wieder. Es war ſchon in der Abenddämmerung. Da, wie er ſich wenden will, fällt ſein Blick plötzlich auf ein Menſchenhaupt, welches zwiſchen Kreuz und Dornſtrauch auf ihn herübergrinſt. Ein blaſſes Menſchenhaupt mit ſchwarzem Haar und Bart und ſtierem Auge.

„Kulber!" rief der Mahrwirt.

Aber der Kopf bewegte ſich nicht, die Züge blieben ſtarr, und das Haupt war ohne Rumpf und ſtak auf einem von Blut überronnenen Zaunſtecken.

So hatte Peter ſeinen Genoſſen, Werber und Dränger wiedergeſehen. Stöhnend vor Schreck und Grauſen taumelte er wegshin. — Später, als er ſchon den Fenſterſchein von ſeinem Hauſe ſah, blieb er ſtehen, daß ſeine tobende Bruſt zu Atem komme, und fragte ſich: Weshalb biſt du denn vor dieſem einen Toten ſo entſetzt? Du haſt ja viele hundert geſehen am heutigen Tag! —

Dann trat er ins Haus, lehnte das Beil in den Winkel, hing das Gewehr an die Wand. Frau Notburga ſtand beklommen vor ihm und ſchaute ihn an.

„So!" ſagte er zu ihr, „Weib, jetzt iſt Feierabend. Jetzt iſt's genug."

An deiner Hausthür kannst es lesen . . .

Wenige Tage später war es Winter geworden. Alle Auen voller Schnee, alle Dächer und Aeste bedeckt mit Schnee, und unaufhörlich sank es in zarten Flocken nieder vom grauen Himmel. Die Büsche am Eisack, von Schnee belastet und gebogen, hingen wie Trauerweiden über dem Wasser. Peter konnte nicht hinschauen. Er konnte den Fluß nicht mehr sehen und zur Nachtzeit verschloß er die Fensterläden, damit er das Rauschen nicht sollte hören können. Einmal sprang er aus dem Schlafe auf, weckte mit hellem Schrei Frau Notburga, riß die Kinder aus ihren Betten und rief: „Hinaus, hinaus! Die Mahr kommt! Hört ihr nicht das Krachen? Die Mahr kommt!“

Die Gattin zog ihn zurück, strich ihm mit warmer Hand das wirre Haar aus der Stirn und beruhigte ihn. Es war doch so still im Hause und über demselben.

Peter sagte nichts weiter und legte sich wieder hin.

Im Thale war's winterlich öde. Die Leute gingen ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nach, allein der endgültige Friede, den sie in den Eisackschluchten zu sichern geglaubt hatten, stellte sich noch nicht ein. Vor allem war er nicht in ihnen selbst, jeder hatte Ahnungen, unheimliche Erscheinungen, aber sie sprachen nicht davon. Es war die Straße durch die Schluchten wiederhergestellt; die Einheimischen hatten es nicht gethan. Es verkehrten wieder Reisende und Postwägen, wenn auch nicht so regelmäßig wie sonst. Ein Postwagen aus dem Süden brachte zwei Briefe an den Mahrwirt. Der eine war von einem Freunde

aus Bozen mit der Aufforderung, sich unverzüglich durch die Flucht zu retten. Das verstand Peter nicht. Fliehen? Vor wem? — Der zweite Brief trug den Stempel Meran, war aber ganz wo anders geschrieben. Wenn der erste zur Flucht mahnte, so berichtet der zweite, wie es auf der Flucht hergeht. Dieser Brief war von keinem andern, als von dem „Landessekretär" Dörninger. Er war mit Bleistift auf schlechtem Papier geschrieben und lautete also:

„Lieber Kamerad!

„Was ist geschehen, seit ich dir nicht mehr geschrieben? Alles vorbei, alles umsonst gewesen! Wir sind Flüchtlinge und leben wie die gehetzten Tiere. In einer mit Eis austapezierten Felsenkluft schreibe ich diese Zeilen; wie die Oertlichkeit heißt, darf ich dem Brief gar nicht anvertrauen. Wie froststarr die Finger sind, zeigt die Schrift. Morgen werden wir wieder anderswo sein, wo, das weiß ich nicht, weiß der Hofer nicht, weiß Gott allein. Einmal hätten sie den Anderl bei einem Haar schon gehabt. Auf dem Dürnjoch. Ein Bauernbübel hat's ihm noch rechtzeitig gesteckt, daß er den Bütteln entwischt ist. Auch seine Familie ist ihm jetzt nachgekommen. Was wir seit Innsbruck durchgemacht haben, ist nicht zu sagen. Das Körperliche wäre noch das wenigste. Aber diese Trauer vom Sandwirt! Daß alles und alles verloren sein soll! Es heißt, sie wollen wieder anfangen, aber Hofer sagt, er thut nicht mehr mit. Anfangs hat er's nicht glauben wollen, daß wir verraten sind und ist mit den Passeiern dreingefahren. Wieder einen Schippel Leut' hat's gekostet und wie der Speckbacher die Friedensurkund' gebracht hat, da hat der Hofer geweint wie

ein Kind. Jetzt glaubt er's und läßt dir sagen, du sollst dich ja nicht verleiten lassen, um noch einmal zu den Waffen zu greifen, es ist alles Lug und Trug und der ganze Bettel ist nicht eines braven Tirolers Blutstropfen wert. Er läßt's auch den andern schreiben. Daß auf Hofers Kopf ein Blutpreis von 1500 goldenen Gulden gesetzt ist, wirst wohl schon wissen. Wir andern sind billiger angeschlagen, aber immerhin noch respektabel. Das hilft ihnen nichts, uns ist jetzt so heiß, daß wir es hoch oben in den Fernern recht gut aushalten. Im Passeierthal haben wir Freunde, die uns mit dem Nothwendigsten versorgen.

„Das muß ich dir noch sagen, daß ich letzteus als Grödner Schaftreiber verkleidet in Welschland drinnen gewesen bin, um zu kundschaften, was der Flüchtlinge wegen für Aussichten sind. Bonapartes Bruder, der zu Mailand sitzt, hat was dreinzureden und in Italien heißt's überall: die tirolischen Anführer werden ohne Barmherzigkeit erschossen. Als Kuriosum, daß ich dort unten die schöne Französin wieder gesehen, die ich im Sommer, wenn du dich noch erinnerst, durch den Kuntersweg begleitet habe. In einem Garten zu Verona war's, sie hat mich erkannt und gleich brühwarm auf mich zu, weil sie geglaubt hat, ich wäre in solcher Verkleidung ihr nachgelaufen. Ich habe sie bei dieser Meinung gelassen und durch sie manche Wissenschaft gesammelt, wie schlecht es mit uns steht. Dann wieder davon. Und seitdem habe ich dir ein dummes Herzweh.

„Der Sandwirt läßt dich grüßen und du sollst gescheit sein und dich nimmer einmischen und dich auch um uns nicht kümmern. Es wird geschehen, wie's Gott will, aber

ich sage, es kann noch einen schauderhaften Tanz setzen. In Glück und Leiden herzgetreu Josef Dörninger."

Der Mahrwirt schob den Brief, als er ihn gelesen hatte, langsam in seine Tasche und murmelte: „Sie wissen noch nichts."

Um jene Zeit faßte Peter den Entschluß, nach Neujahr sein Wirtshaus zu sperren: er wollte keine Leute mehr sehen. Das Geschäftliche ließ er Frau Notburga besorgen, er saß am liebsten in der Oberstube bei seinen Kindern. Das Poltern und Lachen der Kinder that ihm wohl, ihr Geplauder war ihm wie Balsam, und doch hörte er nicht auf das, was sie plauderten, seine Gedanken waren anderswo. Hans war soweit heil, daß er mit zwei Krücklein in der Stube umhergehen konnte, aber er spielte nicht mit den Geschwistern, er war schweigsam wie der Vater. Doch während in Peters Auge Kummer lag, zuckte in dem Blicke des Knaben Mut und Trotz.

Den Mahrwirt schien es zu beruhigen und zu erfrischen, wenn er hinausschaute in das winterliche Gestöber, in das lebhafte Schneetreiben, eine seltsame Sache in diesem Thale. Quer über die Straße häuften sich die Massen zu Hügeln und scharfkantigen Graten, so daß die Fuhrwerke stecken zu bleiben drohten. Der Winter ist auch ein guter Kamerad, dachte Peter.

Aber er täuschte sich. Der Schnee hatte nichts aufgehalten. Das Thal, die Nebenthäler und alle Gegenden, von denen man Nachricht erhielt, waren schon wieder besetzt von Franzosen und Bayern. In Unmassen waren sie wieder gekommen von allen Seiten; alle Festen, Pässe, Kirchplätze, Aemter, Straßen, Höfe, Brücken, Mauten waren besetzt mit schwer-

bewaffneten Soldaten. Fast über Nacht hatte sich das vollzogen, das Schneegestöber hatte ihr Anrücken nicht verhindert, nur verhüllt. Nun ließ endlich auch Oesterreich von sich hören, es ließ durch Ausrufer verkünden, daß Tirol zum Königreich Bayern gehöre und sich seinem rechtmäßigen Regenten zu unterwerfen habe. — Alles war traurig über die Maßen.

Und jetzt legte es Bruder Augustin, der wieder sein priesterliches Kleid trug und dessen Wort was galt, seinem Schwager nahe, sich zurückzuziehen auf einen sicheren Platz.

„Du meinst, ich soll fliehen," sagte der Mahrwirt.

„Ja, Peter, das sollst du," antwortete Augustin. „Wären sie nicht irregeführt worden, weil sie dich mit Kulber verwechselt, so hätten sie dich schon. Glaube mir, es ist eine Jagd durchs ganze Land nach den Anführern in den Eisackschluchten. Der Kreuzwirt, der Staucker und die andern sind alle fort; aber die größte Nachfrage ist nach dir. Vor etlichen Tagen waren es eintausend goldene Gulden, die sie für deinen Kopf boten, heute sind es schon zweitausend. Zu Brixen ist es angeschlagen, zu Klausen, zu Mühlbach, an allen Kirchthürmen und Posthäusern des Eisackthales, überall bist du schon ausgeschrieben. Die Leute reden all davon!"

„Die Leute reden gar viel," entgegnete Peter, „so arg wird's ja nicht sein."

Da kam der Hans auf seinen Krücken hereingestolpert und rief: „Vater, an der Hausthür draußen haben sie ein rotes Papier angenagelt. Zweitausend Gulden für den Häuptling von den Eisackschluchten!"

„Das ist es schon," sagte Augustin, „Peter, auf deiner Hausthür kannst es lesen, wie teuer du den Bayern bist!"

„Also wird's doch ernst um mich?" fragte der Mahrwirt auf.

„Du mußt dem Hofer nach," entgegnete der Schwager lebhaft. „Dieweilen ist unter dem Schrotthorn, drin in der Steinwänd, ein Sommerstadel für dich hergerichtet. Eine halbe Stunde vom Steinwändbauer hinauf im Walde. Der Steinwändbauer weiß schon davon und wird dich versorgen. Nachher, sobald es das Wetter thut, mußt du übers Gebirg."

„Und mein Weib? Meine Kinder?"

„Schwager," sagte Augustin und faßte seine Hand, „wenn ich auch priesterlich Kleid trage, ein bissel Mann bin ich doch noch. Ins Kloster kehre ich erst zurück, bis alles in Ordnung ist, so oder so. Ich bleibe in deinem Hause und werde die Deinigen hüten, so gut das ein Mensch nur kann, das meiste wird freilich der Herrgott thun müssen. Und sie sind sicherer, wenn du fort bist, glaube mir das. Aber gehen mußt auf der Stell', ich sag' dir's!"

Es war der Abend da und als Peter es seinem Weibe mitteilen wollte, daß er fort müsse, kam dieses ihm schon entgegen mit Mantel, Rucksack, Stock und Stutzen. Sie hatte schon alles bereitet, redete ihm liebreich zu, er solle auch jetzt noch Held sein, wo es gelte, sich selber für die Seinen zu retten.

Peter schaute sie an und sagte leise: „Wenn deine Zeit kommt?"

„Mensch!" rief sie, „bishin bist du längst wieder da! Die Bayern werden schon kühler werden, sonst ist für sie

kein Leben dahier, das werden sie bald sehen. Und denke doch an den Kaiser. Glaubst du, er wird seine treuen Männer verlassen? Wir haben so lange Geduld gehabt, so wollen wir sie fürs letzte Eichtel Zeit auch noch nicht aufgeben. Wenn's aufs schlimmste sollt' kommen, es kommt aber nicht so weit, ich sage nur, dann ist dir der Pardon so sicher wie dem Sandwirt. Christi Heiland, sie müßten ja alle Männer erschießen im ganzen Land. Und das thun sie nicht und nachher gehst herfür und nachher haben wir uns wieder und nachher schiert uns kein Weltlauf mehr. So machen wir's, Peter, und jetzt geh in Gottesnamen. Das Abschiednehmen bei den Kindern laß sein, es zahlt sich nicht aus der paar Tage wegen. Gib nur Achtung auf deine Gesundheit. Feuerzeug und alles findest schon im Rucksack. Geh jetzt, mein Peter. Schau, ein Kreuz muß ich dir noch machen!"

Mit dem Daumen der rechten Hand zog sie über sein Gesicht das Kreuzzeichen. Dann schauten sie einander noch einmal in die Augen und dann ging er davon — ganz allein. Draußen war eine stürmische Nacht.

Als der Mahrwirt fort war, lehnte Frau Notburga ihr Haupt an die Brust des Bruders und hauchte: „Augustin, ich kann dir nicht sagen, wie mir ist!" und ließ ihrem lange zurückgedämmten Weinen freien Lauf. —

Im Thale begann das Verhängnis sich zu vollziehen.

Tagelang waren Soldaten beschäftigt gewesen, aus dem Eisack tote Kameraden oder Teile derselben hervorzuholen und zu bestatten. Oben an der Ausmündung der Schlucht wurde eine große Trauerfeierlichkeit veranstaltet, welcher wohl jeder Tiroler meilenweit aus dem Wege

ging. Es war die Leichenfeier des Marschalls, der in den Schluchten mit zu Grunde gegangen, sie wurde sehr festlich begangen. In den Thälern, auf den Bergen, so weit das Auge reichte, braunten die Dörfer, die Höfe und Hütten. Ueber der Stadt Brixen stiegen zwei große Feuersäulen auf, die Dezembernacht war ein rosenroter Tag geworden. Halb wahnsinnig irrten die Leute auf den Gassen um und jede Brust fühlte auf sich eine feindliche Flinte gerichtet.

Ununterbrochen Tag und Nacht fahndeten Häscher nach dem Anstifter der gräßlichen Muhre in den Schluchten. Nun hieß es, der eigentliche Rädelsführer sei ein stattlicher Mann mit gelbrotem Haar, er sei, wie fast alle Häuptlinge der Empörung, ein Bauernwirt und würde von der Bevölkerung geheim gehalten.

Auch das Mahrwirtshaus hatte in der roten Nacht zu brennen angefangen rückwärts am Stalle, aber die Magd Hanai war schon mit einem Wasserkübel da und mit dem Ausruf: „Ich brauch' kein Nachtlicht, schlafen und den Buckel kratzen kann der Mensch auch im Finstern!" dämpfte sie das aufzuckende Feuerlein.

Foppen, foppen, Bayern foppen!

In der Nikolainacht wurden die Leute im Wirtshaus an der Mahr unhold aus dem Schlafe geweckt. Unter dröhnendem Pochen ans Thor begehrte man Einlaß. Der gassenseitige, wie der hofseitige Eingang war mit Soldaten besetzt. Den Einlaßheischenden wurde das Thor sogleich

geöffnet, ſie drangen in die Gaſtſtube, in die Küche, in die oberen Zimmer und Kammern, in die Keller und in die Bodenräume, ſie drangen mit qualmenden Lunten in alle Stallgelaſſe, durchſtöberten Truhen und Käſten, ſtachen mit ihren Spießen in den Futtervorräten umher, riſſen im Hofraume die Brennholzſtöße auseinander, daß die Scheiter auf dem gefrornen Boden weithin kollerten, kurz, ſie kehrten das Unterſte zu oberſt. Alle Räume waren voller Rauch von den Fackeln. Die Hausbewohner waren in die Gerätekammer neben der Küche zuſammengeſperrt und dort bewacht worden. Die Kinder ſchrieen und weinten, die Magd Hanai rief in einemfort, wenn ſie nur ihre Stallgabel hätte, ſie würde den Schelmen ſchon an den Bauch ſchreiben, daß man friedſame Menſchen nächtiger Weil' in Ruhe läßt! Bruder Auguſtin ſuchte zu beruhigen; es ſei ja ganz natürlich, ſagte er laut, daß man es draußen hören konnte, es ſei ganz ſelbſtverſtändlich, daß auch das Mahrwirtshaus durchſtöbert werde; für dieſe unſeligen Empörer müſſe nun ja leider jedes Haus büßen in Tirol, und wenn man die Uebelthäter doch endlich nur einmal hätte, damit Ruhe wäre! — Frau Notburga war gefaßt; ſie ſaß auf einem Schemel, im Schoß den kleinen wimmernden Peter, und im Herzen hatte ſie ein Dankgebet, weil der, dem ſie ſo wüſt nachſtellten, in Sicherheit war.

Nach einer Stunde, als die Eindringlinge die Erfolgloſigkeit ihres Ueberfalls eingeſehen hatten, zerrten ihrer drei bayriſche Häſcher die Magd Hanai hervor und fragten ſie ſcharf: „Wo iſt der Wirt?“

„Ja, juſt ſo!“ gab die Magd keck zur Antwort.

„Du weißt es, wo er iſt!“

„Na, freilich weiß ich's."

„Wo ist der Wirt?"

„In seiner Haut."

„Erstochen wirst auf der Stell', wenn du nicht sagst, wo er ist!"

„Narren!" lachte die Magd, „wenn's schon die lebendige Hanai nit sagt, die tote sagt's noch weniger."

„Dumme Trull!" knurrten sie, gaben ihr einen Stoß, daß sie an die Wand taumelte, und gingen polternd und fluchend davon.

„Einfältige Leut'," lachte die Magd nun auf, „ich werde den Wirt verraten! Ein Schimpf ist's. Am liebsten wollt' ich ihnen jetzt noch nachlaufen mit der Gabel!"

Die Bewohner des Hauses hatten bis am Morgen über und über zu thun, um den angerichteten Wirrwarr zur Not zu schlichten. Die Magd durchsuchte alle Futterräume, ob nicht irgend ein Abfall der Lunten weiter glose und Unheil bringen könne.

Und an dem darauffolgenden Sonntagnachmittage saß die Hanai in ihrer dunkelnden Futterkammer und nähte. Es war da etwas frostig, Frau Notburga hatte ihr auch sagen lassen, sie solle mit ihrem Nähkorb doch in die warme Stube hereinkommen. Die Magd aber blieb draußen. Mannskleider waren es, an denen sie herumflickte, und das Fragen, für welchen Bruder sie nur so fürsorglich thätig sei, konnte erspart bleiben. Zudem war in der Futterkammer der Tonele vorhanden. Bloß sein keckes Haupt mit dem wirren Haare sah man, alles andre stak tief im Heu, und blieb drin auch noch stecken, als auf dem Beinkleide die Flicken längst festsaßen.

„Jetzt wirst mir acht geben darauf, jetzt ist's wieder neu!“ sagte die Hanai und warf ihm die allerseits verbesserte Hose hin.

Heute sang der Spielmann nicht, er war ganz kleinlaut, fast betrübt, so daß die Magd dachte: Heut' ist ihm was, heut' muß ich schon gut mit ihm umgehen. Dann suchte sie aus ihrem Korb Schere und Kamm hervor und sagte: „Jetzt hab' ich just Zeit zum Schafscheren. Auf die Weihnachtszeit muß man dir doch deinen Schauber stutzen.“

„Oha!“ entgegnete der Bursche, „meine Königskron', die laß ich mir nit wegnehmen. Oder kaufst mir eine andre Pelzhauben, jetzt für den Winter?“

„Das ist wahr,“ antwortete sie, „es kunnt dir dein Hirn einfrieren, das wär' ein Jammer! Na, halt' her, ausstrählen will ich dir's wenigstens einmal, dein rabenfarbenes Haar.“

„Warum willst mir's denn ausstrählen, mein rabenfarbenes Haar?“

„Weil es, mein schöner Knab', so viel vermudelt ist, dein rabenfarbenes Haar. Und wenn du jetzt ein neues Gewand anhast und eine weiß gewaschene Pfaid, so mußt auch sauber gestrählt sein. Nachher kannst schon unter die Leut' gehen.“

„Damit ich halt die schönen Dirndln leichter krieg', gelt?“ entgegnete er so nebenhin.

„Freilich deswegen, du Falot, du schlechter!“

„Thu' mit den Fingern nur so herum im Haar, das hab' ich gern,“ sagte der Tonele und schloß vor lauter Wohlbehagen die Augen, während sie in seinen Locken wühlte und in schwere Versuchung kam, die Finger zu

krümmen und anzureißen. Anſtatt deſſen ſagte ſie ihm den Spott: „Aber den Schnurrbart muß man dir doch ſtutzen!“ Denn er hatte noch gar keinen.

Auf das Haarwerk ließ er ſich aber heute weiter nicht ein, hingegen that er plötzlich die Frage: „Du Hanai, iſt's wahr, daß ich im Schlaf reden thu'?“

„Im Schlaf reden? Lapp, wie ſoll ich denn das wiſſen?“

„Ja ſo, freilich nit. Du haſt mich nie ſchlafen geſehen. Und ich hab' mich auch nie ſchlafen geſehen. Aber andre ſagen es. Laut reden thät ich im Schlaf, ſagen ſie, und allerhand Sachen fürbringen, und es wär' oft ein Spaß, ſagen ſie, was ich thät ausſchwatzen. Und das dümmſte iſt, ich weiß nichts davon.“

„Wird halt nit mehr alles Platz haben, drin,“ meinte die Hanai. „Weil du beim Tag deine Falſchheiten verſchweigſt, ſo müſſen ſie halt bei der Nacht heraus.“

„Das iſt's ja!“ ſetzte der Burſche raſch ein, „und jetzt getrau' ich mir nit mehr zu ſchlafen. Allein ſchon gar nit mehr.“

„Ich bitt' dich gar ſchön, Toni, laß dein Dummreden jetzt einmal ſein. Allemal iſt man nit aufgelegt dazu.“

„Dasmal nit ſo wie du meinſt, Hanai,“ ſagte der Tonele faſt herb, „zum Dummreden bin ich auch nit aufgelegt und dein Frotzeln alleweil, das brauch' ich nit. Laß mich ausreden einmal! Was weißt denn du! Auf den Stadlen und Strohtennen, wo ich herumſchlaf'! Wie leicht iſt's geſchehen, daß mir wer zuhört!“

Als er ſchwieg, fragte ſie ihn: „Haſt jetzt ausgeredet? Na, das war der Müh' wert.“

Ohne auf ihren Spott zu achten, lag er mit halbgeschlossenen Augen da und gab sich scheinbar dem Wohlgefühle des Strählens hin. Auf einmal sagte er: „Was sagst du zu dem großen roten Brief, der draußen an der Hausthür hängt?“

„Wo die zweitausend goldenen Gulden darauf stehen?“

Sachte setzte Tonele bei: „Die goldenen Gulden kunnt ich mir verdienen.“

Der Kopf, der auf ihrem Schoße gelegen war, flog jetzt aufs Heu hin, so heftig hatte sie ihn von sich geschleudert. Ganz starr war sie vor Entsetzen. Er blieb ruhig liegen auf dem Heu und redete leise weiter: „Dazumal, wie der Wirt fort ist, hat ihm's der geistliche Herr gesagt, wohin er gehen und wo er sich verstecken soll, daß sie ihn nit finden, und ich bin hinter der Thür im Dachwinkel gestanden, weil es so viel gestürmt hat —“

„Gehorcht hast?“ schrie sie auf.

„Aber Jesses, ich kann ja nichts dafür, daß ich die paar Wort gehört hab', mit einem Stoppelzieher wollt' ich sie mir aus den Ohren ziehen lassen.“

Jetzt erst reimte sich's die Magd.

„Du weißt, wo der Wirt sich versteckt hat?“ fragte sie.

„Hanai, ich kann nichts dafür!“

„Und du thust im Schlaf reden?“

„Da kann ich auch nichts dafür!“

„Nachher muß man dich totschlagen.“

Dagegen schien der Spielmann keine Einwendung zu haben, erst nach einer Weile that er ganz bescheidentlich die Bemerkung: „Ich wüßt' wohl noch ein andres Mittel.“

„Daß du auf der Stell' ins Amerika auswanderſt, wo dich kein Menſch verſteht."

„Das thu' ich nit."

„Oder gar nimmer ſchlafſt!"

„Hanai, das will ich probieren," ſprach er bereitwillig. „Solang' es geht, will ich's aushalten. Wenn's auf Zeit und Weil' aber nit ſollt' gehen, und wenn ich's halt nimmer ſollt' aushalten können, ſchon gar nimmer und um Gottes willen nimmer, nachher —"

„Mein Gott, was wirſt nachher machen?"

„Nachher — gelt, nachher kann ich herkommen da in den Stall und mich ein biſſel hinlegen aufs Heu und ſchlafen. Und wenn ich alsdann anheb' zu ſchwatzen, gibſt mir geſchwind eins auf die Pappen."

Sie dachte eine Weile nach, zauſte an einem Büſchel Heu und dachte nach, langte dann nach dem hingeworfenen Beinkleid, wendete es über und über, als wollte ſie ſich noch einmal überzeugen, daß kein Schaden mehr dran ſei, that endlich einen Seufzer und ſagte: „Es iſt wohl ein rechtes Kreuz! Was mit euch Mannsleuten für ein Kreuz iſt, das kann man gar nit ſagen. — Natürlich, wenn kein andres Mittel iſt, daß du da im Stall wirſt ſchlafen."

„Es wird wohl das geſcheiteſte ſein," meinte er. „Und daß du bei den unſicheren Zeiten ein Mannsbild in der Nahend haſt."

„Das laß nur gut ſein, Tonele. Es wird dir nichts geſchehen. Komm halt, wenn du rechtſchaffen ſchläfrig biſt. Ich ſperr' dich gut in den Stall, geh' zu der Wirtin hinein, dort auf der Bank lieg' ich, und morgens, wenn du

dich bei der Kuh ausgeschlafen und ausgeschwatzt hast, laß ich dich wieder laufen."

„Ich werd' halt kommen," meinte der Bursche, „wir werden's nachher schon sehen." —

An einem der nächsten Tage schritt der schöne Spielmann, seine Klampfen am grünen Bande über der Achsel, die Straße entlang. Herlebig war er, stramm, aufrecht stapfte er hin. So prächtig war er schon lange nicht mehr aufgebaut gewesen, vom Fuß bis zum Kopf, wie jetzt. Sogar Schuhe hatte er an den Pfoten; daß es Weiberschuhe waren, spürte niemand, als seine Zehen, die, der Freiheit gewohnt, sich diesen drückenden Verhältnissen sofort wieder entwunden hätten, wenn nicht der Schnee so höllisch kalt gewesen wäre. Die säuberlich geflickte Joppe, es war eine schon vor Jahr und Tag erklimperte, hatte nun auch einen sicher gegründeten Sack bekommen, in welchem ein Stück Brot stak. Hinten hatte diese Joppe zwei Schößeln, die bei jedem Schritte die Rundung streichelten, welche mit ihren verschiedenfarbigen Flicken zu schauen war, wie die östliche Halbkugel auf dem Globus im Brixner Bischofspalaste. In der schwarzen Pelzmütze — es war richtig die dem Spielmann angeborene Königskrone — stak eine Rabenfeder kühn gegen den Himmel stehend, und das winterlich gerötete Gesicht war fast bis zur Nase mit dem aufgestülpten Joppenkragen bedeckt. Das hatte die im Mahrwirtshause so angeordnet: „Nur fein den Mund zudecken, Tonele! Es ist jetzt eine ungesunde Luft!"

Der junge Spielmann wollte ins Alfersthal hinein zu einem Vetter, dem die Franzosen das Haus niedergebrannt hatten; ein Liedel vom „Gottvertrauen und Selberbauen"

hatte er im Kopfe, vielleicht wollte es der Vetter freundlich aufnehmen; eine andre Brandſteuer konnte der Tonele nicht geben.

Als er, ſchon ein wenig hinkend, hinan gegen das Dorf Albeins kam, das ſo gemütlich drüben am Berghange liegt und vor den Brandſchätzern noch großenteils verſchont geblieben war, ging bei der obern Schenke, links am Weg, ein Fenſterflügel auf und der rote Wirtskopf rief heraus: „Wohin, Muſikant? Nit ein biſſel raſten und uns eins aufſpielen?“

Das ließ der luſtige Burſche ſich nicht zweimal ſagen; ein Krügel Roter wird auch nicht ſchaden für den weiten Weg. Er trampelte an der Thürſchwelle den Schnee von den Schuhen und trat in die Zechſtube. Da gab's fröhliches Volk und beißenden Tabaksrauch. Der Spielmann hatte noch die Thürklinke in der Hand, als er ſchon wieder umkehren wollte, denn in der Stube ſaßen ihm zu viele Bayern; Amtsleute und ſogar Soldaten. Aber der Wirt war ſchon mit dem Kruge da und ein luſtiger Rotbart zog ihn hin zum nächſten Tiſch. Ein Spielmann! Und einer, der ſo allerlei Schelmenliedeln weiß! Man kannte ihn ja ſchon und der Wirt mochte denken: Wenn ſie ein ſüßes Geſangel hören, trinken ſie mir auch den ſauren Wein. Der Tonele lehnte ſeine Klampfen mit faſt zärtlicher Fürſorglichkeit an die Wandbank neben dem Ofen und ſetzte ſich ohne weiteres hin. Trinken, das wollte er ja, aber ſpielen und ſingen, das wollt er ſolchen Gäſten nicht.

Als er jedoch getrunken hatte, einmal, zweimal und in Spielmannszügen, und als ſie gar ſo zuthunlich waren und ihn umſchmeichelten, etwas zum beſten zu geben, da beſann er ſich, langte nach ſeinem Inſtrument, zupfte und ſchraubte

die Saiten ſtimmend eine Weile herum, räuſperte ſich und hub in einer Kindermelodie an folgendes zu ſingen:

„Finſter, finſter, füritappen,
Bei der Nacht hat d'Sonn' a Kappen,
Und beim Tag a Nebelhaub'n,
Weil ſie mag kein Bayern ſchau'n,
Kein Bayern."

Die Bayern klatſchten in die Hände und meinten, er ſolle jetzt friſch eins dreingeben über die Tiroler. Der Sänger fuhr fort:

„Windel, Windel auffiblaſen,
Kommt der Mai, wird grün der Waſen,
Und kein Grashalm wachſt nit auf,
Wo ein Bayer g'ſtanden drauf,
Ein Bayer!"

Dem Wirt mochte um die Gemütlichkeit bangen, denn er war einer von denen, die zum böſen Spiel eine gute Miene machen, was nicht allein weiſe, ſondern auch klug iſt; er machte daher den Spielmann aufmerkſam, daß dieſer etwas heiſer ſei und doch lieber trinken möge, als ſingen.

Der Tonele blieb richtig ſitzen und als es zu dämmern begann, zogen ſich die Gäſte in das Extraſtübchen hinein. Einer der bayriſchen Amtmänner machte ſich in der Nähe des Muſikanten zu ſchaffen, legte ihm ſeinen Arm ungelenk um den Nacken, rieb ihm ſeinen Bartwiſch in die Wange und ſagte rülpſend: „Herzbrüderl, du bleibſt bei uns, du mußt uns was ſingen von deinem Schatz."

„Hat er einen?" fragte ein andrer drein, ein zwinkerndes Einäugel, ſeinen kleinen, kurzgeſchorenen Blondkopf herüberreckend gegen den Spielmann.

Der eine ſtreckte ſeinen Arm mit der flachen Hand aus

gleichsam als wollte er den bildhübschen Burschen aufzeigen: „Und so was soll keinen Schatz haben!“

„Vielleicht ist er ihm erfroren, der Schatz, weil er so frostig dreinschaut.“

„Glaub' nit,“ wieder ein andrer, „auf der Mahr drüben scheint die Sonne wärmer, als herüben auf der Schattseite.“

„Laß sie plauschen,“ lachte nun ein dicker blondbärtiger Herr in wohlwollendem Tone; der war auch schon leicht angestochen und lud den Tonele ein, neben seiner am warmen Ofen hinzusitzen. „Was soll denn 's Reden, wird wohl jeder seinen Schatz haben dürfen, nicht?“

„Denk's wohl auch,“ antwortete der Tonele und setzte sich zum freundlichen Herrn. Es ging ihm, wie manch andrem auch, wenn er einmal beim Schöppel saß. Es trug sich auch selten genug zu.

„Du hast dir ja ein extra braves und resches Mädchen ausgesucht, weiß es wohl,“ sagte der Blondbärtige, ihm nahe rückend. „Hab' mir's erzählen lassen, wie sie bei Spinges oben mit der Stallgabel gestanden ist. Alle Achtung! Sapperment, das ist eine Schneidige, die sollten wir rekrutiren, gleich zum Korporal, oder gar zum Feldweibel. Alle Achtung! Eine, die so zum Heimatland steht! Da fait sich nix! Vor jedem tapfern Tiroler Respekt, und erst vor so einer Tirolerin! Alle Achtung! Jeder Held ist mir heilig, da kenne ich keinen Unterschied, ob er nun Andreas Hofer heißt oder Josef Speckbacher oder anders, da mach' ich keinen Unterschied. — Eintrocknen sollst nicht lassen, Spielmann!“ So redete der bärtige Bayer und schob ihm den Krug unter die Nase. „Trinken sollst! Auf ihre Gesundheit! Auf meine auch,

wenn du willſt. Du kennſt mich doch? Der neue Stadtrichter zu Brixen! Alle Achtung! Nicht ſo ſchlimm, wie ſein Amt. Wenn ihr mich auf Eure Hochzeit wollet laden, ich ſchau' mir die ſauberen Bräutlein gern an. Da mach' ich keinen Unterſchied."

„Heiraten thun wir nit," entgegnete der Tonele.

„Au! Franzöſiſcher Brauch in Tirol! Alle Achtung! Da fait ſich nix."

„Sonſt ſchon," verbeſſerte der Spielmann raſch, „aber der Mahrwirt ſagt halt alleweil: Zum Kriegführen und zum Heiraten gehört Geld dazu."

Der Stadtrichter, wie er ſich nannte, lachte hell auf, hieb dem Burſchen die Hand auf's Knie und rief: „Du biſt ein Mordskerl!"

„Und ich ſag' halt doch," ſetzte der Tonele jetzt munter bei, „wir haben ohne Geld Krieg geführt und wir können ohne Geld heiraten. 'Leicht wag ich's!"

„Na freilich," ſprach der Stadtrichter und ſeine Art war wieder ernſthaft und recht wohlwollend. „Was kann denn ein Menſch dafür, daß er kein Geld hat! Soll er deswegen auch keine Freude haben? Wär' zu dumm. Soll er ſich deswegen vom erſtbeſten Lümmel das Mädel wegfiſchen laſſen? Wär' zu dumm. Leben ſollſt, junger Mann!"

Er hob den Krug. Der Tonele hob auch den ſeinen, aber gar nicht hoch, denn ſchier verzagt war das Wort, welches er jetzt ſprach: „Sie will halt nit ohne Geld."

Die beiden ſtießen an und tranken ſehr gründlich. Als der Stadtrichter den Krug weggeſtellt hatte und mit beiden Händen ſeinen Schnurrbart trocknete, rief er ſchnarrend aus: „Das wär' nicht ſchlecht! So ein Kapitalburſch'

da, und kein Geld! Greif zu! Geld genug, auf der Straße liegt's! Da fait ſich nix!"

„Es iſt wahr, für mich liegt's auf der Straßen."

„Ganz im Ernſt auch!"

Mehrere Zecher hatten mit gröhlenden Stimmen ein Loblied auf Tirol angeſtimmt, „aufs neue Vaterland!" und wurden dabei ganz begeiſtert.

„Siehſt du," ſagte der Stadtrichter zum Tonele, „ſchau dir dieſe Bayern juſt einmal an, ob ſie ſo ſchlimm ſind!"

„Und ich ſing' wieder lieber das Lied vom alten Vaterland," entgegnete der Burſche treuherzig. „Gott, was ſind dabei oft die Kreuzer geflogen auf der Straßen."

Für dieſes ſinnige Wort hatte er des Richters breite Hand auf der Achſel: „Mordsjunge, du gefallſt mir! Wie? Toni heißt du? Hörſt, Toni, wenn ich der Mahrwirt wäre, dich wollte ich glücklich machen. Dich und ſie, dieſelbige! Gelt, daß ich's weiß, bei wem ſie ſteht! Da fait ſich nix! Soll euch ausſtatten, der Mahrwirt; geh' ihn nur an drum, wenn er vom Weinkaufen heimkommt."

„Vom Weinkaufen der Mahrwirt?" fragte der Burſche raſch, zuckte aber ein und ſagte: „Ei, wohl, wohl. Weinkaufen."

Jetzt faßte der bärtige Bayer mit ſchier krampfigen Fingern den Burſchen am Arm und ſagte ihm die Worte ins Ohr: „Nein, mein Freund, weinkaufen iſt der Mahrwirt nicht gegangen."

„Ich weiß es nit," antwortete der Tonele.

Der Stadtrichter drohte ſchalkend mit dem Finger: „Spitzbub, du weißt es wohl!"

„Was geht mich der Mahrwirt an!"

„Du gehſt in ſeinem Hauſe aus und ein."

„Weil's ein Wirtshaus iſt."

„Iſt hinterwärts in der Strohkammer auch eins?" fragte der Bayer. „Geh, Schlaucherl, ſtelle dich nicht ſo dumm und ſei geſcheit. Was ſollſt du das ſchöne Geld einen andern einſtecken laſſen! Auf kommt's doch. Und wenn die Mahrwirtsleute und du mit ihnen eure Mäuler mit ſieben Siegeln verpetſchiert, in drei Tagen iſt's laut, da fait ſich nix! Aber der arme Menſch kann bis dahin in ſeinem Verſteckwinkel erfroren ſein. Geh' Spielmann, denk auf deinen Vorteil und ſei geſcheit."

„Ich bin eh geſcheit!" verſetzte der Tonele und machte ein einfältiges Geſicht.

„Alſo nimm die zweitauſend goldenen Gulden und laß den Mahrwirt nicht erfrieren."

„Geſcheiter erfrieren, als wie erſticken," meinte der Tonele und deutete mit einer Handbewegung den Strick um den Hals an.

„Wieſo?" fuhr der Stadtrichter auf, „wer ſagt das? — Du ſcheinſt nicht zu wiſſen, daß nach dem neueſten Dekret aus München der König die Tirolerhelden auszeichnen will. Und hat recht. Waren ſie dem Kaiſer treu und tapfer, werden ſie's auch dem König ſein. Hat ganz recht, Held iſt Held. Alle Achtung! Da fait ſich nix. Und ſo gut der Andreas Hofer, der ſich ſelber geſtellt, heute bayriſcher Major iſt, ſo gut wird der Mahrwirt in etlichen Tagen Oberſt oder Oberſtlieutenant ſein."

„Der Hofer hätt' ſich ſelber geſtellt?" fragte der Spielmann.

„Kameraden!" rief der neue Stadtrichter von Brixen

gegen die andern Zecher hin. „Major Hofer steht wohl gegenwärtig in Innsbruck?“

„Nein,“ schrie der Einäugige herüber, „Major Hofer rückt mit zwei Kompagnien den Eisack herab, um den Mahrwirt zu fangen.“

„Hörst du's!“ pfauchte der Stadtrichter dem Burschen zu und rückte ihm womöglich noch näher. „Gescheit sei, Tonele, und schau mich an. Schau mich einmal ordentlich an, daß du auch weißt, wie dein bester Freund aussieht.“

Der Spielmann machte seine großen Augen sehr weit auf, schaute den bärtigen, verschmitzt schmunzelnden Dickwanst an und sagte dann ganz gelassen: „Dank schön, jetzt weiß ich's.“

„Heb's auf! Heb's auf!“ fuhr der Bayer am Ohre des Burschen leise und lebhaft fort. „Der König hat ohnehin Geld genug, laß ihn's nicht wieder einstecken. Wär' zu dumm! Du kannst es besser brauchen, heb's auf! — Der Mahrwirt, der Peter Mayr! Seinetwegen, deinetwegen, Toni, sei ein braver Tiroler und sag's, wo er ist.“

Der schlaue Tonele hatte sich schon lange ergötzt an der Komödie, die sie ihm da vorspielten. Aber daß sie ihn für gar so dumm hielten, das verdroß ihn. Freilich hatten sie getrunken, aber getrunken hatte auch er und nun wollte er doch einmal sehen, wo es liegt, im Wein oder im Kopf. Anlaufen wollte er sie lassen, über und über blau anlaufen. Dem Mahrwirt fragen sie nach. Dank der Nachfrag', der Mahrwirt ist im hohen Birg. — Der heilige Schutzengel soll ihn hüten unterm Schrotthorn in der Steinwänd! Und die Herren Bayern sollen derweil in der entgegengesetzten Richtung einen Gebirgsmarsch machen, sollen ein

biſſel hinter den Hochkofel hinübergucken. — So dachte insgeheim der Tonele.

„Beſinne dich nicht lange und ſei geſcheit!“ ſagte der Bayer, die breite Hand hinhaltend.

„Meinetwegen!“ ſtieß der Spielmann hervor und ſchupfte ſeine Klampfen verächtlich über die Bank hin, gleichſam, als ob er ſolchen Bettelzeugs nun überdrüſſig ſei. „Wenn heutzutag ſchon jeder auf ſeinen Vortheil ſchaut, was ſoll ich allein der Narr ſein. Ich ſag's.“

„Ein Buſſel kriegſt, Prachtmenſch, lieber Kerl!“ rief der Stadtrichter und umſchlang ihn mit beiden Armen. Und wie des dicken Bayern Ohr ſo ganz nahe an des jungen Tirolers Mund war, flüſterte dieſer in jenes: „Der Mahrwirt iſt drüben hinter dem Hochkofel, in der Roßhöhl'.“

Der Bayer zog den Kopf zurück und fragte auf einmal faſt ſtreng: „Kannſt uns weiſen?“

„Den Weg weiß ich ſelber nit,“ antwortete der Spielmann mit verdammt ernſthafter Gelaſſenheit. „Ich glaub', unten bei Naſen hinein und über St. Magdalena. Mehr kann ich nit ſagen, weil ich nie dort geweſen bin. Ich weiß nur, daß er ſich in der Roßhöhle aufhält, hinter dem Hochkofel.“

„Du wirſt mit uns gehen, Spielmann!“

„Warum denn nit?“ verſetzte der Tonele, „wenns mich tragen wollts! Weil ich die Gicht im Fuß hab', ſchon ſeit einer Woche. Habt's ja geſehen, wie ich hinken muß!“ Und bei ſich: Vergelt's Gott, Hanai, daß mich dein Schuh ſo viel zwickt! Wie kunnt der Menſch ſonſt auf eine ſo ſchöne Lug kommen!

Der dicke Bayer ſtand auf, faſt gelenkiger, als man es ihm zugetraut hätte, knöpfte ſeinen Mantel zuſammen, und die übrigen Gäſte machten es ihm haſtig nach. In wenigen Minuten war die Wirtsſtube leer, nur der arme, gichtiſche Spielmann ſaß noch im Ofenwinkel und hielt ſich die Hand vor das ſchmunzelnde Geſicht. Vor ihm ſtand der Wirt, ein kleiner dicker Mann mit rotem glattraſiertem Rundgeſicht und einem ganz kleinen Näschen drin. Graue Aeuglein hatte er, mit dieſen ſtarrte er jetzt ſchreckbar wild auf den Burſchen und dabei ballte er die dicken Fäuſte.

„Spielmann!“ ſagte er endlich in ſeiner dünnen Fiſtelſtimme, und dabei wackelte er mit dem Kopf, „Spielmann! Was haſt du jetzt angeſtellt? — Wenn du jetzt was angeſtellt hätteſt, lebendig kämeſt du mir nit aus dieſer Stuben!“

Griff der Tonele ſachte zu ſeiner Klampfen, hub an zu klimpern und ſang:

„Foppen, foppen, Bayern foppen,
Faß anbeulen, Hühner ſchoppen.
Kraxeln auf dem Kofel um,
Stoßen ſich die Schädel dumm,
Die Bayern!“

Jetzt begriff der Wirt, und wer draußen vorübergegangen wäre in dieſem Augenblick, der hätte im Wirtshaus das heftige Gegacker einer Henne hören können. Es war jedoch das Gelächter des Wirtes.

„Was aber du!“ ſtieß er zwiſchen dem Lachen heraus, „was aber du für ein Feiner biſt, Toni! Dir hätt' ich's nit angeſehen, dir! Gar nit wahr iſt's, was du ihnen auf die Naſen gebunden haſt? Hauptſpitzbub, der du biſt! Magſt

noch ein' Wein, Spielmann? Dableiben kannſt heut', wenn du willſt, und eſſen und trinken, ſo viel du magſt. Aber gewiß nit, Toni? Iſt er gewiß nit droben in der Roßhöhl?"

„Fallt ihm nit ein."

„Herentgegen?"

„Ja, ſchmeck's!"

„Mir möchteſt es juſt anvertrauen!"

„Nit ums Kopfabſchneiden."

„Recht haſt, Spielmann."

„Was zu eſſen, wenn du haſt, Wirt, das mag ich."

„Kommt gleich, kommt gleich. Gut werden wir uns unterhalten, heut' miteinand. Heben uns nachher ein feines Tröpfel aus dem Faß."

„Aber dableiben mag ich nit."

„Der Tauſendſapper, warum denn nit?"

„Ja, ich dank' recht ſchön," ſprach der junge Spielmann. „Ins Alfersthal thu' ich heut' freilich nimmer. Heim geh' ich. Mußt wiſſen, ich hab' jetzt meine eigene Schlafſtatt." Sagte es und klimperte auf der Klampfen.

Mahrwirt, ich möcht' nit in deiner Haut ſtecken!

Der Mahrwirt auf der Flucht hatte in Nacht und Nebel die Steinwänd glücklich erreicht. Der Stadel, welcher zwiſchen den Felſen im kleinen bewaldeten und tiefverſchneiten Hochthale ſtand, war in der Eile von den Bauern ſo hergerichtet worden, daß ein Menſch zur Not ein paar Wochen

drin leben konnte. Es fehlte nicht an einem rohgemauerten Kochherde, nicht an Brennholz, nicht an Brot und Wildfleiſch, nicht an Heu, um ſich zu bergen. Sogar mehrere Eſchenholzklötze waren vorhanden und Schnitzwerkzeuge dabei, damit der Flüchtling ſich mit etwas beſchäftigen konnte. Tags über war es recht froſtig in dem dunkeln Raume, denn heizen und kochen durfte der Einſiedler erſt, wenn es Abend ward und der aufſteigende Rauch nicht zum Verräter werden konnte.

Aber trotz aller Vorſicht ſollte das Verbleibens an dieſem verſteckten Orte nicht lange ſein. Schon in der vierten Nacht ſeines Aufenthaltes im Stadel bemerkte Peter, daß unten bei dem etwa eine halbe Stunde entfernten Steinwändhäusler der Kettenhund ununterbrochen bellte, was in den vorhergehenden Nächten nicht ſo geweſen. Bald nach Mitternacht waren dort ein paar Flintenſchüſſe abgefeuert worden. Der Mahrwirt ahnte nichts Gutes, eilends machte er ſich fertig, band Schneereifen unter ſeine Sohlen, hing den Rucksack über und den Stutzen und flüchtete hinan ins hohe Gebirg. Anfangs ging es leidlich über den Schnee; als der Morgen anbrach, war er ſchon auf den Steinböden. Hier über gefrorenem Schnee war bei einiger Achtſamkeit auch ein leichteres Vorwärtskommen als im Sommer über das klobige Geſtein. Peter dachte an die Hütte, in welcher er etliche Wochen früher Zuflucht gefunden hatte. Aber wie ſollte er dahin kommen?

Um die Mittagszeit, als er raſtete und hinausſchaute in die blendende Schneelandſchaft der hohen Berge, und hinab in die Thäler, die mit roſtbraunem Nebel vollgeſtopft waren, bemerkte er zu ſeinem Schreck eine ſchwarze Kugel,

welche aus den Tiefen über die Schneefelder ſich gegen ihn heranbewegte. Peter eilte weiter und erreichte einige Stunden ſpäter das Plankhornkar, eine Gegend, die er von früher her kannte und wo mehrere Alpenhütten geſtanden waren. Dieſe Hütten ſtanden jetzt nicht mehr, aber die feuergebräunte Mauer eines Kochherdes ragte aus dem Schnee hervor. Abgebrannt. Der Mahrwirt wanderte weiter, trotzdem ſeine Kraft faſt erſchöpft war, er mußte zu den Hütten der Oberthalalm gelangen. Aber auch hier fand er nur Brandſtätten.

— So heißt es hier umkommen, weiter kann ich nicht mehr. Mit dieſem Gedanken ließ der Flüchtling ſich nieder auf den Schnee. Da kam die Lehne heran jene ſchwarze Kugel ganz langſam auf ihn zugeſchwebt. — In Gottesnamen, ſie ſollen mich haben! ſo gab er ſich drein. Aber bald zeigte es ſich, daß die ſchwarze Kugel kein Verfolger war, ſondern daß unter derſelben ein alter kleiner Tiroler Bauer herauskeuchte. Ein großer Ballen war es, den der kleine Alte trug und der ihn vorhin auch völlig verdeckt hatte, ſo daß es ſchien, er gleite auf der Schneefläche ganz allein daher. Ein Kleinhäusler aus Schalders mit einem breitkrempigen Rundhute und einem mageren Maulwurfsgeſichtlein; er war genannt der Möſelgugu und als ein höchſt freimütiger Mann bekannt.

„Auff — auff — auff — Warum willſt denn du mich umbringen, Mahrwirt?“ rief der Alte ſchnaufend dem Flüchtlinge zu. „Alleweil hab' ich geſchrieen: Wart, Wirt, ich komm' dir nit mehr nach! Aber rennen wie ein Berghas. Daß du vor den Bütteln laufſt, die richtig ſchon in der Steinwänd ſind, muß man dir wohl verzeihen, aber daß

dir vor mir altem Haſcherl 's Herz in die Hoſen rutſcht, das iſt wild. Auff — auff! — Kotzen und Speck hab' ich da."

„Biſt mir nachgeſchickt, Möſel? Vergelt' dir's Gott!" So der Mahrwirt, ſonſt ſprach er wenig.

Weil's nun ſchon dumper wurde über den weiten Schneehöhen, ſo gingen die beiden Männer gegen die Felswand, ſuchten Unterſchlupf und krochen in eine Spalte, die der Schnee mit einem Vorwall faſt verſchloſſen hatte. Dort verbrachten ſie die Nacht.

Am nächſten Morgen hielten ſie Rat, was nun zu beginnen ſei. Der kleine Möſelgugu mußte dabei immer ſo ſteil zum großen Mahrwirt aufſchauen, daß er deswegen ganz mißmutig wurde und anhub, den großen Menſchen von oben herab zu behandeln. „So groß ſein, das iſt auch nit ſchön!" ſchnauzte der Möſelgugu, „achten hab' ich dich immer müſſen, weil du ſoweit ein braver Menſch biſt, Mahrwirt, aber extra gern hab' ich dich nie gehabt. Jetzt ſpielen ſie dich gar, was weiß ich, auf einen Heldenmann aus. Andre haben auch was geleiſtet, kümmert ſich keine Katz' um ſie. Aber halt der Mahrwirt! Bitt' dich ſchon um Verzeihung, ich bin aufrichtig."

Ja, das wußte Peter ſchon lange, daß der Möſelgugu immer darauf aus war, den Leuten Unangenehmes ins Geſicht zu ſagen, was aber nicht hinderte, daß er im Rufe ſtand, es mit jedermann im Grunde gut zu meinen.

„Mahrwirt, ich möcht nit in deiner Haut ſtecken," fuhr der Möſelgugu in etwas träger Redeweiſe fort zu ſprechen, „du wirſt nimmer viel Gutes haben auf der Welt. So ein Gewiſſen! Haſt doch viel Leut' umgebracht. Die armen Seelen derer von den Eiſackſchluchten werden dir

auch zuſetzen, na ich glaub's. Will ſchon beten für dich, wirſt es nötig haben."

„Tröſten kannſt einen du aber ſchon ſehr gut!" lachte der Mahrwirt etwas unglatt auf.

„Mußt verzeihen, ich red' halt, wie ich mir denk'."

„Daß du mir mit Pelz und Loden nachgekommen biſt, werd' ich dir nie vergeſſen," ſagte der Mahrwirt.

„Glaubſt du, daß ich's gern gethan hab'?" ſchrie der Alte mit ſcharfem Stimmlein in die Luft hinaus, „ſo weit geht die Nächſtenlieb' nit, daß ich den Flüchtlingen meinen Speck nachtrage. Vom Steinwändhäusler und den andern bin ich geſchickt. Haben mich ja zum Aufpaſſer gemacht, die Racker, unten beim Stadl, daß die Schergen nit haben können anſchleichen. Gefroren dabei wie ein Eiszapfen. Als ob unſereines Leben weniger wert wär', als das eines andern. Aber ich brauch' halt einen Verdienſt. Und du mußt jetzt ins Paſſeier hinüber, daß ich wieder heimgehen kann."

Ins Paſſeier hinüber. Das war ein weiter, im Winter kaum paſſierbarer Weg, um ſo ſicherer jedoch vor den Verfolgern. Der Mahrwirt band die Sachen zuſammen, um ſich auf die Wander zu machen. Dabei fragte er den Möſelgugu, ob er keine Nachricht vom Mahrwirtshauſe habe.

„Nix!" rief der Alte. „Wird viel ſein, wenn's noch ſteht, dein Haus. Geſtern hat's wieder recht viel Rauch gegeben unten bei Brixen herum. Gewiſſes weiß ich nit. — Aber mach, mach, Menſch, daß du weiter kommſt."

„Du kannſt ſchon heimgehen, Möſel," ſagte der Mahrwirt. „Ich werde ſchon auch allein weiterkommen. Nimm dir ein Stückel Speck mit auf den Rückweg."

„Behalt' du deinen Speck nur ſelber, wirſt ihn ſchon

brauchen, biſt eh hundsmager." So der Alte und dann machte er ſich davon.

Der Mahrwirt atmete faſt auf, als er wieder allein war. Dieſer Möſelgugu, dachte er, iſt doch ein biſſel ſtark aufrichtig. Bei dem ſeiner Wahrheitsliebe möchte ich für nichts gutſtehen, wenn ihn die Büttel nach dem Mahrwirt fragen. Und wenn man's nimmt, er hat recht; für einen armen Teufel gibt's ſelten Gelegenheit, was zu verdienen. Aber ich will mich lieber ſicherſtellen. Den Feinden jetzt in die Hände zu fallen, das wäre ſo das Richtige! Möchten nachher dem Lande alles Mögliche mit mir herauspreſſen wollen. Den Spaß machen wir ihnen nicht.

Als der Möſelgugu aus ſeinem Geſichtskreiſe verſchwunden war, änderte Peter die Richtung. Nicht dem Jaufnerjoche und nicht dem Paſſeiergebirge ſtrebte er zu, ſondern links über die weiten Höhen hin wanderte er gegen den Ritten hinaus. Beſonders beunruhigt hatte ihn das vom Rauch in der Brixner Gegend. Ein heftiges Verlangen, wenn auch nur aus der Ferne ſein Haus zu ſehen, kam über ihn. Er wanderte unter mannigfaltigen Beſchwerden über das Gebirge hinaus und niederwärts, bis er vom waldigen Pfeffersberg hinabſehen konnte auf die Mahr. Sein Haus ſtand friedlich unter der Felswand.

In ſeiner Rocktaſche hatte er mehrere Schriftſachen ſtecken gehabt, die ihn ängſtigten und die er auch nicht gerne vertilgen wollte. Es waren Briefe von andern Bauernführern, darunter auch einer von Dörninger. Nun er der Gefahr näher kam, war es unaufſchiebbar, dieſelben zu verbrennen, was er in einer Holzerhütte auch that. Dann ſtieg er thalwärts. Oberhalb der Ortſchaft Velthurns ſtand ein unbe-

wohntes Kleinhäuſel, deſſen eine Dachſeite ſchon ſo zerriſſen war, daß überall die Sparren des Dachſtuhls bloßlagen. Bei einer ſolchen Lücke kroch Peter hinein und durch ein mit Lappen ſchlecht verſtopftes Fenſterchen guckte er hinaus, gegen die Mahr hin. Um zum Fenſter hinauszuſchauen, mußte er auf einen Strohhaufen knieen, der an der Wand lag, und dabei ſpürte er unter demſelben etwas wie einen lebendigen Körper. Im Augenblick bohrte aus dem Stroh ein ſtruppiger Bauernkopf hervor: „Mahrwirt, du biſt es? Um aller Heiligen willen bitt' ich dich, verrat' mich nit!"

„Das iſt ja der Kerſchbaumer!" ſagte Peter, „ſuchen ſie auch dich?"

„Schon ſeit zwei Tagen lieg' ich in dieſem Streuhaufen. Oben in Schnauders hab' ich einen Welſchen erſchlagen, der juſt beim Brandlegen geweſen. Jetzt das iſt den Herren nit recht und wollen mich ein biſſel henken. Geſtern hat einer bei der Dachlucken hereingeſchaut. Ins Talfererthal wollt' ich hinüber, aber der ganze Ritten ſoll voller Schergen ſein."

„Helf Gott. Ein Stück Brod und ein Trum Speck kann ich dir dalaſſen. Weiter muß ich auf mich ſelber ſchauen," ſo der Mahrwirt, und bald darauf eilte er draußen durch den Wald gegen Klauſen hinab. Wenn der Ritten beſetzt iſt, ſo muß er auf die andre Seite hinüber, dem Ampezzo zu, von dort iſt Käruten erreichbar. — Das war nun ſein Reiſeplan. Auf einmal ſah er ſich in der Nähe franzöſiſcher Soldaten, welche in den Wäldern ſtreiften. Der Mahrwirt ließ ſein Bündel, das er ſeit dem Möſelgugu zu ſchleppen hatte, ſachte zur Erde gleiten, ſtand in ſeinem braunen Gewande zwiſchen braunen Kieferſtämmen und blieb

unbeweglich dort ſtehen bis zur Abenddämmerung. Mehrmals waren die Büttel nur wenige hundert Schritt von ihm entfernt, ſie ſpähten immer durch das Geſtämme, bemerkten ihn aber nicht, denn er ſtand ſtill wie ein Baumſtrunk.

Als die Dunkelheit eingetreten war, überſetzte er nächſt der Klamm den Eiſack und ging durch das enge Villnößerthal hinauf gegen das wilde Gebirge. Die wenigen Waldleute, die ihm begegneten, konnten ihn für einen überſiedelnden Taglöhner halten. Wo der ausgetretene Pfad aufhörte, verwiſchte er mit einem Fichtenaſte, den er hinter ſich nachzog, die Spuren ſeiner Füße im Schnee, damit es ausſah, als habe ein Bauer Reiſig vom Berg herabgezogen. Er hatte Zuverſicht, denn weit und breit war hier nichts als die Wildnis und der öde Winter. War er nur erſt drüben in den weißen Bergen, dann konnte er hoffen, Inneröſterreich zu erreichen.

Tagsüber lag er in irgend einer Wald- oder Alpenhütte, in den ſternhellen Nächten wanderte er. Eines Tages, bevor er noch das Uebergangsjoch erreicht hatte, kam Peter in ein Felſenkar, das eingeſchloſſen war von Wänden und nirgends eine Stätte zum Raſten zu bieten ſchien. Er kletterte das terraſſenförmige, theilweiſe ſchneefreie Gewände hinan, um ſich in einer Felſenſpalte niederzulaſſen. Da fand er eine Kluft in den Berg, eine größere Höhle, deren Eingang mit Eiszapfen vergittert war. Peter brach mit dem Gewehrkolben dieſes Gitter, daß er ſich hineinzwängen konnte. Da drinnen war es ziemlich trocken, aber ganz finſter und die Fußtritte widerhallten wie in einem großen Gewölbe. Der Boden war rauh und ſpießig, allein die Luft war nicht ſo kalt wie draußen, daher beſchloß

Peter, in dieſer Höhle die folgende Nacht zuzubringen. Nach ſeiner Berechnung war es die Weihnacht. Er zündete mit Mühe den Reſt einer Talgkerze an und holte etwas Nahrung hervor aus ſeinem Rucksack, der ſchon bedenklich zuſammengeſchrumpft war. Während des Mahles betrachtete er die Steingebilde, welche im Halbdunkel geſpenſtiſch aufragten und niederhingen und hinter welchen manchmal ein Geräuſch war, als huſche und flattere manches Gethier umher. Der Flüchtling bereitete ſich in einer niedrigen Niſche ein Lager, that ein Gebet zum Kinde Jeſu, deſſen Geburt zur Stunde gefeiert wurde in allen Kirchen des Landes, dann ſank er nach den vielfachen Strapazen in einen tiefen Schlaf. Kaum eine Stunde hatte dieſer gedauert, als Peter jählings emporfuhr. — War nicht eine Muhre niedergegangen? Nein, ein Traum iſt's geweſen. — Aber er konnte nicht mehr recht zur Ruhe kommen. Du ſollſt aufſtehen, ſo fiel es ihm ein, du ſollſt heute noch über das Joch. — Er blieb doch liegen und betete ein Vaterunſer für die armen Seelen im Fegefeuer. Denn er hatte oft gehört, wer in ſeinem Bette nicht einſchlafen könne, der ſolle der armen Seelen gedenken. Auch das war vergebens. Da ſah er plötzlich einen zuckenden Lichtſchein, der im Eisvorhange Regenbogenfarben ſpielte. War das auch ein Traum? — Peter ſprang von ſeinem Lager auf, wollte hinaus, da krachte das brechende Eis und ſie ſtanden vor ihm.

Was gibt's denn?

Am heiligen Christtage war's, nach dem Gottesdienst. Die kleine Familie des Mahrwirtes saß in der Oberstube beim Festmahl. Der Platz, wo sonst der Hausvater zu sitzen pflegte, war leer; hingegen saß neben der Magd Hanai, die ja auch zur Familie gezählt wurde, jemand, dem dieses Mahl und dieser Platz sehr wohlthat. Der Spielmann, der Gurglertoni! Und zwar heute so nett herausgeputzt, daß er, wie es der Magd vorkam, recht appetitlich anzusehen war.

Das Mahl wurde auch in diesem Jahre aufgetragen und abgehalten nach altem Brauch: neun Schüsseln mit Fleisch, Krapfen, Sulzen und andern leckeren Gerichten. Die Stimmung war eine dem heiligen Feste angemessene, fast fröhliche, und die Kinder führten ein heiteres Geklapper mit Löffel und Gabel. Die Erwachsenen sprachen über den Gottesdienst, den die neue Regierung nun doch nach alter Sitte gestattet hatte. Selbst die feierliche Mitternachtsmette war abgehalten worden in der Stadt und in den umliegenden Kirchen. Nur begegneten die Kirchengeher überall bewaffnetem Militär; das sollte, wie es hieß, die Ordnung aufrecht erhalten und im Falle einer Feuersbrunst, denn die Kirchleute von den Bergen her hatten lodernde Fackeln bei sich, sogleich rettend zur Stelle sein.

„Es ist erbaulich, wie sie jetzt auf einmal den heiligen Florian spielen, und vor kurzer Zeit haben sie selber die Häuser angezündet," so bemerkte Bruder Augustin.

Ferner war bei Tische davon die Rede, daß die Fran-

zosen unten in Bozen ihr Hauptquartier aufgeschlagen hätten, und daß ihr General ein seltsamer Mann sein solle. Er sei überaus streng, und doch hätten sogar die Bozner vor ihm Achtung, denn er wäre stets auch gerecht. Er habe schon mehrere seiner eigenen Soldaten auf offenem Platz erschießen lassen, die in den entlegenen Höfen geplündert hätten. Aber auch einen Terlaner Schänker hätte er auf der Stelle an den Nußbaum knüpfen lassen, weil derselbe einigen Franzosen ein ungutes Tränklein gemischt.

„Es ist ja alles gut," sagte Frau Notburga. „Nur kein Unrecht. Das ist das Schrecklichste auf der Welt."

Derlei wurde bei Tische gesprochen. Dazwischen keifte die Hanai manchmal ein wenig mit dem Touele, ließ sich aber nicht wiederholt mahnen, als Frau Notburga sie aufforderte, beim Zugreifen in die Schüssel auch ihres Nachbars nicht zu vergessen.

„O nein, Frau Wirtin, die vergißt nit!" fiel der Bursche drein, da hatte er eins unten an den Beinen; sie trug leider etwas grobgenagelte Schuhe.

Die kleine Marianna wollte statt der unheimlichen Soldatengeschichten lieber vom krauslockigen Christkinde etwas hören, ein Wunsch, welchem der geistliche Herr Vetter recht gern Bescheid that. Der Hans war ernsthaft und schweigsam; vielleicht hätte er es doch lieber mit den Kriegssachen gehalten als mit dem holdseligen Jesus. Für diesmal begnügte er sich, mit Messer und Gabel das Lämmerne auseinanderzureißen.

Als der Schweinsbraten mit den bräunlich geschmorten Speckschwarten kam und in Zimmtwein gebeizte Semmel-

ſchnitten zur Zuſpeiſe erſchienen, ſagte der Knabe: „Was wird der Vater jetzt eſſen?“

Darauf entgegnete keines ein Wort, Frau Notburga legte ſachte die Gabel aus der Hand und ging in die Nebenſtube.

Um doch etwas zu ſagen, ſprach nun die Magd: „Das iſt wohl ein unglückſeliges Jahr geweſen. Wie wird's ſein, bis wieder der Chriſttag kommt?“

„Da wird's ſchon wieder luſtiger ſein,“ meinte der Tonele und berührte mit ſeiner Fußſpitze ein wenig ihren Schuh.

„Gott geb's!“ ſagte ſie und verſetzte ihm einen erklecklichen Tritt auf die Zehen.

Die übrigen merkten nichts von den kleinen Scharmützeln, die ſich unter dem Tiſche abſpielten, und Bruder Auguſtin ſprach fromm die Zuverſicht aus, für die Länge könne der allmächtige Gott ſeine Tiroler nicht verlaſſen.

Als das Mahl vorüber und das gemeinſame Tiſchgebet geſprochen war, ging jedes hinein zu Frau Notburga, um nach der Sitte Vergeltsgott zu ſagen für die chriſtliche Mahlzeit. Die letzten waren die Hanai und der Tonele. Als ſie wieder heraus wollten, winkte die Wirtin mit der Hand und ſagte: „Bleibet noch ein wenig da, ihr zwei, ich habe ein paar Worte mit euch zu reden.“

Dabei machte ſie die Thür zu und trat gegen den Tiſch hin. Die zwei Leute ſtanden unbeweglich da und die Hanai ſchaute mit ſchreckbar feindſeliger Miene auf den Burſchen.

„Ich weiß es, meine lieben Leute, wie es mit euch ſteht,“ begann Frau Notburga, „und iſt ja auch weiter kein Unglück. Wenn ſich zwei junge Leute gern haben, ſo

ſollen ſie treu und brav zuſammenhalten und trachten nach dem heiligen Eheſtand. Jedes fleißig und arbeitſam, das muß wohl ſein; nun, die Hanai kenne ich dafür und ſie hat auch Lidlohn bei uns liegen; und der Muſikantenſtand wird wohl auch juſt nichts Unbraves ſein."

„Vergelt's Gott, Frau Mutter!" unterbrach ſie der Tonele, glücklich darüber, daß endlich ſein Treiben einmal ein gutes Wort fand.

„Jeder Stand iſt ehrenwert," fuhr die Wirtin fort, „wenn er nur brav und redlich gehalten wird. Weil das Spielmannsgeſchäft aufs Heiraten nicht langt, ſo mag man's nur nebenbei betreiben. Soweit alles recht. Aber was anders iſt nicht recht, meine Leut'! Daß ihr jetzt alleweil im Stall draußen Zuſammenkunft habt, das kann ich nicht leiden, das darf nicht ſein, das darf mir von heut' an nimmer geſchehen, ich ſag's euch!"

Die Hanai zuckte am ganzen Leibe ein und knurrte etwas, als hätte der Tonele angefangen. Dieſer ſtand ganz demütig da und ſchaute auf die Dielen, auf denen nichts zu ſehen, als daß ſie ſehr blank und rein waren.

„Iſt gleichwohl der Herr nicht daheim," ſagte Frau Notburga, „das Haus bleibt in Ehren, dafür ſtehe ich gut. Ihr habt nachher noch Zeit und Weil' genug zum Zuſammenkommen und werdet es wohl erwarten, denke ich! Gar lange wird's ja mit Gottes Hilfe nicht mehr dauern. Drin in Vahrn iſt, habe ich gehört, ein Angütel ledig, das könnt ihr ja wohl pachten. All zwei brav ſchaffen, braucht keine Dienſtleut', und wenn der Toni zur Faſchingzeit einmal mit der Klampfen ausgeht, ſo wird deswegen wohl auch der Himmel nicht herabfallen. Ein Groſchen Neben-

verdienst wird im Haus gut zu brauchen sein. Später das Gütel mit Fleiß und Gottessegen zu eigen erwerben wird wohl auch keine Unmöglichkeit sein."

Nachdem die Wirtin so gesprochen hatte, hob die Hanai natürlich ihren Schürzenzipf ein wenig und versetzte in gar bescheidener Weise: „Gesagt ist das leicht, meine liebe Frau Mutter, das Gütel pachten! Wüßt' heilig nit, wie sich das sollt' schicken."

Frau Notburga machte die Tischlade auf, nahm ein in Leder gebundenes Gebetbuch heraus und zog aus demselben ein beschriebenes Blatt Papier hervor.

„Der Toni," sagte sie nun leise, „hat eine kleine Sach'. Wenn's auch nicht viel ist, so wird gewiß der Gottessegen dabei sein. — Wegen dessen, daß er im Hochgebirg so brav und herzgetreu zu unsrem armen Hans gestanden ist, wo das Kind sonst wohl hätt' verderben müssen, hat mein Mann dem Toni ein kleines Stück Geld verschrieben. Zweihundert Gulden sind's, damit, meine ich, läßt sich was anfangen."

Jetzt war's zum Handküssen, beide drängten sich dazu, aber Frau Notburga entzog die Hände rasch und setzte bei: „Wenn wir auch nicht reich sind, so geht's uns doch nicht schlecht, und ihr könnt die Sach' mit gutem Gewissen nehmen, zumal uns auch du, Hanai, seit sieben Jahren arbeitsam gedient hast. — Das Geld könnt ihr haben, sobald ihr anfangt, und anfangen könnet ihr, sobald ihr wollt; nur ein paar Wochen früher wissen muß ich's, von wegen einer andern Magd."

„Frau Mutter," sagte darauf der Tonele, „ich denk',

die Frau Mutter schaut sich gleich um eine andre um, wir fangen geschwind an."

Die Hanai wollte schon mit einer schicklicheren Rede dazwischen fahren, da sprach noch die Wirtin: „Ich wünsche euch für den Ehestand kein andres Glück, als was ich selber hab' gefunden mit meinem Mann. Mehr kann ich nicht sagen. Der allmächtige Gott führe mir ihn glückselig wieder heim."

Diese Worte waren kaum gesprochen, als draußen auf der Straße sich eine seltsame Unruhe erhob. Ein gedämpfter Lärm, ein Ab- und Zulaufen von Leuten, ein Hinrecken aller Köpfe nach der Richtung gegen die Brücke. Frau Notburga öffnete ein Fenster, um zu sehen, was es gebe. Die Leute flüsterten und wichen zurück.

„Was gibt's denn?" fragte die Wirtin hinab.

„Derwischt haben sie wieder einen!" antwortete jemand herauf: Und eine grelle Stimme schrie es hin: „Sie haben ihn! Den Mahrwirt haben sie!"

Das Kriegsgericht Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen.

Fast die ganze Nacht und einen halben Tag lang waren sie mit ihm auf dem Wege gewesen herab vom Gebirge. Der rauschenden Alfers entlang hatten sie ihren Weg genommen, und, endlich ins Thal gelangt, rechts gegen Brixen hin. Unterwegs bei den Ortschaften hatte sich auch

Besatzungsmannschaft dem Zuge angeschlossen, um einem etwaigen Aufruhr in der Bauerschaft vorzubeugen. Das bayrische Gericht zu Brixen hatte noch festgestellt, daß der gefangene Flüchtling richtig Peter Mayr, der Wirt an der Mahr ist, welcher die Muhre in den Eisackschluchten gemacht hat. Also eilends fort mit ihm nach Bozen.

So mußte der Zug am Mahrwirtshause vorüber. Von diesem aus sah man zuerst den Trupp schwer bewaffneter Soldaten, mindestens an sechzig Mann, die raschen Trabes die Straße herankamen. Voran auf hohem Roß ein Offizier. Als dieser den aufgeregten Volkshaufen sah, der vor dem Wirtshause sich zusammengewirbelt hatte, rief er schmetternd: „Platz da! Platz für den Rebellen!"

Die Gewehre rasselten, die Säbel funkelten, die Leute wichen zurück. Nun zogen sie heran und mitten unter ihnen der Mahrwirt. Er ragte fast über die Söldner hervor, obzwar er gebeugten Hauptes ging. Der spitze, verwitterte Filzhut saß ihm so windschief, daß man wohl merkte, er hätte sich ihn nicht selber auf den Kopf gestülpt. Haar und Bart waren lang und verwildert, Eis und gestocktes Blut hingen dran. Das Angesicht des sonst so frischen und kräftigen Mannes war eingefallen und blaß zum Herzbrechen. Einmal, zweimal war sein Blick hingezuckt an das Haus, an welchem sie vorbeimarschierten. Dann schaute er zu Boden, nicht trotzig, sondern ergeben. Seine Hände, auf den Rücken gebunden, waren vor Kälte und der strammen Fesselung ganz blau angelaufen. Um den breiten Ledergurt, sowie auch um den Hals waren ihm Stricke gelegt, an denen ihn zwei Mann führten und deren Schlingen jeden Augenblick zusammengezogen werden konnten. Die kurze

braune Joppe war an mehreren Stellen zerrissen, ein Aermel blutig, Zeichen, daß er sich freiwillig nicht ergeben hatte.

Die umstehenden Leute flüsterten nun erschreckt und zaghaft untereinander. „Wohin schleppen sie ihn?“ — „Nach Bozen.“ — „Dann ist es aus mit ihm.“ Auch ergingen sie sich in Mutmaßungen, wo und unter welchen Umständen er denn aufgegriffen worden sein mochte. Auf einmal wurde es laut: „Hinter dem Hochkofel haben sie ihn ertappt, in der Roßhöhlen haben sie ihn abgefangen!“

Das hörte der Spielmann, der an der Hausthür stand. Er hörte es und wurde leichenblaß.

„Was? Was haben sie gesagt?“ Den Nebenstehenden fragte er in einem Tone, als würde ihm die Kehle zugeschnürt.

„Ah, da steht er ja, der ihn verraten hat!“ riefen jetzt mehrere und zeigten mit ausgestreckten Fingern auf den Tonele. „Der hat's gethan!“

Nun eilte Frau Notburga herbei, warf sich vor dem Offizier auf die Kniee und bat, daß man den Gefangenen eine Stunde rasten lasse in seinem Hause.

„Nehmt Abschied von ihm!“ Das war der Bescheid.

Das Weib stürzte sich an die Brust des Gefesselten und voll des Jammers rief sie aus: „So sehen wir uns wieder!“ Das Busentuch riß sie sich herab und reinigte damit sein Angesicht. „Du armer Mensch!“ sagte sie im Tone innigster Milde und Zärtlichkeit, wie man zu einem Kinde oder zu einem Sterbenden spricht. „Du mein armer Mensch! Wie hat denn das können sein?“

„In's Kärntneriſche wollte ich hinüber," gab er zur Antwort. „Am Hochkofel oben, in einer Höhlen habe ich wollen raſten — dort haben ſie mich abgefangen."

„Daß wir ſo unglücklich müſſen werden!" klagte Frau Notburga, in helles Weinen ausbrechend. „Was haſt du denn gethan, als was nicht deine Pflicht iſt geweſen und die andern all nicht auch gethan haben! Was wollen ſie denn mit dir? Jeſus, was wollen ſie denn mit dir?"

Peter ſagte kein Wort darauf. Voll unendlicher Betrübnis ſchaute er ſie an. Sie war zu Boden geſunken und krampfhaft umſpannte ſie ſeine Kniee. Da rief der Mahrwirt: „Weib, zu dem ſchau auf!" Sein Auge leuchtete gen Himmel.

Die Leute ſtöhnten vor Mitleid, ſelbſt die Soldaten waren bewegt, die Pferde trabten ungeduldig auf der klingharten Straße. Peter wendete ſein Haupt gegen das Haus hin; die er ſuchte — ſie waren nicht zu ſehen.

Er beugte ſich nieder: „Notburga lebe wohl. Und die Kinder. . ."

Das Wort, er vermochte es kaum hervorzubringen.

„Vorwärts!" kommandierte der Hauptmann. In demſelben Augenblicke ſprang in wilden Sätzen der junge Spielmann aus der Menge heran und mit einem markdurchdringenden Schrei warf er ſich hin vor den Mahrwirt.

„Tritt mich tot!" rief er kreiſchend, „wie einen Giftwurm tritt mich tot!"

„Toni!" ſagte der Mahrwirt, „ſei nicht kindiſch."

„Ich hab' dich verraten!"

„Was ſagſt du?"

„Ich hab' dich verraten!"

Peter lachte traurig auf: „Das wäre nicht leicht möglich. Kein Mensch hat's gewußt, wo ich umgeh'. Gott allein hat es gesehen."

„Hör' mich, Mahrwirt, hör' mich!" rief der Bursche mit vor Aufregung bebenden Lippen. „Im Wirtshaus zu Albeins. Sie haben mich gefragt und gefragt, und ich müßt's wissen und ich sollt's sagen. Da denk' ich: Er ist in der Steinwänd, aber sie lassen mir eher keine Ruh', ich muß sie auspoppen. Der Hochkofel fällt mir ein und die Roßhöhlen, und dort ist er, sag' ich. — Jesus, himmlischer Vater, und dort bist gewesen!"

Wimmernd preßte der Bursche sein Angesicht in den Schnee.

Da sagte der Gefangene herb: „Toni, hättest du geschwiegen davon, was du nicht weißt, oder die Wahrheit gesagt nach deinem Wissen — ich ginge jetzt nicht diesen Weg."

„Vorwärts!" donnerte das Commando. Der Gefesselte wurde von den Bütteln vorangezerrt und weiter ging's den Marsch gegen Bozen.

Der arme Spielmann blieb liegen am Straßenrand; einer aus der Menge sprang hin und versetzte ihm Fußtritte an Haupt und Rücken, der Touele ließ es geschehen und blieb liegen. —

Als der Trupp mit dem Gefangenen gegen Klausen kam, war es schon finster und Peter erschöpft zum Umsinken. Der größte Theil der Begleitung verlor sich hier, vier oder sechs Soldaten und der Hauptmann walteten ihres Amtes. In der Ortschaft nahmen sie einen Bauernwagen, warfen den Gefesselten hinauf, banden ihn fest an den eisernen

Ringen, deckten ihn zu mit einem alten Lodenmantel, und also fuhr Peter Mayr, der Bauernhäuptling, dahin den schauerigen Kuntersweg. Er lag auf dem Rücken, so daß sein Gesicht dem Sternenhimmel zugekehrt war. An beiden Seiten ragten die finstern Schroffen auf, in der Tiefe toste der Eisack. — Dieses Wasser erinnerte ihn an mancherlei. An das Weidenflechten und Fischfangen in der Kindheit; an das Hirtenleben in den Auen; an das Mädel, welches einmal am Eisackufer gesessen ist, die Füße ins Wasser gehalten und mit emsiger Hand die nußfarbenen Zöpfe geflochten hat um das Haupt. Als er plötzlich hinter ihr stand, der junge Mensch, war sie so sehr erschrocken, daß sie aufsprang und durch den Fluß lief gegen das andre Ufer. Mitten im Wasser glitschte sie aus, fiel hin und wallte davon. Der junge Mensch sprang nach, zog sie ans Ufer — und aus diesem Mädel ist später die Frau Notburga geworden. Das war bei den Auen gewesen, wo der Eisack in die Etsch rinnt. — Aber noch andres rauschte dieses wilde Wasser. Von der Muhre und von den anderthalbtausend Menschen... Hier waren sie ja herabgeronnen, die Todten, so wie jetzt der Wagen dahinrollte, der Stadt Bozen zu — dem Kriegsgerichte.

Die Felszacken des Rosengartens leuchteten kalt und rot in der aufgehenden Sonne, als der Wagen, stets umgeben von den wachsamen Bütteln, durch das Stadtthor rasselte und zwischen den Lauben der hohen Häuser hin die engen Gassen. Sprachlos blieben die Leute stehen, als sie hörten: das wäre der Peter Mayr, der Mahrwirt bei Brixen, der die große Muhre gemacht in den Eisackschluchten. Peter grub sein Gesicht ins Stroh, er wollte nicht hinschauen

auf die Leute, er hatte in dieſer Stadt manchen guten Bekannten. Er hörte es, wie jemand ſagte: „Gott, der Menſch iſt ja ſchon tot!“

Der Wagen rollte voran und endlich in den düſteren Hof eines burgähnlichen Hauſes. Die Mauern waren klafterdick, die Fenſter ſchwer vergittert, die Thore mit Eiſen beſchlagen, und überall Soldatenwache mit aufgeſteckten Spießen. Das war die alte Fronfeſte Sankt Afra. Peter wurde vom Wagen gehoben, durch lange Gänge hin in ein kellerartiges Gemach geführt und dort ſeiner Feſſeln entlaſtet. Er ſpürte keine Hand mehr an ſeinen Armen, die Finger waren ſteif und dunkelblau und wie abgeſtorben, die Beine waren wie aus Holz und er konnte kaum aufrecht ſtehen auf dem Pflaſter. Man ſetzte ihm Speiſe vor und ein Krüglein Wein, er rührte nichts an, ſondern legte ſich auf den Strohbund und ſank bald in Schlaf.

Aus holdem Traume, wie er daheim im blühenden Garten mit den Kindern ſcherzt, ward er unwirſch aufgerüttelt. Er möge ſich bereit machen, er würde vor den General geführt.

Peter zuckte die Achſeln, er war ja bereit. Er wußte recht gut, was das bedeutete: vor den General. Es war der franzöſiſche Graf Baraguay, von dem es hieß, daß er in ſein Wappen den Spruch habe ſchreiben laſſen: „Gerechtes Gericht, und wenn Himmel und Erde bricht!“ Und Verbrecher in den Augen der Franzoſen waren ja die aufſtändiſchen Tiroler alle.

Als Peter über den Platz dem Gerichte zugeführt wurde, läutete auf dem Turme der Stadtpfarrkirche die Glocke. Marktleute entblößten ihre Häupter, der Gefeſſelte

konnte seinen Hut nicht abziehen, doch betete er still für sich das Ave Maria.

Ein Herrenhaus war es, in welches der Mahrwirt geführt wurde. Die breite Steintreppe war an beiden Seiten bestanden mit rötlichgesprenkelten Marmorbrüstungen und schneeweißen Steingestalten aus dem alten Heidentume. Die Flügelthür, die jetzt aufging, war freundlich weiß angestrichen und ebenso weiß auch die Wände des lichten und geräumigen Saales, in den der Gefangene eintreten mußte. Die Fensternischen, die Gesimse und die Wandeinfassungen waren mit goldenen Leisten und schelmisch geschlungenen Schnörkeln üppig geschmückt. Die Decke war bemalt: bunte Jünglings-, Frauen- und Engelsgestalten, mit Rosenranken spielend in heiterem Reigen. Aus den Wänden standen goldene Armleuchter hervor, untenhin standen rotseidene Ruhebänke und Sessel, dann lichtfarbige Tische mit gebogenen Füßen und darauf große Blumenvasen, in welchen sogar frische rote und weiße Rosen staken. Die Täfelung des Fußbodens war so glatt und glänzend, daß man in derselben alle Gestalten des Saales sich spiegelnd nach abwärts stehen sah. — Also war der Raum, in welchem der arme Bauernwirt nun sein Schicksal erwartete.

Im Saale waren viele französische Offiziere anwesend, alle in voller Uniform: die meisten mit hohen Stiefeln, weißen Hosen und Röcken, die blauen Schärpen leicht um den Leib geschlungen; an der Seite den Degen mit zierlichem Griff, an den Achseln schwere goldene Quasten. Aber auch andre Uniformen waren da, und mancher trug an der Brust ein Kreuz, ein funkelndes Sternlein. Die Häupter hatten sie entblößt. Es waren Greise darunter mit buschigen

Eisbärten und kahlen Schädeln, es waren stattliche Männer mit feingedrehten Schnurrbärten. Und einer war unter ihnen von nicht großer aber gedrungener Gestalt, wohlgenährtem bartlosem Gesichte, welches durch die gebogene Nase und das rundlich hervortretende Kinn auffiel. Unter den sehr buschigen Brauen blitzten ein Paar graue Augen, mit denen er lebhaft um sich schaute. Die noch dunklen Haare des Hinterhauptes waren nach vorn gelegt. Die ganze Erscheinung war würdevoll und jugendlich zugleich. An der Brust hatte dieser Mann zahlreiche Ehrenzeichen, darunter einen großen Stern.

Das war der Obergeneral, Graf Baragnay, der wegen seiner Strenge in Tirol der „welsche Löwe" genannt wurde. Doch gab es Leute, die wissen wollten, daß dieser Löwe nicht jeden zerreiße, den er anknurre, und man erzählte von ihm manchen Zug menschlicher Güte.

Als der Mahrwirt in den Saal geführt wurde, trat ihm der General rasch einige Schritte entgegen und blickte ihn forschend an. Dann wendete er sich um, trat zurück zu den übrigen Offizieren und sagte in französischer Sprache: „Das wäre also das Ungeheuer? Den Mann habe ich mir anders gedacht."

Ohne eine Entgegnung abzuwarten, schritt er einmal, die Hände auf dem Rücken, quer durch den Saal und wieder zurück, dann gegen die Offiziere: „Meine Herren, ist es dringend?"

Einer antwortete, daß keine Zeit zu verlieren sei.

Der General befahl mit leisen raschen Worten, daß man dem Gefangenen die Fesseln abnehme. Als das geschehen war, konnte Peter erst seinen Hut vom Kopfe ziehen; er

that's und wischte sich mit der flachen Hand das Haar über die Stirn herab; das that er mit gelassener Ehrerbietung, als stünde er vor seinem Pfarrer. Alsbald begann der General selbst in deutscher Sprache das Verhör. Die Worte sagte er in ruhigem, aber scharf entschiedenem Tone.

„Wer sind Sie? Wie heißen Sie?"

Peter stand aufrecht, nur mit etwas vorgeneigtem Haupte da, blickte dem Herrn offen ins Gesicht und antwortete nicht laut aber deutlich, ohne sichtbare Erregung und ohne Trotz: „Ich heiße Peter Mayr, bin der Wirt an der Mahr — bei Brixen."

„Wie alt?"

„Zweiundvierzig Jahre."

Der General machte wieder seinen Marsch durch den Saal und murmelte: „Das ist jung, mon Dieu, das ist noch jung!" Dann zum Gefangenen: „Haben Sie Familie?"

„Ein Weib und drei Kinder."

Wieder ein Gang durch den Saal. Dann vor dem Mahrwirt stramm stehen bleibend: „Sie waren schon während des Sommeraufstandes unter den Rebellen?"

„Herr," antwortete Peter, „Rebellen sind wir nicht. Es war Krieg, wir sind für unsern Kaiser, für unser Land gestanden."

„Bien. Ich gebe das zu. Damals. Sie haben bei der Mühlbacher Klause ein Gefecht geliefert?"

„Ja."

„Und sich tapfer dabei gehalten. Ich achte den Mann auch im Feinde. — Was aber später?"

Der Gefangene schwieg.

„Später folgte der definitive Friedensschluß und das

Land war neuerdings besetzt von dem rechtmäßigen Herrn, Seiner Majestät dem Bayernkönig. Die Empörer waren geflüchtet, das Land kam zur Ruhe, nicht wahr?"

Peter schwieg.

„Hernach eines Tages," fuhr der Feldherr fort, „als vom Norden französische und bayrische Truppen herabmarschierten gegen Italien, ging in dem Engthale, genannt die Eisackschluchten, eine große Muhre nieder und tötete gegen eintausendfünfhundert Mann!"

Peter stand ruhig und schwieg.

„Eintausendfünfhundert Mann!" wiederholte der General nachdrücklich. „Brave Soldaten! Auch Familienväter! Nicht als Feind zogen sie durch, sondern als Freund und Beschützer. Vom Hinterhalte her tückisch getötet!"

Mit durchdringendem Blick schaute er auf den Angeklagten. Dieser zuckte nicht mit den Wimpern.

„Mehr als einen Freund," fuhr der General fort, „habe ich verloren bei diesem beispiellosen Meuchelmorde. — Sie schweigen. Wissen Sie von der Sache?"

„Ja," sagte Peter.

„Was glauben Sie, ist die Muhre zufällig niedergegangen?"

Nach einigem Zögern antwortete der Mahrwirt: „Das glaube ich nicht."

„Rebellen haben sie vorbereitet! Diesmal werden Sie mir die Rebellen verzeihen! — Peter Mayr! Wußten Sie um die Vorbereitung?"

„Ja," antwortete Peter.

„Waren Sie mit dabei?"

„Ja."

„Haben Sie mit Hand angelegt?“

„Ja.“

„Waren Sie einer der Rädelsführer?“

„Ich kann es nicht leugnen.“

„Wohl gar der Hauptanführer?“ —

Peter schwieg.

„Wissen Sie, wer anfangs den Plan für eine solche Muhre gefaßt hat? Und ganz besonders für diese Muhre, mit der Absicht, viele Hunderte von Menschen meuchlings zu töten? — Sprechen Sie, wer hat den Plan gemacht, geleitet, ausgeführt?“

Peter stand unbeweglich da und schwieg.

Der Feldherr nahm einem nebenstehenden Offiziere Schriften aus der Hand: „Hier steht alles geschrieben. Wir haben zehnfache Zeugenschaft.“

„Sie ist nicht nötig,“ sagte Peter.

„Also gestehen Sie es ein, Peter Mayr, daß Sie die Muhre ausgedacht haben und ausführen ließen?“

Jetzt hob Peter langsam sein Haupt und sagte: „Ja.“

Unter den Offizieren, die das Verhör aufmerksam verfolgt hatten, entstand eine Bewegung. Der General schritt wieder durch den Saal, noch schärfer als vorhin. Plötzlich wieder zum Angeklagten mit lauter Stimme: „Und als Sie das thaten, haben Sie die Folgen bedacht?“

Peter nickte mit dem Haupte.

„Geben Sie acht auf das, was Sie sprechen. Haben Sie die Verheerung in ihrer ganzen Größe wirklich im vorhinein bedacht?“

Nun antwortete Peter: „Ich habe sie wohl bedacht, gewünscht und erwartet.“

Zornig ſtieß der General ſeinen Fuß auf den Boden, daß es dröhnte.

Nach einer Weile, da es ſtill geweſen war, that der franzöſiſche Feldherr einen tiefen Atemzug, dann ſprach er, und leiſe zitterte ſeine Stimme: „Peter Mayr! Sie haben auch ein menſchliches Herz in der Bruſt. Sie haben ja Weib und Kind und wohl noch andre Menſchen, die Ihnen nahe ſtehen. Haben Sie nie um einen gebangt, wenn er in Gefahr war? Als Sie durch Ihre That ſo namenloſes Leid verurſachen ſollten, hat ſich da Ihr Herz nicht geregt?“

„Wohl doch, wohl doch!“ murmelte Peter.

„War dieſes Herz denn ein verfluchter Kieſelſtein in jenen Tagen?“

„Herr, der Krieg!“ verſetzte der Gefangene.

„Zum Henker, der Krieg!“ rief der General, wieder den ſchweren Fuß auf die Dielen ſtampfend. „Friede war! Von den Völkern erſehnter, von Kaiſer und König unterzeichneter Friede. Geſegnete Zeiten ſollten wieder kommen. Der Bayernkönig begann dem Lande ſeine Huld zuzuwenden, es ſollten auch die alten Sitten und Geſetze eurer Grafſchaft wieder zu Rechte kommen. Eure alten Freiheiten waren neuerdings gewährleiſtet, eurer Väter Glauben war geſchützt, für die Aufſtändiſchen eine allgemeine Amneſtie in Ausſicht geſtellt, überall und überall keimte der liebe goldene Frieden, den ich, ein alter Soldat, nach allem Elende, weiß Gott, ſelbſt mit Freuden begrüßte. — Da geſchah dieſe unerhörte That. Alles iſt wieder aus Rand und Band und mit einem einzigen Schlage von eigenen Landeskindern das arme Land Tirol unvergleichlich tiefer ins Verderben geſtürzt, als es je durch einen Feind geſchah,

— Peter Mayr! Sie stehen vor uns als die verkörperte Empörung. Wohl kaum einen Schimmer von Hoffnung haben Sie mit hereingetragen in dieses Haus."

Gesenkten Hauptes stand der Angeklagte da.

Der General sagte: „Tirol müßte Sie langsam zu Tode steinigen. Wir wollen es gnädiger machen."

Und Peter stand immer unbeweglich da. Mehrere der anwesenden Offiziere haben es später erzählt, daß sie eine seltsame Beklemmung gefühlt, als der Tiroler Bauer so hilflos und so reuelos und so ungebrochen vor ihnen gestanden.

Der General fragte nun gemessen und fast gedämpft: „Angeklagter, haben Sie noch etwas vorzubringen?"

Der Gefangene schüttelte das Haupt.

„Sie haben nichts zu sagen. Gut."

Der General wendete sich zu den Offizieren. Einer derselben schien die Aufgabe gehabt zu haben, den Angeklagten rechtlich zu vertreten, denn er sagte: „Nach dem, was wir gehört, ist jede Verteidigung nutzlos. Der Angeklagte verzichtet wohl selbst darauf."

Hierauf redete der General eine ganz kurze Zeit in französischer Sprache mit den Offizieren, dann traten diese zurück. Der General Graf Baraguay blieb mitten im Saale stehen, zog seinen Degen, und diesen blank auf den Fußboden stemmend, sprach er mit lauter und feierlicher Stimme: „Peter Mayr, Gastwirt an der Mahr bei Brixen in Tirol, ist überführt und geständig, nach vollzogenem Friedensschlusse mit Vorbedacht und Absicht die Bergmuhre in den Eisackschluchten, wobei eintausendfünfhundert Soldaten ums

Leben kamen, veranlaßt und ausgeführt zu haben. Das Kriegsgericht Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen verurteilt den Rebellen Peter Mayr zum Tode durch Pulver und Blei."

Ich gehe zum General!

Also war es geschehen zur Weihnachtszeit im Lande Tirol. Aber was zu Bozen geschah, das war noch unbekannt an der Mahr.

An demselben Christtage, als sie den Mahrwirt vorübergeführt hatten bei seinem Hause, lag der junge Spielmann am Straßenrande im Schnee. Und als die Leute längst sich verzogen hatten, um in ihren Häusern das neue Ereignis zu besprechen, und als es dunkel geworden war und die Winterdünste im Thale blauten, lag der Tonele noch immer am Straßenrande im Schnee.

Aus dem Hause, das in tiefster Trauer war, kam nun die Hanai, um ihn hereinzuführen. Zwei Schritt vor ihm blieb sie stehen, machte einen langen Hals und schaute hin. Die Hände und der Kopf waren in den Schnee hineingebohrt. — Wenn er tot wäre! dachte sie. Wenn er so viel Glück gehabt hätte, daß er jetzt gestorben wäre! — Dann packte sie ihn an den Armen, riß ihn empor und schleppte ihn in den Stall. Dort, wo es warm war, wo er zugedeckt war mit ihrem Bettgewande, hub er an zu fröstеln. Am ganzen Körper schüttelte es ihn, die Fäuste ballte er, die Zähne scharrte er aneinander und die Worte stieß er her-

vor: „Hanai, warum haſt du mich nit liegen laſſen? Für mich gibt's nix mehr!“

Die Magd, als ſie gehört hatte, der Spielmann habe den Aufenthalt des Mahrwirtes verraten, war wohl gleich darüber im reinen geweſen: Das iſt aus Dummheit geſchehen! Schlecht iſt er nicht. — Aber die Dummheit, das hatte ſie ſich vorgenommen, die wollte ſie ihm jetzt ordentlich einſalzen! Ein Liedel wollte ſie ihm ins Ohr ſingen, desgleichen kein Spielmann je geſungen und kein Tonele je gehört hat! Sie wollte thun, als ob ſie glaube und überzeugt davon wäre, daß er den Verrat wegen der zweitauſend goldenen Gulden ausgeführt hätte; ſie wollte ihn einen Judas und Herodes nennen und ihm ins Geſicht ſchreien, daß alle Bayern und Franzoſen zuſammengenommen nicht ſo ſumpflacken ſchlecht wären, wie dieſes grundfalſche Spielmandel mit dem Heuchlergeſicht. — Nun aber, da der Burſche vor ihr lag, gebrochen und ohnmächtig, und in ſeinen todblaſſen Zügen die grauſe Seelenpein zuckte, da vergaß ſie freilich all der ſchönen Vorſätze, kein einziges Wort brachte ſie hervor. Geduldig und ſchweigend begann ſie ihn zu pflegen.

Aber ſchon um Mitternacht ſtand der Tonele auf von dem ihm angewieſenen Bette, und ohne ein Wort zu ſagen, kletterte er die Leiter hinan in den Dachraum, wo er ſich hinwarf auf ſprödes Stroh. Hatte er ſich daran erinnert, daß Frau Noturga das Zuſammenſein im Stalle verboten? Oder hielt er ſich nicht mehr für würdig, in der Nähe der Hanai zu ſein?

Am nächſten Morgen, als die Magd nachſehen ging, wie es mit ihm ſtehe, ſchlief er ruhig. Sie ſtand neben

ihm im dunkeln Gelaß, erwog, ob ein Menſch mit böſem Gewiſſen ſo ſchlummern könne, legte dann ihre Hände zuſammen und betete ein Vaterunſer auf die Meinung, daß ſein Schutzengel im Traum ihn tröſten möge. Daß ſie ſelber dieſer Engel ſein konnte — wann fiele das einem trutzigen Weibe ein? Als der Burſche aufwachte und traurig um ſich ſchaute, war ſie herb und ſagte ihm kein gutes Wort.

Er aber ſagte eins: „Hanai," ſagte er und hob ein wenig die ſchmale Hand, als ob er bei einigem Entgegenkommen ſie ihr reichen möchte. „Hanai, du biſt gut auf mich geweſen in dieſer kurzen Lebenszeit. Aber jetzt mußt du mich ganz vergeſſen. Nit fluchen ſollſt du meiner, Hanai, nur vergeſſen, als ob alle Waſſer über mich wären hingerounen!"

Sie langte nicht nach ſeiner Hand, ſie warf zornig die Strohſchaube hin und her, als ob ſie notwendig Ordnung machen müſſe in der Scheuer.

„Wenn ich dir gefolgt hätte, Hanai," fuhr der Burſche völlig tonlos fort, „und wenn ich fleißig gearbeitet hätte, und nit ſo in den Wirtshäuſern herum — ſo hätt's nit können geſchehen. Und daß der Teufel ſo mit mir ſein Spiel hat gehabt!"

Sie that, als ginge ſie dem Burſchen ſein Reden gar nichts an und warf die Strohſchaube durcheinander. Ihm war's doch darum zu thun, ihre Stimme noch einmal zu hören. „Hanai," ſagte er ganz geſchmeidig, „ſind ſie nit ſchon dageweſen? Haben ſie nit ſchon gefragt nach mir? — Nit? — Nachher geh' ich ihnen entgegen." Er ſtand raſch auf, ſchleuderte die Strohhalme von ſeinem Gewand.

„Wem willſt du entgegengehen?" fragte ſie ſcharf.

„Den Tiroler Schützen. Vielleicht hat doch einer gleich die Barmherzigkeit . . .“

Rasch stieg er die Leiter hinab in den Stall. Unten an der Thür stand ein Amtsbote und klirrte mit seinem bayrischen Säbel.

„Sie haben mich schon,“ murmelte der Tonele und blieb stehen mitten im Stalle.

„Ich such' den Spielmann Toni,“ schnarrte der Bote unter seinem Bartwisch hervor.

„Mach keine Umständ', da bin ich,“ antwortete der Bursche und trat ihm entgegen.

„Ja, ja,“ knurrte der Bote, den Toni mit mißtrauischem Blicke musternd, „da bin ich! Das ist leicht gesagt und das könnt jeder sagen. Muß schon um die Aufweisung bitten!“

„Uh Narr!“ rief die Hanai, die auch schon herabgekommen war, „Aufweisung, das ist doch zum Lachen.“

„Ich muß die Aufweisung haben, sonst ist's nichts.“

„Wenn er sagt, er ist's,“ rief sie vom Futtertroge her, „so wird's wohl richtig sein. Für den Spielmann Toni gibt sich jetzt wohl gewiß keiner aus, der's nit ist!“

„Wer weiß!“ meinte der Bote, mit einem Auge zwinkernd. „Wenn's Geld gibt! — Mit dem Botenlohn, hoff' ich, wirst mir nit zu sparsam sein, Spielmann. So eine Post bringt dir nit so bald wieder einer. Außer du sagst uns auch den Andre Hofer. Wenn du wahrhaftig der Spielmann bist —“

„Ich will dir gleich eins aufspielen!“ rief der plötzlich herlebig werdende Bursche. „Was willst denn?“

„Zum Gericht sollst!“ sagte der Bursche.

„Dazu brauch' ich dich nit."

„Dein Geld holen."

„Was für ein Geld?"

„Die zweitausend goldenen Gulden."

Das Wort zu hören, und der Bursche wurde rasend; durch den Stall schoß er von einem Winkel zum andern; an der Wand lehnte die dreispießige Gabel mit dem langen Stiel, er faßte sie und lief damit gegen den Amtsboten. Dieser, als er in den Händen des wutschäumenden Menschen den gezückten Dreispitz sah, eilte so schnell, als ihn die Füße trugen, über den Hof, die Gabel sauste ihm nach und fuhr in den Zaunpflock, wo sie stecken blieb. Der Bote lief auf die Straße hinaus und derselben entlang gegen das schützende Brixen.

Die Hanai hatte solchem Auftritte vom Hinterhalt her zugesehen. Nun der Tonele regungslos vor Wut wie ein Baum dastand, genau noch in der Stellung, wie er die Gabel geschlendert hatte, trat sie hervor und die Arme in die Seiten gestemmt, sprach sie: „Jetzt hab' ich gesehen, daß auch du die Mistgabel brauchen kannst."

Der Bursche wußte sich noch immer nicht zu fassen. Kein Franzose hatte ihn je so in Aufregung gebracht, als dieser allergrößte Feind — der Judaslohn.

„Toni," sagte die Hanai, „ist's wie der Will, wir wollen jetzt miteinand gute Kameraden sein. —"

Das Mahrwirtshaus, welches knapp vor seiner Sperre stand, war an diesen Tagen vom Morgen bis zum Abend besetzt mit Gästen. Von der ganzen Umgebung kamen die Leute zusammen, um bei einem Krüglein Wein stundenlang dazusitzen und zu rauchen! sie hofften etwas zu erfahren

über den Wirt, aber es scheute sich jeder, davon zu reden. Frau Notburga war gar nicht zu sehen. Der geistliche Herr Augustin zeigte sich manchmal und erging sich unter leisen Gesprächen mit den Nachbarn in Mutmaßungen, was geschehen würde.

„Wenn's der Sandwirt wäre," meinte da der Stauker einmal, „ja da möcht' ich nit einen Hosenknopf wetten! Aber der Peter kommt wieder. Erstens können sie's ihm nit beweisen, und zweitens ist's für den Kaiser geschehen, und drittens soll überhaupt ein Patent herausgekommen sein, daß keiner mehr hingerichtet wird."

„Wenn's wahr ist!" versetzte der Rampesbauer zweifelnd. „Ich fürcht', der französische General zu Bozen wird sich seinen Kameraden, den Löw Beser, gut bezahlen lassen."

„In aller Weis," sagte der Stauker, „wollen wir derweil auf seine Wirtschaft schauen, daß nichts fehl geht dahier. Und sollt er länger aus sein, seine Familie verlassen wir nit."

Frau Notburga besorgte die Küche, wartete die Kinder, gebot Ordnung unter ihren Leuten. In ihrem Gemüte neben dem düsteren Kummer stand die helle fröhliche Hoffnung. — Was können sie ihm den machen? Wenn man einen Menschen, der im Krieg Leute getötet hat, hinrichten wollte, da müßte man auch den Bonaparte hinrichten. Der Peter hat nur seine Pflicht gethan. — Dabei blieb sie.

Da war es, als Bruder Augustin einmal von seiner Messe zurückkam, die er im Dome der Stadt zu lesen pflegte, daß er gar verstört umging und seiner Schwester auswich. Ihr fiel das gleich auf, und als er in seine Kammer trat, ging sie ihm nach.

„Du, Auguſtin," ſagte ſie, „du kommſt mir heut nicht recht für. Es iſt was, du weißt was!"

Der Prieſter wehrte mit der Hand unwillig ab: „Man ſollte gar nicht darauf hören, es ſind halt Gerüchte."

„Bruder," ſagte Frau Notburga und preßte ihre Hände an die Bruſt. „Weißt etwas von ihm, ſo ſag's."

Auguſtin hatte ſich an den Tiſch hingeſetzt, den einen Ellbogen ſtützte er darauf, mit der andern Hand faßte er die Ecke an, als ob er ſie umbiegen wollte. Der Tiſch zitterte ein wenig.

„Der General Baragnay ſoll ſtreng geweſen ſein," murmelte er.

Frau Notburga wankte nicht.

„Das Urteil — ſoll ausgeſprochen ſein," ſagte der Bruder ganz plötzlich. „Es iſt gewiß nicht wahr, wenn auch die Leute drinnen in der Stadt von nichts andrem reden." Er griff mit beiden Händen an die Halsbinde, als ob er ſie lockern wollte: „Es iſt beſſer, Notburga, du hörſt es von mir, als von andern, die es immer noch mehr entſtellen und aus einer Lüge neun machen. — Sie ſagen zum Tode . . ."

„Das iſt freilich nicht wahr! lachte Frau Notburga überlaut auf. Dann aber war ſie ſtill. Sie ging in ihre Stube und nach kurzer Zeit kam ſie, in Sonntagsgewand gekleidet, wieder heraus.

„Was thuſt du, Schweſter?"

„Ich reiſe nach Bozen."

Nun kamen ſchon die Leute. Es kam der Kreuzwirt aus Brixen, es kam der Moſer vom Bergl, es kam mancher Flüchtling aus ſeinem Unterſchlupf hervor, es kam der

Pfarrer von Sankt Jakob, es kamen andre Geiſtliche, ſogar Beamte aus der Stadt, um mit Frau Notburga des Rates zu pflegen.

Rat brauche ſie freilich wohl keinen, meinte die Wirtin, ſie wiſſe recht gut, was zu thun ſei. Sie reiſe nach Bozen und werfe ſich dem General zu Füßen.

Das ſei unmöglich, ſagten mehrere, eher laſſe der heilige Petrus den Luzifär in den Himmel, als der welſche Löwe einen bittenden Tiroler vorlaſſe.

Sie antwortete: „Ich gehe zum General!“

Nun räuſperte ſich der Forſtamtsſchreiber, ein Bayer, und der brachte folgendes vor: „Ich kenne ihn nicht näher, den General Baragnay, aber was man ſo von ihm hört, von den ſchlechteſten ſoll's keiner ſein. Ich weiß nur, daß ſeine Gemahlin eine Deutſche iſt, eine deutſche Edelfrau, die er ſehr brav behandeln ſoll, wie man hört. Und ein Menſch, der ſein Weib gut hält, iſt auch ſonſt kein Spitzbub'. Seine Frau ſoll ja bei ihm ſein, in Bozen, und da hätte ich gemeint, wenn die Mahrwirtin mit dieſer Frau wollt' reden, das wäre vielleicht das Geſcheiteſte.“

„Das iſt eine Red'!“ ſagten die Bauern und nickten mit den Köpfen.

Der Pfarrer von Sankt Jakob brachte auch etwas vor. Der war mit einer Frau von Giovanelli bekannt, und von der wußte er, daß ſie eine gute Freundin der Frau Generalin ſei, und von der müſſe die Mahrwirtin ein Empfehlungsbriefel haben, daß ſie vorgelaſſen werde. „Bei ſo einem Nebenthürl kommt man hinein.“

So wurde beraten und Frau Notburga war ganz friſch und munter geworden. Ihr Peter wird ja bald wieder

daheim sein. Gegen Abend desselben Tages hatte der Pfarrer auch schon das Empfehlungsschreiben der unweit Klausen wohnenden Frau von Giovanelli zu Handen und des Kreuzwirtes Pferde standen mit der Kutsche vor dem Wirtshaus.

Notburga war fertig. Das Wirtshaus hatte sie gesperrt, das übrige kleine Hauswesen der Hanai übergeben. Den kleinen Peter auf dem Schoß, neben ihr die Marianna und der Hans, ihr gegenüber der treue Bruder Augustin, alle wohlverwahrt in Loden und Kotzen, so saßen sie in der geschlossenen Kutsche, und so fuhren sie mit einem aufseufzenden „In Gottesnamen" davon.

Zur selben Stunde hatte es auch der Tonele erfahren, wie es mit dem Mahrwirte stand, und daß die Frau mit den Kindern nach Bozen fahre, um für den Verurteilten einen Fußfall zu thun. Zwar hatte ihm der Achel-Schuster zu verstehen gegeben, ein Toter könne nicht mehr lebendig gemacht werden und ein solcher von den Franzosen Verurteilter sei so viel als tot. Diesem schrecklichen Schuster schleuderte der Spielmann den Stock vor die Füße. Dann hub er ihn aber wieder auf und lief gegen das Mahrwirtshaus.

„Ich muß mit nach Bozen!" rief er, zur Thür hineinstolpernd.

„Der Wagen ist schon davongefahren," hieß es.

„Und wenn ich mir die Füße ablaufe bis auf die Knie, ich will auch zum General!"

Hatte schon die Wirtin wenig Vorbereitungen gemacht für die Reise, der Tonele machte gar keine. Seine surrende Klampfen an der Seite, einen Stock in der Hand — da war er's. Wieder flink und frisch, als ginge es zu einer

Hochzeit, wanderte der junge Spielmann die Straße entlang gegen Bozen.

Faſt bis zur Erſtarrung verblüfft war die Magd Hanai. Jetzt, da er etwa ein bißchen den Herrn hätte ſpielen können im Hauſe unter ihrer Botmäßigkeit, jetzt rennt er fort. Und keine Wegzehrung von ihr und kein „Behüt' Gott" für ſie — gerade, als ob er für ſich allein jemand wäre! Sie wünſcht ihm nichts Schlechtes, aber wenn er unterwegs verhungert und erfriert und bei ſtockfinſterer Nacht in den reißenden Eiſack fällt, ſo geſchieht ihm recht!

O edle Frau, ſeid unſere Fürbitterin!

Wie lang war der Weg und wie lang war die Nacht! Der Wagen holperte und klirrte, die Kinder ſchlummerten. Wenn von einem vorbeiſtreichenden Hauſe ein Lichtſtrahl hereinzuckte in den Wagen, ſah man die friedlichen Geſichtlein. Frau Notburga betrachtete ſie und ſagte zu Auguſtin: „Lieber Gott, wieviel Gnade haben die Kinder! Sie ſchlafen."

„Dieſe Kinder ſind mein Troſt," entgegnete der Prieſter. „Wenn ich auf die Kinder blicke, da wird mir ganz hoffnungsreich, da weiß ich's gewiß, daß wir Glück haben werden."

Weil ſie ſelbſt keinen Schlaf finden konnten, ſo führten ſie bisweilen kleine vorbereitende Geſpräche, oder der Geiſtliche ſagte manchen Spruch aus der heiligen Schrift, der das bange Herz kräftigen ſollte.

Nach einer kleinen Ewigkeit — und doch wie kurz war alles, wenn's vorbei ist! — langten unsre Reisenden in Bozen an. Es war ein nebeliger Vormittag, allein die Luft wehte fast frühlingsweich und Frau Notburga mußte sich wundern, als sie nach langer Zeit an muldigen Felshängen den immergrünen Lorbeer sah. In diesem einst heimatlichen und jetzt so fremden Thale hatte Notburga ihren Peter das erste Mal gesehen, wie wird jetzt das Wiedersehen sein?

In den Straßen der Stadt konnte der Wagen kaum vorwärts, es gab lebhafte Bewegung, die Leute strömten mit Hast nach einer Richtung hin. Auch Trupps französischer Soldaten trabten drein, die Menge durchbrechend. „Rebell! Rebell!" mehrmals hörte man aus dem dumpfen Murmeln des Volkes diesen grellen Schrei.

„Was bedeutet das?" fragte Notburga erblassend. Bruder Augustin bog seinen Kopf zum Wagenschlag hinaus: „Was ist da los?"

„Der Rebell wird hingeführt," hieß es. „Endlich haben sie ihn. Hoch oben im Passeiergebirge hat er seine Residenz gehabt, der Herr Kommandant von Tirol! Nun geht's nach Welschland auf die Festung!"

Vom Hofer war die Rede? Und Tiroler waren es, die so redeten? Nein, es sind Ausländer, es müssen Ausländer sein! In so einer Stadt gibt's allerhand Leute.

Der Hans war schon lange wach gewesen. Als es nun hieß, den Hofer führen sie ein, da sprang er aus dem Wagen und schrie hell nach einem Stutzen. Mit Mühe konnte er beruhigt werden, zur Not brachte Augustin dem Knaben bei, daß hier kein Dürnjoch sei, daß Hofer von

einem ganzen Regiment Soldaten umgeben und gehütet würde, und daß die Rettung in Gottes Hand stehe.

Als sie in den Gasthof einfuhren und im Hofe abstiegen, führten zwei Männer, die am Thore standen, das folgende Gespräch:

„Das ist ein Spektakel!“

„Wenn es jetzt schon eine solche Aufregung gibt in der Stadt, wo man den einen bloß durchführt im geschlossenen Wagen, wie wird's erst morgen sein?“

„Gilt's den Mahrwirt schon morgen?“

Augustin hörte das und hub sofort mit dem Hausknecht ein heftiges Geschrei an. Der Bruder wollte wegen der Schwester nur das Gespräch übertäuben.

Erschöpft kam Frau Notburga auf das ihnen angewiesene Zimmer, aber sie gönnte sich keine Ruhe. Die Wohnung des französischen Obergenerals, Grafen Baraguay, war bald erfragt, und kaum daß die Wirtin den Kindern warme Suppe gereicht und selbst davon ein paar Löffel genossen hatte, machten sie sich auf, um ihr Werk zu beginnen. —

Vor der äußeren Pforte des Palastes ging ein französischer Soldat mit aufgepflanztem Gewehre auf und ab. Der war mit seinem fuchsfalben, borstigen Bart, mit seiner kupfernen Nase und mit seinen unwirsch rollenden Glotzaugen ein gar ruppiger Geselle. Die kübelartige Kopfbedeckung mit der Napoleonrose und das Waffenzeug, welches er rings um sich hängen hatte, sowie die eckige und steife Körpergestalt gaben dem Manne ein martialisches Aussehen.

„Wir möchten gebeten haben,“ so redete Augustin den Schildwächter höflich, aber in ganz ungeschickter Weise an.

„wenn wir bei der gnädigen Frau Gräfin Baraguay angemeldet werden könnten.“

„Wer da?“ ſchrie der Soldat.

„Eine unglückliche Familie. Wir laſſen bitten um Gotteswillen.“

„Zurrrück!“ ſchnarrte der Soldat in ſchlechtem Deutſch.

„Wir haben ein Empfehlungsſchreiben an die Frau Gräfin.“

„Geht mich nix an!“

„So möge doch einem Prieſter der Eintritt nicht verwehrt werden!“

„Zurrrück!“

„Und Erbarmen mit dieſen armen Kindern ſein!“

Jetzt hub der Soldat ein höllenmäßiges Geraſſel an mit ſeinem Säbel und von der Schulter riß er das Gewehr. Die kleine Marianna barg des Schreckens voll das Geſicht in der Mutter Gewand: der Haus aber ſtand da wie ein eiſernes Figürlein, nicht übel geſinnt mit dem Ungeheuer anzubinden. Sie zogen ſich troſtlos unter eine Kaſtaniengruppe und berieten, was zu machen wäre.

Als ſie zurückwankten gegen ihren Gaſthof, um den Kaffeſieder Neſſing zu erfragen, der ein guter Bekannter Peters war und dieſem beim Aufſtande manche wichtige Nachricht vermittelt hatte — begegnete ihnen mitten auf der Gaſſe der Tonele. Auf einem Eſel trabte er daher, im Haar eine Rabenfeder und an der Seite die Klampfen. Er machte ein munteres Geſicht.

„Spielmann!“ rief Auguſtin, „wie kommſt du daher?“

„Auf dem da!“ antwortete der Burſche und gab dem Grauen einen Ritterſchlag mit der flachen Hand.

„Wieso bist du zu dem Tier gekommen?“

„Ausgeliehen. Vor einem Haus zu Schraubach an einen Bettelwagen gespannt beim Trog gestanden, vor Frost gezittert und die Angehörigen drinnen in der Stube. Wart Eselein, ich mach' dir warm! Abgenestelt, aufgeritten — trab, trab, der schönen Stadt Bozen zu. Jetzt wollen wir zum General Bara-Gei'r miteinand. Wo ist denn sein Haus?“

„Das dort mit dem Eckturm. Du kommst nicht hinein.“

„Geweihter Herr,“ sagte der Tonele, „ich komm' schon hinein, ich weiß ein schönes Lied vom Bonaparte.“

„Ich bitte dich, Toni, verdirb uns nicht alles!“ jammerte Frau Notburga.

„Frau Wirtin!“ entgegnete der Reiter auf dem Esel, „vertrau auf Gott und die Musikanten.“

„Versuche es einmal dort mit dem Schildwächter,“ riet Augustin.

„Den dudeln wir an!“ antwortete der Spielmann und trabte fürbaß bis gegen das Thor. Zehn Schritt vor dem Ungeheuer hielt er an, nahm von der Seite sein Instrument und klimperte eins. — Jetzt guckte der grimmige Soldat drein, was das für ein sonderbarer Rittersmann wäre. Und als er so ein wenig dreinguckte, fing er an und guckte noch mehr drein, und rieb sich die Augen und guckte ganz grimmig drein und gurgelte endlich in seinen zerfetzten Schnurrbart: „Diable, soll das nicht sein der junge Mann von der Kiefer bei Mühlbach, der mir hat verbunden das blessierte Bein? — Sind wir's, junger Herr?“ rief er hin.

Der Tonele lachte darüber, daß er jetzt auf einmal wieder welsch verstünde. „Was? Ist das ein schlechter Franzos oder kein guter Deutscher?“

„Von jedem ein halber," entgegnete der Soldat und puſtete. „Einer aus Elſaß. Und du biſt der brave Kerl, der mich hat pardonniert bei der Mühlbacher Bataille?"

„Wenn du derſelbige biſt, den ich bei der Mühlbacher Bataille laufen hab' laſſen, nachher ſtimmt's."

„Retter! Vom Eſel herab! Sollſt haben un baiser!"

„Brauch' keinen, Herr Schildwache," ſagte der Spielmann, „aber einen andern Gefallen kannſt mir thun. Schau, dort unten ſteht ein geiſtlicher Herr und eine Frau mit drei Kindern. Brave Leut! Die ſollſt zu der gnädigen Frau Gräfin hineinlaſſen."

„Meinetwegen," brummte der Soldat, „wenn ſie die Schildwache hineinläßt."

„Aber die biſt ja du!"

„Ach non", antwortete der Elſäßer. „Die Schildwache ſteht da drinnen im Hof. Ich ſtehe nur zum Pläſir Wacht, weil ich hab' großen Reſpect vor dem General."

Der Spielmann winkte ſeinen Leuten. Sie kamen eilig heran und gingen hinein. Ueber ihre Köpfe hin rief der Elſäſſer durch das Thor in den Hof: „Bon ami! Paſſiert!" Und unſre Mahrwirtsleute ſtiegen unangefochten die Treppe hinan.

Der Tonele war nicht hineingeritten. Vorerſt wollte er einmal ſehen, was ſie ausrichteten. Richten ſie nichts aus, dann rückt er vor.

Die Bittſteller irrten eine Weile in den langen Gängen des Gebäudes umher. Frau Notburga trug den jüngſten Knaben am Arm, die Marianna hielt ſich an ihrer Rockfalte feſt, der Hans hinkte neben dem Oheim einher. Keines ſagte ein Wort. Endlich kamen ſie in einen lichten Raum,

wo auf breitem Herde ein Feuer praſſelte und mehrere Weibsleute emſig beſchäftigt waren, mit Holzſchlägeln rohes Fleiſch zu klopfen, Geflügel zu rupfen und Grünzeug zu waſchen.

Ob ſie nicht die Gnade haben könnten, bei der gnädigen Frau vorgelaſſen zu werden?

Wenn ſie Hühner, Fiſche, oder ſonſt was zu verkaufen hätten!

„In Geſchäften ſind wir nicht da," ſprach der Geiſtliche, „etwas Wichtiges. Auch einen Brief hätten wir abzugeben."

Jetzt war ſchon eine ſchöne, ſtattliche Frau da; aus einer Nebenkammer tretend, hatte ſie die kleine Unterredung gehört. Sie war in einem ſchwarzen, einfach, aber vornehm geſchnittenen Kleide, das außer einer funkelnden Nadel am Halſe keinen Schmuck aufwies. Die nußbraunen Haare trug ſie glatt geſcheitelt, das Geſicht war ein wenig blaß; freundlich fragte ſie den Prieſter, womit ſie zu Dienſten ſein könne. Es war die Gräfin.

„An die gnädige Gräfin Baraguay haben wir dieſes Schreiben zu übergeben," mit dieſen Worten überreichte Auguſtin ſich verneigend den Brief.

„Ah, von meiner lieben Giovanelli!" rief die Gräfin freudig überraſcht aus, als ſie die Schriftzüge ſah.

Als das Schreiben geleſen war, blickte ſie auf Frau Notburga und die Kinder.

„Kommt mit mir, ihr armen Leute," ſagte ſie dann und ihre Stimme hatte nicht mehr den fröhlichen Klang Sie führte die Ankömmlinge in ein helles Zimmer, das mit blauen Vorhängen geſchmückt und mit bunten Teppichen belegt war. Frau Notburga konnte ſich nicht mehr halten.

einige Schritt wankte ſie nach vorn mit dem Kinde, und ſchluchzend ſank ſie vor der Dame nieder auf die Kniee.

„Mein Gott, nein!“ wehrte dieſe ab, beſtrebt, die Weinende aufzurichten. „Knien nur vor Gott allein!“

„Zu Euch bin ich gekommen — weit her — als meiner einzigen Hoffnung!“ ſtammelte Frau Notburga.

„Ach, dieſer ſchreckliche Krieg!“ ſeufzte die Gräfin und rang die Hände, „dieſer ſchreckliche Krieg!“

„Meinen Mann — —!“

„Ich weiß es, Frau, meine Freundin hat mir alles geſchrieben.“

„Er iſt ja nicht ſchuldig, o Gott im Himmel, er iſt ja nicht ſchuldig!“ ſchrie Frau Notburga laut auf.

Die Kinder huben an zu weinen. Den kleinen Peter ſchaukelte ſie: „Sei gut, Kindel, ſei gut, es geſchieht dir nichts.“

„Das ſind ſeine Kinder?“ fragte die Gräfin. „Wie vieler habt ihr?“

„Dieſe drei, und das vierte —“

Die Gräfin verſtand. Sie wendete ſich ab und ging in ein Nebengemach. Im Zimmer war es ganz ſtill, die Kinder horchten einer Soldatenmuſik, die draußen vorbeizog. Als die Dame wieder aus dem Nebengemache trat, waren ihre milden Augen gerötet. Die Leute mußten ſich hinſetzen auf blauſeidene Seſſel; die Gräfin ſetzte ſich der Frau Notburga gegenüber und begann mit ihr ruhig und liebevoll zu ſprechen. Alles ließ ſie ſich berichten, und die Mahrwirtin erzählte von den Ereigniſſen im Eiſackthale, von ihrem Manne, und verſchwieg nicht ſein Zögern vor Uebernahme der Führerſchaft, nicht den Zwang, der ihm angethan wurde, nicht die verzweifelten Vorbereitungen und nicht die

That in den Schluchten. Sie redete von seiner Flucht und Gefangennahme, von den Gerüchten, daß er zum Tode verurteilt sei und wie sie sich entschlossen habe, die Reise zu machen, um für ihn Gnade zu erflehen, und wie sie nur auf zwei Helferinnen noch baue, auf die Mutter Gottes und auf die gnädige Frau Gräfin.

Diese reichte ihr beide Hände hin: „Was kann ich für Euch thun?"

„Alles, Frau, alles. Es steht in der Macht Eures Herrn Gemahls."

„Ach, das wird leider nicht mehr sein, liebe Frau," sagte die Gräfin.

„Ja, es ist!" sprach Frau Notburga leidenschaftlich. „Auf den Herrn General kommt es an, ganz auf ihn allein, das hat man mir alles gesagt. Er kann ihn töten, er kann ihn freigeben."

„Ja, allerdings hätte mein Mann viel machen können, noch vor wenigen Tagen. Aber jetzt hat, glaube ich" — sie zögerte das Wort auszusprechen und sagte es leise — „das Kriegsgericht schon gesprochen."

„Der General kann's ändern!" sagte Frau Notburga, die Augen voll Thränen. „Und er thut's, wenn nur eine Fürbitt' ist. — Wenn meines Mannes wegen wer schuld ist, so bin ich's, ich habe ihn gedrängt zur Wehr, mein Gott, wenn halt der Feind kommt! 's ist so um unsern heiligen Glauben gegangen, und daß wir unsern Kindern die freie Heimat verlieren sollten! Ein schlechter Mann, habe ich gesagt, wer sich da nicht wehrt! — Und deswegen hingerichtet werden wie ein Schelm!" — Wieder aufs Knie sank sie: „O edle Frau! Ihr seid gut und wir

brauchen alle miteinander einen barmherzigen Vater im Himmel! Seid unſre Fürbitterin bei Eurem ſtrengen Herrn! Er iſt ja auch Soldat und der Krieg iſt eine rollende Kugel, der Herrgott ſoll ihn beſchützen, daß nicht einmal ebenſo gezielt wird nach ſeiner Bruſt —"

„Schweig!" unterbrach ſie die Gräfin.

„Bitte um Verzeihung, ich bin ſo voller Angſt, ich weiß nimmer, was ich ſage."

Die Gräfin ſtarrte vor ſich hin, als ſinne ſie nach, wie denn ein Ausweg könnte gefunden werden. Der kleine Peter zeigte mit dem Fingerlein auf Porträts, die in goldenen Rahmen an der Wand hingen, und lallte: „Ata! Ata!" Die Marianna hatte ihren Finger im Munde und ſchaute betrachtend auf das lange Seidenkleid der fremden Frau, und Hans zertrat einen gelben Tigerkopf, der in den Fußteppich eingewirkt war.

„Verzeihen!" ſagte die Gräfin vor ſich hin. „Wir haben einander nichts zu verzeihen! Oder wohl doch? Eher Ihr uns, als wir Euch. Ihr Tiroler habt ihn nicht angefangen, dieſen entſetzlichen Krieg, den ich ſchon tauſendmal verwünſcht habe. Gott im Himmel verhüte es, daß ein Tropfen Blut vergoſſen werde, wo ich's verhindern kann. — Liebe Frau, was in meiner Macht ſteht, das ſoll geſchehen; wenn es menſchenmöglich iſt ihn zu retten, ſo ſollt ihr ihn wieder haben. — Schweſter," ſetzte ſie leiſe bei, „du biſt ja jetzt meine Schweſter. Ich bin — in denſelben Umſtänden wie du . . ."

„Gott wird's vergelten, hohe Frau, an Euch, an Eurem Mann, an Euern Kindern!"

„Vielleicht doch," ſagte die Gräfin ſich erhebend. „Wer

ein solches Vertrauen hat, der soll nicht zu Schanden werden. Du mußt selber mit dem General sprechen, ich will's vermitteln. Vielleicht doch, daß ihr in kurzer Zeit all' miteinander glücklich werdet heimkehren können. Jetzt Mut, Schwester. Seid froh, Kinder, nun soll euch das Mittagsmahl munden!"

Bald nach dieser Unterredung saßen unsre Leute aus dem Mahrwirtshause in einem freundlich durchwärmten Stübchen desselben Hauses und labten sich an Speise und Trank, so die Gräfin ihnen auftragen ließ. Zur Frau Notburga hatte sie noch gesagt: „Bereit halten kannst du dich, vielleicht daß du später mit den Kindern zu uns hereinkommen mußt!" Die Kleinen langten lebhaft zu und der Hans zeigte seine Tapferkeit stets auch mit Messer und Gabel. Den Kindern war ja gesagt worden, sie würden bald den Vater sehen. Augustin hatte den kleinen Peter auf seinen Schoß in Pflege und Atzung genommen. Nachdem er bei der Audienz so ganz überflüssig gewesen war, wollte er sich wenigstens also nützlich machen. Insgeheim konnte er die große Zuversicht der Frauen nicht teilen, warum, das wußte er selbst nicht recht.

Frau Notburga genoß fast nichts, sie war satt vor lauter Seligkeit. Die Hände faltete sie auf ihrem Schoß und ein- um das andremal sagte sie: „Daß es doch noch so gute Menschen gibt auf Erden!"

Unten vor dem Fenster schrillte eine Klampfen, klang ein frischer Gesang vom „Helden Napoleon Bonaparte".

„Der Touele!" sagte Bruder Augustin lächelnd. „Der hat just kein großes Glück. Erstens ist er am unrechten Fenster, zweitens hat er nichts zu essen."

Franzoſengeneral, gib uns unſern Vater!

Als an demſelben Tage General Graf Baraguay nach Hauſe kam, war er übel gelaunt. „Dieſes verdammte Kriegshandwerk!“ weiter ſagte er nichts, verzehrte ſchweigend und mürriſch die Speiſen. Seine Gemahlin war eifrig darauf bedacht, daß ſein Trinkbecher nicht leer ſtand. Roten Magdalenerer, wie er oberhalb Bozen an den ſonnigen Berghängen gedeiht, trank der General gern, und von dieſem vertilgte er heute — ohne es eigentlich ſelbſt zu merken — eine ganze Flaſche. Das ſtimmte ihn ſachte ein wenig gemüthlicher und die Gräfin that auch ſo unbefangen heiter, daß die finſtere Soldatenſtirn nach und nach ſich entwölkte. Nach dem Mahle zog er den Rock aus und in puren Hemdärmeln legte er ſich auf die Polſterbank.

Seine Frau bereitete ihm wie gewöhnlich eigenhändig das mit Silber beſchlagene Tabakspfeifchen vor, brannte es an, wobei ſie ſelbſt die erſten Züge daraus that und ſteckte es ihm in den Mund. Hernach ſetzte ſie ſich ihm zu Häupten auf einen Seſſel und begann mit zarten Fingern ſein Haupt zu ſtreicheln, was ihm allemal ſehr wohl behagte. Soldatenleben iſt hart und rauh, wie wohl thut da die milde Frauenhand auf der heißen Stirn, hinter welcher ſich immer nur Belagerungen, Eilmärſche, Ueberfälle und Schlachten planen.

„Iſt es denn noch nicht bald zu Ende?“ fragte die Gräfin wie nebenhin.

„Mit Tirol ſind wir fertig,“ antwortete der General.

„Ein paar Rebellen ſind noch abzuthun und dann punktum.“

„Immer noch?“ fragte ſie, „immer noch?“

„Entſchuldige, Eliſabeth, das iſt keine Unterhaltung für dich. Du ſollſt jetzt fröhlich ſein.“

„Fröhlich ſein!“ entgegnete ſie und that einen Seufzer. „Wie kann man fröhlich ſein, wenn man nichts mehr hört, als Pulver knallen.“

„Was ſagſt du doch, Liebſte? Du biſt hier ja ganz geſchützt vor jedem Lärm!“

„Ich höre es Tag und Nacht,“ ſagte ſie, „Louis, du weißt nicht, was ich leide.“

Der General ſetzte ſich raſch auf und blickte ſie beſorgt an.

„Du ſchläfſt ſo gut in der Nacht,“ fuhr ſie fort, „und ich danke Gott, daß kein grauſes Bild dich beunruhigt. Aber ich —“

„Du erſchreckſt mich, Weib, biſt du krank?“

Da fiel ſie ihm um den Hals und laut ſchluchzend rief ſie: „Nur dich nie verlieren, du mein Alles!“

„Eliſabeth, was ſoll das? Wie kommſt du auf derlei? Nein, nur erregt biſt du — dein Zuſtand. — Dieſe Unruhen werden endlich ja vorübergehen, dann, du weißt es, dann danke ich ab und wir gehen auf unſer Landgut. Ich will auch noch einmal im Frieden mein Leben genießen.“

„Wenn du wüßteſt?“ ſchluchzte Gräfin Eliſabeth.

„Was wiſſen? was, was?“

„Daß ſie dich hinausführen. Daß ſie dich Nacht für Nacht hinausführen auf den Richtplatz — vor meinen Augen. Gefeſſelt, geſchlagen ſtehſt du auf dem Sande. Die

Trommeln wirbeln. Du blickeſt noch auf mich, auf unſer Kind . . .“ Sie barg ihr Haupt an ſeiner Bruſt, umſchlang ihn heftig: „Nein, mein Louis, nur das nicht, nur nicht ſterben.“

Er ſuchte ſie zu beruhigen.

„Ich weiß es wohl,“ fuhr ſie fort, „du biſt unſchuldig, du hatteſt nur deine Pflicht als Soldat gethan, deines Kaiſers wegen und um dein Vaterland zu ſchützen, und deine Familie. Du hatteſt viele Feinde vernichtet, endlich wurdeſt du gefangen und auf der Stelle zum Tode verurteilt.“

Der General ſtutzte. „Sprichſt du von mir, Weib?“ fragte er, „oder von — von dieſem Bauernwirt aus Brixen, der —“

„Der erſchoſſen werden ſoll. Ja, mein Herz, ich weiß von ihm, er geht mir in der Seele um Tag und Nacht. und es mag wohl dieſer Menſch ſein, der mir die quälenden Träume verurſacht. — Louis! — Muß er denn ſterben?“

Der General ſtand auf, ſchritt raſch über den Boden hin und ſagte: „Der Mann iſt ein Rebell. Er hat den Frieden gebrochen.“

„Er hat ein Weib — drei Kinder . . .“

„Ich weiß es, ich weiß es.“

„Sie ſind aus Brixen gekommen. Sie wollen zu dir, ſie wollen dich bitten um ſein Leben.“

„Ich will ſie nicht ſehen.“

Ein wenig wartete ſie jetzt, bis ſie fortfuhr: „Mein lieber Mann. Denke nach, Tauſende, die ſchuldig geworden

ſind in dieſer Zeit, ſie leben. Warum ſoll der Unſchuldige ſterben?“

Darauf entgegnete der General: „Tauſende, die unſchuldig waren, haben ihr Leben laſſen müſſen in dieſer Zeit, und der Schuldige ſoll frei ausgehen?“

„Ich glaube,“ ſprach die Gräfin leiſe, „nur Gott kann es ſehen, wer ſchuldig iſt, und wer unſchuldig im Kriege.“

„Er hat den Frieden gebrochen,“ ſagte der General kurz und hart.

„Das mag ja ſein, aber wir, das heißt, der Feind, der in Tirol eingefallen iſt, hat ihn zuerſt gebrochen.“

„Ich bitte dich, Eliſabeth, mache mich nicht unſicher!“ rief der General aufgeregt, „mich ſelbſt dauert der Mann. Ich geſtehe, er iſt ein ſympathiſcher Menſch, ich habe noch keinen geſehen, der ſein Geſchick ſo ſtolz ertragen hätte, wie dieſer Peter Mayr. Nicht einen Zoll knickte er ein, als ihm das Urteil verkündet wurde. Aufrecht und würdevoll, als ob e r der Richter wäre, und wir die Verurteilten, ſo ſchritt er aus dem Saale. — Wer ändert's. Es iſt geſchehen.“

Das war nicht übel berechnet. Die Gräfin hatte ſchon früher ein Zeichen für ihre Kammerzofe gegeben und nun kam Frau Notburga mit den Kindern zur Thür herein und warf ſich vor den General auf die Kniee. Sie konnte kein Wort hervorbringen, in den Armen das Kind, faltete ſie die Hände und bebte am ganzen Leib. Das Mädchen ſchaute mit ſeinen großen Augen voll Kindlichkeit auf zu dem gewaltigen Herrn; der Knabe ſtand trotzig da, als wollte er ſagen: Franzoſengeneral, gib uns unſern Vater!

Eine Weile ſchaute der Feldherr ſprachlos auf dieſe Gruppe, dann ſagte er mit harter Stimme: „Kann es ſein, ſo ſoll's geſchehen. Geht hinaus.“

Ohne ein einziges Wort geſprochen zu haben, wankte Frau Notburga zur Thür hinaus. Der General war unwirſch. Er ging ſchweigend im Zimmer auf und ab. Er hatte ſich überrumpeln laſſen. Nicht einmal auf ihre Bitte hatte er gewartet, ſo ſehr war in ihm der Gnadenſpruch ſchon locker geweſen. Aber nun ſagte er zu ſeiner Frau: „Eliſabeth, das hätteſt du mir erſparen können, du weißt, daß ich kein weinendes Weib ſehen kann. Ich könnte ein Wortbrüchiger werden, ſolcher Leute willen. Habe ich etwas geſagt? Ich will nichts geſagt haben.“

Bittend ſtand ſie vor ihm: „Louis, du haſt ein gutes Herz. Des lieben Friedens willen, den auch wir von Gott erflehen für unſer Kind — gib ihn frei!“

„Des Friedens willen den Friedensbrecher begnadigen!“ lachte der Graf ärgerlich über ſeinen unzeitigen Weichmut.

„Aber immer und immer das! Dieſer Bauer, hat er's denn wiſſen können, daß zu Wien der Frieden geſchloſſen worden war?“

Der General wendete ſich raſch zu ihr: „Was ſagſt du? Nicht wiſſen können? Nicht wiſſen können? — Weib, das iſt ein Gedanke. Peter Mayr kann gerettet werden.“

— — — — — — — — — — — —

Die Mahrwirtin genoß an demſelben Nachmittage die glücklichſten Stunden ihres Lebens. Die Gräfin hatte ihr ſogleich mitteilen laſſen, ſie möge getroſt ſein — es ſei ſo viel als gewonnen. Sie würde ihren Mann ſchon am nächſten Morgen ſehen können.

An dem Glücke theil nahm auch ein alter Bekannter, den sie auf der Gasse begegnet hatten, Josef Dörninger. Er war abgemagert bis auf die Knochen und was er zu erzählen hatte, war ein schwerer Schatten neben dem süßen Lichte, das in dem Herzen der Mahrwirtin leuchtete. Dörninger erzählte die Leiden der Flüchtlinge und Hofers Gefangennahme. Hoch oben im Gebirge in einer schlechten Hütte hatten sie gelebt wochenlang. Dann waren sie von einem geldgierigen Menschen verrathen worden und von den Franzosen überfallen. „Kein Bitten von Hofers Weib und Kindern hat geholfen, der Anderl hat ihrem Jammern noch mit der Hand abgewunken und sich geduldig ergeben. Ins Welschland hat er fortmüssen und es schaut schlecht aus. Auf den Kaiser hofft es noch immer, das alte Kind." — Solches und vieles erzählte Dörninger, auch wie sie ihn bis Meran mit herabgetrieben, sich dort aber weiter nicht mehr um ihn gekümmert hätten. So irre er nun herum ohne Ruh' und Rast und glaube, er müsse dem Anderl nach ins Wälschland.

In Hinblick auf Hofers Schicksal fühlte Frau Notburga die Wendung ihrer Angelegenheit doppelt tief, sie ging in die Kirche, die auf dem großen Platze steht, und weinte ihren Dank aus. —

Wenn nun diese schon so fröhlich war, wie sollte es erst der Tonele nicht sein! Zu essen und zu trinken hatte er ja auch bekommen, er und sein andrer Teil, der Esel. Mit diesem empfand er sich eins. Den prächtigen Trab von Schrambach her konnte er ihm nicht vergessen: der Reiter hatte unterwegs sogar eine Weile geschlafen auf dem Rücken des Grauen, dieser marschierte unverdrossen voran; nur an

Waſſertrögen, die ſeine Wirtshäuſer waren, gab es manchmal ganz beſcheidenen Aufenthalt.

„Mein herzallerliebſter Geſpons, dich laß ich nimmer!“ flüſterte ihm der Burſche einmal ins ſchöne Ohr, den Hals des Tieres umſchlingend; da fiel es ihm jäh ein, der graue Freund gehöre gar nicht ihm, der ſei nur ausgeliehen, aus eigenem Antriebe vom Karren gelöſt und mitgenommen worden, genau betrachtet, eigentlich ein bißchen geſtohlen.

Darum ſagte er nun zum Grauen: „Bruder, laß dich nit lumpen! So weit iſt es mit dir noch nit gekommen, daß du dich ſtehlen ließeſt. Ich will mich um deine Ehre bekümmern. Du ſollſt kein geſtohlenes Rabenvieh ſein. Ich will dich redlich kaufen. Ich habe ja Geld, nur muß ich's erſt kriegen. Jetzt, weil ich endlich doch mit meiner Klampfen dem Franzoſengeneral das Tigerherz weich geſungen habe, daß er den Mahrwirt wieder laufen laßt, jetzt geht es mir nachher gut. Alsdann kaufe ich dich wie ein Graf das arabiſche Reitpferd, damit ich zu meiner Hanai kann reiten. Du, die Hanai! Das iſt eine, wenn du die wirſt kennen lernen!

„Ein gar, ein gar ein feins Dirndel,
Ein gar ein lieber Schatz,
Ein gar, ein gar ein rotes Wangerl,
Ein weiches Handerl hat's.
Ein gar, ein gar ein frommes Lamperl,
Ein heitres Temp'rament!
Und keiner weiß, was ein Engel iſt,
Der mein Schatzerl nit kennt.“

Der Eſel ſchrie grell auf. Das war ihm denn doch zu ſtark. Er war auch nicht ganz fremd in der Gegend bei Brixen herum.

Ich will nicht mein Leben durch eine Lüge erkaufen!

Das Gelaß war eine weißgetünchte Stube mit wurmstichigem Holzboden und zwei tiefen, vergitterten Fenstern, die hinausschauten in einen winterlich kahlen Garten. Ein grüner Kachelofen, in dem das Feuer prasselte, ein Strohbett mit blauer Decke, ein Tisch, auf welchem Schreibzeug, ein Krug Wein stand und ein Erbauungsbuch lag, dann eine altmodisch getäfelte Thür, die versperrt war. Ein allzuhartes Gefängnis schien es gerade nicht zu sein, in welches der Mahrwirt an diesem Tage gebracht worden war. Draußen vor der Thür standen freilich ein paar baumstarke Kerle, die manchmal mit den Säbeln rasselten und ihre Gewehrkolben derb auf den Boden stießen.

Peter Mayr saß am Tische und schrieb einen Brief. Und als der Brief fertig geschrieben, gefaltet, gesiegelt war und mit der Adresse versehen: An die ehrsame Frau Notburga Mayrin, Wirtin an der Mahr bei Brixen — that der Mann einen tiefen Atemzug: „Gottlob, mit der Welt wär' ich fertig."

Sein Gesicht hatte einen tiefernsten Zug, aber eigentlich traurig waren weder die Züge, noch sein sonstiges Gehaben. Sein Haar und Bart war mit einer gewissen Sorgfalt gekämmt, sein bäuerlicher Anzug in guter Ordnung. In Hemdärmeln befand er sich, denn der Ofen strömte reichliche Wärme aus. An der Wand zwischen den Fenstern hing ein kleines hölzernes Kruzifix. Peter ging zu ihm hin und fragte

es leise: „Nicht wahr, mein Jesu, du wirst mir beistehen bis zum letzten Augenblick?“

Jetzt schloß jemand von außen die Thür auf, sie rasselte und sie knarrte nicht sonderlich. Als Peter den Kerkermeister sah, sagte er: „Ist recht, daß du kommst. Sei mir doch so gut, und sorge, daß dieser Brief aufs Postamt kommt, mir ist viel daran gelegen.“

„Das wird schon geschehen,“ antwortete der Gefängniswärter. „Ein Herr ist da, der will mit dir sprechen.“

Vor der Thür stand ein städtisch gekleideter Mann mit grauem, kurzgeschnittenem Bart, der hielt die Arme auseinander und rief: „Nun, Mahrwirt, kennst du mich noch?“

Peter trat vor und schüttelte verneinend das Haupt.

„Und sind so oft beisammen in lustiger Gesellschaft gesessen zu Klausen, zu Brixen, auch an der Mahr!“

„Ich erinnere mich schon,“ versetzte Peter gleichmütig, „du wirst der Doctor Voltolini sein.“

Der Angekommene trat in das Gelaß; nachdem der Kerkermeister hinausgegangen war und hinter sich sorgfältig zugesperrt hatte, setzte er sich ohne Umstände an den Tisch und sagte zum Gefangenen: „Ja Mahrwirt, wir beide sind in Fröhlichkeit beisammen gewesen und es ist auch nichts Trauriges, was mich heute zu dir führt.“

Peter schaute ihn an und dann sprach er: „Mein lieber Freund, wo ich heute bin, da gibt's nichts Fröhliches und nichts Trauriges mehr. Du weißt ja doch, wie es steht.“

„Das Urteil kann aufgehoben werden,“ sagte Doktor Voltolini. „Laß mich ruhig sprechen. Es ist bei deiner

Aburteilung ein Formfehler vorgekommen; auch bedarf es noch weiterer Erhebungen. Du wirst noch einmal vor den Tisch gestellt. Es steht günstiger um dich, als du glaubst, Mahrwirt, es steht viel günstiger."

Peter horchte auf.

„Du hast Freunde, von denen du nichts weißt," fuhr der Doktor fort. „Ich bin berufen worden, daß ich deine Sache vertrete und komme dir anzuzeigen, daß du morgen früh nochmals verhört werden wirst. Man hat zu wenig beachtet, daß dir bei der Geschichte in den Eisackschluchten die Thatsache, daß der Frieden geschlossen worden war, vollkommen unbekannt gewesen ist."

„Das ist nicht so," antwortete Peter, „mir ist der Friedensschluß wohlbekannt gewesen."

„Oder unbekannt gewesen sein konnte," fuhr der Doktor fort. „Es haben damals ja gar viele Leute im Lande von den verschiedenen Bekanntmachungen nichts gewußt, oder an den Frieden wenigstens nicht geglaubt. Noch heute gibt es Leute, die daran zweifeln."

„Es ist an allen Mauerecken angeschlagen worden," sagte Peter. „Glauben hat man's freilich nicht können, aber die Verordnungen hat man gesehen und gehört und gelesen."

„Kurz und gut, du wirst morgen befragt werden, ob dir bei deiner inkriminierten That der Abschluß aller Feindseligkeiten und die Uebergabe Tirols bekannt gewesen ist oder nicht."

„Die Umständlichkeit verstehe ich nicht."

„Hast du davon keine Kenntnis gehabt, warst du der Meinung, du verteidigest noch das Recht Oesterreichs und

Tirols, so wie bei den früheren Kämpfen, so wird die Sache anders stehen. Dann wirst du nicht als Rebell behandelt."

Peter schaute dem Doktor mit Befremdung ins Gesicht.

„Du wirst also," fuhr der Doktor fort, „morgen bei Gericht ruhig angeben, vom Friedensschluß und seinen Folgen hättest du nichts gewußt, seiest zur Zeit im Gebirge gewesen, hättest nur gehört, es käme wieder der Feind und hättest dich eben mit den Waffen, die ein armes Bergvolk besitzt, neuerdings zur Wehr gesetzt. Und dir hätte es gar nicht einfallen können, daß in deinem patriotischen Werke ein Verbrechen liege. Wenn du so sprichst, bist du gerettet."

Nun fragte der Mahrwirt: „Wer mischt sich denn da drein? Wer schickt dich her? Wer thut mir den Schimpf an noch in meiner letzten Stund' und verlangt, daß ich ein Lügner werden soll?"

„Aber guter Freund, so sei doch klug," sprach der Advokat. „Lügner, wieso denn? Du hast es ja doch wahrlich nicht wissen können, was die hohen Herren zu Wien beschlossen; wissen wir's denn heute, ob Frieden bedeutet, was die Diplomaten so nennen?"

Peter stellte sich stramm hin vor den Doktor und sagte: „Das sind Spitzfindigkeiten. Doktor Voltolini, ich sage dir: Ich habe es gewußt."

Der Advokat stand auf, machte ein paar Schritt durch die Stube, setzte sich dann wieder hin, zuckte mit den Armen, mit den Fingern und sprach in sehr erzwungener Gelassenheit: „Peter, du verstehst mich nicht. Gewußt oder bei dir gedacht kannst es ja haben, oder geglaubt, daß du es

wüßteſt; mein Gott, was weiß der Menſch denn eigentlich! Er glaubt gar viel zu wiſſen, was er nicht weiß. Sie werden dich darauf auch keinen Eid ablegen laſſen, ſie werden dich einfach fragen: Peter Mayr, haſt du es gewußt? Und du wirſt einfach Antwort geben: Nein, ich habe es nicht gewußt."

„Und das werde ich nicht Antwort geben," ſprach Peter, „ich ſage die Wahrheit."

„Ein Thor biſt du!" rief jener aufſpringend. „Iſt der Feind wahr geweſen gegen uns? Im Kriege, mein Lieber, gilt nicht die Wahrheit, ſondern die Liſt. War nicht dein eigenes Führen und Thaten eine Kette von Liſt, vom Kampf bei Mühlbach an bis zur Eiſackmuhre?"

„Das iſt kein Vergleich," antwortete Peter. „Damals war Krieg, jetzt iſt Frieden. Damals hat's fürs Land gegolten, heute gilt's nur für mich allein und heute muß ich's mit mir ſelber ausmachen. Und ob es du biſt, Doktor, oder ein anderer, der mir die große Güte will zuwenden, ich danke dafür, ich danke tauſendmal, aber annehmen kann ich ſie nicht."

„Das wäre undankbar. Das wäre empörend undankbar!" rief der Doktor.

Darauf Peter: „Fragt mich, ob ich es als Irrtum erkenne, was ich gethan, ich werde ja ſagen. Fragt mich, ob ich es bereue, ich werde es zugeben. Fragt mich, ob ich jetzt unſrem neuen Herrn unterthan ſein wolle und die Unthat ſühnen nach meinen Kräften, ich werde vielleicht ja ſagen. Aber nur das verlangt nicht von mir, daß ich lügen ſoll. Ich kann es nicht und ich will es nicht! Durch eine Lüge will ich mein Leben nicht erkaufen."

Nun ſagte der Doktor nichts mehr, ſondern dachte: Er iſt erregt, ich will ihn allein laſſen und ſpäter wieder kommen. Sieht er nur erſt ſein Weib, ſeine Kinder wieder, da wird er ſeine Meinung ſchon ändern. Das Sterben iſt bitterer, als er heute noch weiß.

„Mahrwirt," ſagte er nur noch, „alſo willſt du wirklich dich ſelber zu Grunde richten?"

„Mir iſt es am liebſten, du gehſt," antwortete Peter. Hierauf hat Dr. Voltolini an die Thür geklopft, bis ſie aufging, und er trat hinaus in den freien Tag.

Er ging in den Gaſthof, wo die Familie des Mahrwirtes eingekehrt war. Angemeldet, als der vom General beſtellte Anwalt Peters, hatte er ſich ſchon früher.

Die Leute aus dem Mahrwirtshauſe hatten eine dämmerige Dachkammer angewieſen bekommen, denn der Gaſthof war voll von Fremden, darunter auch Leute, die angekommen waren, um eine Hinrichtung mitanzuſehen.

Als Frau Notburga den Doktor kommen ſah, rief ſie ihm ſchon entgegen: „Wie habt Ihr ihn gefunden? Iſt er geſund? Wie ſieht er aus? War er recht erfreut?"

„Es geht ſchwerer, als man denken ſollte," ſprach der Doktor. „Sagt mir einmal, Mahrwirtin, iſt Euer Mann nicht manchmal ein bißchen eigenſinnig?"

„Eigenſinnig? Wie meint Ihr das?" fragte die Frau zurück. „Wenn er einmal was für richtig erkannt hat, ja, da hat er ſeinen Willen, von dem er nicht leicht abgeht. Wenn das Eigenſinn iſt! Wo es ſich um Billigkeit handelt, da glaube ich nicht, daß es einen nachgiebigeren Menſchen geben kann, als meinen Mann. Oft habe ich ihm geſagt:

Peter, zu viel läßt du dir gefallen, deinen Kopf setz' beſſer auf."

„Heute hat er ihn gut auf, Frau Wirtin," ſagte der Doktor.

„Wie iſt das?" fragte ſie.

„Er nimmt's nicht an."

„Er nimmt's nicht an?"

„Er ſagt, durch eine Lüge wolle er das Leben nicht erkaufen."

Frau Notburga ſchrak ein wenig zuſammen.

„Ich habe erwirkt, daß Ihr ſchon heute zu ihm dürfet," ſprach der Doktor. „Ich glaube, Ihr geht ſogleich und redet ihm zu, daß er um Gottes willen klug ſein ſoll."

„Kinder!" rief Frau Notburga. „Wir gehen zum Vater!"

Eine Viertelſtunde ſpäter waren ſie bei ihm. Es war ſchon dunkel. Peter erkannte die Eintretenden nicht ſogleich, da ging zuerſt die kleine Marianne ſchüchtern auf ihn zu, hielt ihm das Händchen hin und ſagte mit ihrem zarten Stimmlein: „Grüß dich Gott, Vater, jetzt ſind wir ſchon da um dich."

Als er nun ſah, wer gekommen war, da huben ſeine Kniee an zu zittern, aber was in ihm vorging, das merkte man nicht in dem, wie er jetzt ganz gemeſſen ſagte: „Ihr ſeid hergereiſt? Den weiten Weg?"

„Peter!" rief Frau Notburga und flog ihm an die Bruſt. „Du biſt noch unſer, wir verlaſſen dich nicht."

„Es wäre doch beſſer geweſen —"

„Du gehſt mit uns heim!" ſagte ſie, „morgen wirſt frei, ſiehſt du, ich weiß alles. Schau doch deine Kinder an,

ſchau, wie Gott uns wieder zuſammenführt. Es hätte anders kommen können, du armer Mann, wie haſt du viel gelitten! — Peter, warum ſprichſt du nicht?"

Da ſagte er: „Ich war ſchon mit allem fertig und ich habe euch ſchon geſchrieben. Ich habe dich eingeladen, mein treues Weib, auch in der andern Welt mit mir zu ſein. Was braucht's ſo viel Urlaubnehmen von einander."

„Haſt noch ſolche Gedanken, Mann, und weißt doch, daß alles gut wird," ſprach ſie. „Die paar Worte ſagſt halt."

„Welche paar Worte?"

„Daß du nichts gewußt haſt."

In ihm zuckte es auf. „Du auch!" murmelte er.

„Ich verantworte es!" rief ſie.

Peter ſchaute ſie an.

„Notburga," ſagte er. „Du weißt gar nicht, was die Lüge iſt, und willſt ſie verantworten. Aber den Kindern ſage es: Die Lüge iſt ein falſcher Freund; wen ſie heute ſcheinbar rettet, den bringt ſie morgen um. Nichts haſſe ich ſo wild. Von der hölliſchen Lüge der Schlange im Paradies bis zur kindiſchen des Spielmann-Toni im Wirtshaus zu Albeins hat ſie nichts als Unglück gebracht. Wer hat denn unſer Tirol in ſolchen Jammer geſtürzt? Der Bonaparte hat gelogen, die Bayern haben gelogen, unſer eigenes Schutzreich hat ſein Wort nicht gehalten, hat uns verlaſſen in der größten Not. An den Waffen ſind wir nicht zu Grunde gegangen, an der Lüge ſind wir zu Grunde gegangen. Und ich ſoll ſie jetzt anerkennen, mit Blut und Leben heiligen, vor Gott und Welt ſagen: ſeht, ich halte es mit der Lüge? — Nein, mein Weib, meine

Kinder, ihr seid mein Alles, mein Alles auf Erden, aber um diesen Preis kann ich nicht bei euch bleiben. Ich sage es euch, ich will lieber mit der Wahrheit sterben, als mit der Lüge leben."

Ein wundersames Leuchten war in seinem Auge, als er so sprach, eine Herrlichkeit war in seinem Wesen, vor welcher Frau Notburga schauerte und von der sie entzückt war.

Dennoch sagte sie nun zu den Kindern: „Kniet nieder vor eurem Vater und bittet ihn, daß er bei uns bleibe!"

Da antwortete Hans: „Mutter! Wenn der Vater nicht lügen will!"

Peter drückte mit beiden Armen die Kinder an seine Brust: „Ich danke euch doch, daß ihr gekommen seid. Ich segne euch. Ich schreibe es euch ins Herz zu dieser Stunde: Liebet die Wahrheit. — Vielleicht wird man euch einmal sagen: Seid nicht thöricht, die Wahrheit hat euren Vater getötet. Darauf antwortet nur: Besser der Tod als die Lüge. Denkt daran, wer's euch gesagt hat."

Dann küßte er die Kinder, preßte sie heftig an die Brust, dann schob er sie von sich und sagte: „Nun lasset mich allein und geht eure Lebensstraßen."

„So nicht, Peter!" rief Frau Notburga heftig, „morgen sehen wir uns wieder und gehen miteinander heim. Du thust es, ich weiß es gewiß."

Dann sind sie von ihm gegangen.

Die ganze darauffolgende Nacht hatte Frau Notburga gebetet. Die Kinder schliefen auch in dieser Nacht den süßen Kinderschlaf, nur Marianne redete einmal im Traum. „Wo

der Palmbaum ſteht . . .!“ lallte ſie zweimal, und als die Mutter hinhorchte, war ſie ſtill.

Am nächſten Morgen befand ſich die Mahrwirtin durch die Vermittelung der Frau Generalin ſchon zeitlich in einem Nebengemach des Saales, der für das letzte Verhör ihres Mannes beſtimmt war. Am Eingange hatte ihr Gräfin Eliſabeth zugeflüſtert: Sei guten Muts, Schweſter, es wird ihm leicht gemacht.“

Der Saal belebte ſich, Offiziere, darunter der Obergeneral, einige Herren vom Zivilgerichte und Doktor Voltolini waren erſchienen und endlich wurde der Gefangene vorgeführt.

Sie fingen an zu ſprechen. Zuerſt wurde aufs feierlichſte erklärt, daß das Urteil, welches über den Rebellen gefällt worden, aufrecht bleibe. Dann wurde dargethan, daß es aber nicht ausgemacht ſei, ob man es hier mit einem Rebellen zu thun habe, und daß deshalb eine neue Unterſuchung eingeleitet worden wäre. Der General ſprach gar nicht, ein andrer franzöſiſcher Offizier hingegen führte Beſchwerde gegen das bayriſche Regiment in Tirol, und that dar, daß die Aufſtändiſchen vielfach im Rechte geweſen wären und daß es für Südtirol eigentlich jetzt am klügſten ſei, um den Bayern zu entkommen, ſich im Vereine mit den Italienern der großen Nation anzuſchließen, die alle Völker brüderlich in die Arme nehme, und zu Wohlſtand, Macht und Ruhm führe.

Mit den Italienern? — Was war das für ein Geläute? — Peter that, als höre er es gar nicht. Und nun trat Doktor Voltolini vor. Er hielt eine Rede, die faſt leidenſchaftlich war und darauf berechnet zu ſein ſchien, nicht ſo ſehr die

Richter umzustimmen, als vielmehr den Angeklagten. Er fragte, wieso Kavaliere, welche die Herren Offiziere doch wären, über einen Mann so leichthin aburteilen könnten, der für sein Vaterland ein Held im wahren Sinne des Wortes gewesen sei? Und ob sie denn nicht auch an seine Familie gedacht hätten, an das schutzlose Weib, an die unversorgten Kinder, die verkommen, schlecht werden, zu Grunde gehen können, wenn der Familienvater hingerichtet wird? Ob sie nicht gedacht hätten an die Schande und Schmach, wenn diese lieben, unschuldigen Kinder einst hören müßten: Euer Vater hat als Rebell auf dem Hochgerichte geendet? — „Als Rebell!“ rief der Verteidiger aus. „Wer hat denn untersucht, ob Peter Mayr als Rebell gehandelt hat? Er ist unschuldiger, als er selber glaubt. Er hat von nichts gewußt. — Meine Herren! Wenn ihr mich heute fragt: Ist der Friede wirklich geschlossen, gehört Tirol rechtmäßig zu Bayern und ist es der Wille Oesterreichs, so muß ich antworten: Ich weiß es nicht. Und wenn ihr vor meinen Augen die Kundmachung entrollt und ich die Unterschriften sehe, so werde ich sagen müssen: Ich kann es nicht glauben und ich weiß es nicht. Nach all dem, was geschehen ist, was versprochen wurde, was das Land geleistet hat, ist die plötzliche Preisgebung desselben ganz undenkbar. Es kann, ich bitte sehr um Entschuldigung, alles nur eine List des Feindes sein — ich glaube nicht daran und weiß es nicht. Und selbst wenn ich sehen sollte, wie das Land geräumt und übergeben wird, so müßte ich mir die Faust vor die Stirn schlagen und ausrufen: Es ist Selbsttäuschung, in meinem ob des Unglücks so schrecklich erhitzten Gehirn haben sich krankhafte Vorstellungen gebildet, in der That aber

glaube ich nichts und ich weiß nichts, und ich kann nichts wissen. Ich bin ein einfacher Mensch, der von Politik nichts versteht, und was ich gethan, ich habe es niemand zu Trotz und Haß gethan, nur allein für die Freiheit Tirols, und wenn ich mir selber einreden wollte, ich hätte es verstanden und ich hätte es gewußt, so wäre ich unwahr gegen meine Richter und mich selbst. — So, meine Herren, müßte ich an Stelle des Angeklagten sprechen und andres kann mit gutem Gewissen auch Peter Mayr nicht sagen."

Nachdem der Verteidiger also geredet hatte, trat der Obergeneral vor und sprach laut: „Angeklagter! Geben Sie sich keiner Täuschung hin, ich erinnere, es handelt sich um Ihr Leben, um das Wohl Ihrer Familie. Ich stelle nun an Sie die entscheidende Frage: Haben Sie zur Zeit Ihrer That in den Eisackschluchten gehandelt nur im guten Glauben an Ihr Recht?"

„Ja."

„Haben Sie geglaubt, daß noch Krieg ist."

Peter schwieg.

„Und haben nicht gewußt, daß der Frieden schon geschlossen war?"

Peter erhob langsam sein Haupt und sprach: „Ich habe es gewußt, das ist die Wahrheit und anders kann ich nicht reden."

Da war im Nebengemach ein gellender Schrei.

Der Verurteilte wurde abgeführt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Abende desselben Tages, als Peter wieder in dem Gefängnisse saß, verlangte er nach seinem Schwager.

Auguſtin erſchien zögernd, denn es bangte ihm vor einem ſolchen Wiederſehen des geliebten Menſchen, der am nächſten Tage hingerichtet werden ſollte. Als er eintrat, kam ihm Peter ganz unbefangen entgegen und erkundigte ſich nach Notburga. Auguſtin verſchwieg, daß ſie ſeit ihrem Zuſammenbrechen bei Gericht in einem ohnmachtähnlichen Schlaf liege, er ſagte nur, ſie müßten ſich nun rüſten zur Heimreiſe.

„Thut das, Auguſtin, thut das," ſagte Peter. „Reiſet heute noch. Morgen habt ihr nichts zu thun in Bozen."

Auguſtin ſaß vor ihm ſchier wie verloren da. „Peter," ſagte er endlich, mit Mühe den Ton aus der Kehle preſſend, „am liebſten möchte ich mit dir gehen. Nicht etwa, als ob's auch mir gebührte als ebenſolchem Rebellen, nein, nur von dieſer Welt möchte ich fort, einen ſo ſchönen Tod möchte ich ſterben — für die Wahrheit ſterben . . ."

„Lebe für ſie," antwortete Peter. „Du haſt die Kanzel, den Beichtſtuhl, das Bett des Sterbenden. Dann brauchen wir uns jetzt nicht zu verabſchieden. Nur das eine," ſetzte er bei, „das möchte ich noch wiſſen, wie es den andern geht."

Von den meiſten weiß man noch nichts," antwortete Auguſtin. „Und von denen man etwas weiß, da iſt es nichts Gutes. Den Sandwirt haben ſie vor etlichen Tagen nach Welſchland getrieben. Man hört, das Urtheil ſoll ſchon geſprochen ſein."

„Und welches?"

„Es geht ihm wie dir," ſagte der junge Prieſter.

„Gut, ſo habe ich gleich Geſellſchaft auf dem Weg in die Ewigkeit."

„Peter, es wird eine ganze Prozeſſion ſein," ſagte

Auguſtin. „Und ich denke, du wirſt vor Gott der erſte und der größte ſein.“

„Gott ſei mir gnädig, ich büße für meine Sünden. Ich ſterbe, weil ich getötet habe. — Mein lieber Bruder Auguſtin, ſei bedankt für alles, was du mir und den Meinen geweſen biſt. Auch meinen andern Freunden ſage es, und wenn ich jemand Leids gethan habe, ich bitte um Verzeihung. — Und nun laß mich allein, ich will in dieſer Nacht noch ein wenig nachdenken über das Elend auf dieſer Erden, damit mir das Sterben noch leichter ankommt. — Nur eins verſprich mir zum Troſt, Auguſtin. Morgen — erſpare es dir. Bleibe bei ihnen. — Gehet heim . . .“

Der Prieſter war vor Peter auf das Knie geſunken und wollte ihm die Hand küſſen; Peter wendete ſich heftig ab und ſagte kein Wort mehr. —

In der darauffolgenden Nacht legte der Verurteilte ſich nicht mehr auf ſein Stroh. Er ſaß am Tiſche, las im trüben Scheine einer Ampel eine Weile aus dem Erbauungsbuche. Dann hub er an ſtarr vor ſich hin zu blicken. Mehrmals ſchreckte er auf und ſchaute gegen das Fenſter, als wollte er ſehen, ob es ſchon tage.

Plötzlich vernahm er draußen vor dem Fenſter ein zartes Klingen. Ein Saitenſpiel war's wie auf einer Laute, und eine jugendliche, tief wehmütige Männerſtimme ſang:

„O Mahrwirt an der Straßen,
Nun lebe ewig wohl,
Mein Herz kann's nimmer faſſen,
Daß es dich laſſen ſoll.
Den Heldentod, den herben,
Für Wahrheit willſt du ſterben
Im treuen Land Tirol.“

Da kam ein Morgen mit kaltem, winterlichem Lichte. Es ſtand keine Wolke am Himmel und es war auch nicht ſonnenklar; ein trübblauer Nebelſchleier lag im Thale, in welchem die Gebäude und die Büſche und die Ruinen und die Berge verſchwommen daſtanden. Draußen hinter der Stadt Bozen, aus dem Engthale der Talfer geht eine mächtig breite Schutt- und Sandhalde nieder. Mitten im feinen weißen Sande liegen ſtumpfkantige Steine und Felsblöcke.

Auf dem Schuttfelde gingen jetzt mehrere franzöſiſche Offiziere hin und her, als ob ſie den Boden prüfen oder eine beſtimmte Stelle ſuchen wollten. Einer derſelben hatte einen ſchwarzen Stab in der Hand, und dort oben, wo zwiſchen Felsblöcken eine ebene Sandfläche war, ſteckte er den Stab in den Boden. Dann entfernten ſie ſich.

Die Stadt war ſchon ſeit frühem Morgen ungewöhnlich belebt; die Leute hatten nicht ihren behäbigen Schritt, ſie eilten, ſie haſteten. Manche liefen ſogar, ohne vielleicht recht zu wiſſen, wohin. Unter dem Stadtthore gegen die Talferbrücke hinaus ſtanden zwei Bürger. Auch dieſe wären kaum ſtehen geblieben, wenn ſich nicht jeder von ihnen an der Bude ein Gläschen Branntwein hätte einſchenken laſſen, „zum Magenwärmen“ ſagte der eine, „zum Herzſtärken“ ſagte der andre.

Bei dieſem Thore hatten an jenem Morgen die Leute Neigung, ſich feſtzuſtellen, wenn die Soldatenwache nicht von Zeit zu Zeit die Anſammlung mit großem Geſchrei auseinandergetrieben hätte. Von unſeren zwei Bürgern aber hatte einer der Wache ein paar Gläschen Schnaps zugethan, „zum Stimmſtärken“, und ſo blieben ſie unbehelligt auf ihrem Standplatze.

Einer der Bürger ſchaute auf die Turmuhr hinüber und ſagte: „Acht Uhr. Jetzt muß er ja ſchon bald kommen.“

„Wenn ihn der General noch in der letzten Stunde pardouniert?“

„Ich wünſch' ihm's. Aber leid thät's mir, wenn ich umſonſt ſo früh aus dem warmen Bett geſtiegen wäre.“

„Vielleicht iſt es ihm doch endlich eingefallen, daß er's nicht gewußt hat. Ich hätte ihn überhaupt für klüger gehalten.“

„Nur Geduld, Freund! Wenn er erſt draußen ſteht und die ſchwarzen Röhrle auf ſich gerichtet ſieht, da wird er ſchon anders reden. Ja, mein Lieber, das Sterben iſt ſauer!“

„Wie oft iſt der Meiſter denn ſchon geſtorben?“ redete ein Nebenſtehender drein und klopfte dem Sprecher auf die Achſel, „wie oft denn, daß Er's ſo gut weiß?“

„Du wirſt mir's nit lernen!“ begehrte jener auf. „Lern du das Hoſenmachen ordentlich, wenn du ein Tailleur ſein willſt! Franzoſenkraucher!“ Händel hätte es vielleicht gegeben, da rief plötzlich jemand aus: „Die Oeſterreicher ſind da! Die Oeſterreicher ſind da!“

Alles wirbelte auf und reckte die Köpfe nach einem Seitengäßchen, wo eine Bande von herumziehenden Kroaten und Slowaken mit Geigen und Dudelſack Muſik machte. Der, welcher den Ausruf gethan, mußte ſich eilends flüchten, ſonſt wäre es ihm ſchlecht ergangen für ſeinen ſchnöden Witz. — Nun hub auf dem Turm ein Glöcklein an zu läuten.

„Han, der Totenvogel ſingt ſchon!“ ziſchelte einer, „jetzt werden ſie bald da ſein mit ihm.“

Alles kam in neue Bewegung. Die lange schmale Gasse her drängte eine aufgeregte Menschenmenge. Dumpfes Trommelgewirbel wurde hörbar und kam näher; ein Trupp welscher Soldaten marschierte heran und mitten in demselben der arme Sünder.

Er war in seinem Tirolergewand, das Haupt entblößt. Die ihn früher gesehen, erkannten ihn sogleich wieder; gar nicht war er verändert. Er schritt aufrecht und blickte geradeaus vor sich auf den Weg, nur ein-, zweimal war zu bemerken, wie sein Auge zuckte. Sein Gesicht war blaß und ruhig, die Lippen unter dem blonden Schnurrbart hatte er geschlossen. Die Hände waren mit einem schwarzen Riemen gebunden und an diesem Riemen hielt ihn ein Soldat, der zur Linken ging. Ihm zur Rechten schritt ein Kapuziner in brauner Kutte mit langem schwarzem Bart und dem Käppchen auf dem geschorenen Haupte. Dieser hielt in der Hand ein hölzernes Kruzifix und sprach leise Gebete. So wurde Peter Mayr auf den Richtplatz geführt. Er ragte über seine beiden Nebenmänner empor. Als die Leute diese Gestalt sahen, verstummte jeder Laut in ihrem Munde. Viele erblaßten und wichen ehrfurchtsvoll zurück.

Der Zug ging durch das Stadtthor hinaus. Als die freie weite Gegend von keiner Mauer verdeckt dalag mit ihren blauen Bergen, als durch den dünnen Nebel sogar ein sonniger Schimmer ging, da hob Peter einmal seinen Blick und schaute hin. Das Glöcklein läutete beständig, die Trommeln rollten ununterbrochen. Der Zug marschierte immer noch fürbaß, fast bis zur Brücke hin. Da erscholl das Kommando: „Rechts ab!“ Der Zug verließ die Straße und bewegte sich über den rauhen Schutt quer hinan. Die

Volksmenge wollte nachſtrömen, wurde aber von Soldaten, die da in einer langen Reihe aufgeſtellt waren, zurückgehalten.

Dort oben zwiſchen zwei Felsblöcken auf weißem Sande ragte ein ſchwarzer Stab. Peter erblickte ihn, ſeine Füße fingen an zu zittern — er wankte. Man blieb ſtehen und hieß ihn auf einen Stein niederſitzen. Auf ſeiner Stirn ſtanden große Tropfen, man labte ihn mit Eſſig, er ſchlug ſeine Augen auf gegen den Prieſter — es war ein Blick voll unendlicher Todesangſt.

Der Kapuziner gab ihm das Kruzifix in die Hand und ſagte: „Denk an Jeſum, deinen Erlöſer.“

Peter nahm das Kreuz, drückte es an den Mund. Dann nickte er, es wäre ſchon beſſer und erhob ſich.

Jetzt rüſtig und vollkommen aufrecht ging er hinan. Soldaten ſtolperten in dem Geſchütte, Peter ſchritt ſicher und wankte nicht mehr. Sie führten ihn der Stelle zu, wo der Stab ſtak, dort angekommen machten ſie Halt. Die Trommeln hatten ihr Wirbeln eingeſtellt, die Soldaten bildeten ein großes Halbrund und in demſelben ſtellten ſich zwölf Mann auf mit geſenkten Flinten.

Der Soldat, der an ſeiner Seite gegangen war, löſte den Riemen und trat zurück, ſo daß der arme Sünder und der Kapuziner völlig allein ſtanden im Halbrund auf dem Plan. Ein Offizier verlas noch einmal das Urteil, zerbrach den Stab und warf die Stücke vor die Füße des Verurteilten. Peter ſtand ruhig, der Prieſter betete leiſe. — Als nun alle Anſtalten getroffen waren, daß zum Vollzuge kommandiert werden ſollte, wendete Peter ſich an den Geiſtlichen, um dieſem das Kruzifix zurückzugeben.

Der Kapuziner nahm es nicht sondern sprach: „Du sollst es in der Hand behalten, das Bildnis unsres Herrn.“

„Sie könnten es treffen,“ sagte Peter, gab das Kreuz hin und der Priester nahm es an sich.

Als man ihm die Augen verbinden wollte, machte er eine bittende Gebärde, es nicht zu thun, sie standen davon ab. Er hob seinen Blick zu den Spitzen der Berge, senkte ihn wieder und schaute nun fest und finster auf die Soldaten hin, die etwa fünfzehn Schritt vor ihm mit ihren Gewehren in Bereitschaft standen. Der Priester küßte ihn und trat zurück. Das alles geschah lautlos.

Der Offizier wandte sein schnaubendes Pferd und kommandirte zum Anschlag. Die Gewehre hoben sich rasselnd und standen wagerecht gegen den Verurteilten. Dieser stand da wie eine eherne Säule.

„Feuer!“

Die Rohre blitzten, knallten, der Rauch flog in die Luft. Peter Mayr brach zusammen auf ein Knie, in dieser Stellung verharrte er ein paar Augenblicke und es war, als wollte er eine Hand heben gegen die Brust — dann sank er hin auf den weißen Sand.

Als es so geschehen war, kam auf hohem Schimmel ein Reiter angesprengt. Es war der Obergeneral. Er stieg vom Pferde, schritt hin zum Todten und hüllte ihn zu mit seinem eigenen Mantel. Dann wendete er sich zu den Offizieren und gab folgenden Befehl: „Zwei Mann Wache hier, bis zu Sonnenuntergang. Dann tragt ihn hinauf an den Rand des Berges, wo der Palmbaum steht. Dort übergebt ihn der Erde seines Vaterlandes.“

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Peter Rosegger's Ausgewählte Schriften

Oktav-Ausgabe in 30 Bänden — Band 1—20.

Elegante Ausstattung br. M. 50.—. — **In geschmackvollem Prachtband** (in grüner oder roter Farbe) M. 74.—.

Inhalt:

Das Buch der Novellen. 1., 2. u. 3. Band. — **Die Schriften des Waldschulmeisters.** — **Sonderlinge aus dem Volke der Alpen.** — **Die Aelpler.** — **Volksleben in Steiermark.** — **Heidepeters Gabriel.** — **Waldheimat.** 1., 2. Band. — **Feierabende: Sommerabende, Winterabende.** — **Am Wanderstabe.** — **Sonntagsruhe.** — **Dorfsünden.** — **Meine Ferien.** — **Der Gottsucher.** — **Neue Waldgeschichten.** — **Das Geschichtenbuch des Wanderers.** 1., 2. Band. — **Bergpredigten.**

Preis des Bandes br. M. 2.50, eleg. geb. M. 3.70.

Band 21—30 br. **M. 40.—.** — In geschmackvollem Prachtband **M. 52.—.**

Inhalt:

Band 21. **Höhenfeuer.** Neue Geschichten aus den Alpen. — Band 22. **Allerhand Leute.** — Band 23. **Jakob der Letzte.** Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. — Band 24. **Martin der Mann.** Eine Erzählung. — Band 25, 26. **Der Schelm aus den Alpen.** Allerhand Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren. Zwei Bände. — Band 27. **Hoch vom Dachstein.** Geschichten und Schildereien aus Steiermark. — Band 28. **Allerlei Menschliches.** — Band 29. **Peter Mayr, der Wirt an der Mahr.** Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit. — **Spazziergänge in der Heimat.** Nebst einem Anhange: **Ausflüge in die Fremde.**

Preis des Bandes br. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.20.

Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen und einzeln käuflich.

Miniatur-Ausgabe.

Waldheimat. 1. Band. Kindesjahre. 3. Auflage. — **Waldheimat.** 2. Band. Lehrjahre. 3. Auflage. — **Die Schriften des Waldschulmeisters.** 13. Auflage. — **Das Buch der Novellen.** — Erste Reihe. 5. Auflage. — **Das Buch der Novellen.** Zweite Reihe. 5. Auflage. — **Heidepeters Gabriel.** 4. Auflage. — **Die Aelpler in ihren Wald- und Dorftypen geschildert.** 4. Auflage. — **Der Gottsucher.** Ein Roman. 4. Auflage. — **Sonntagsruhe.** 4. Auflage. — **Dorfsünden.** 4. Auflage. — **Das Volksleben in Steiermark.** 6. Auflage. — **Höhenfeuer.** 3. Auflage. — **Sonderlinge aus dem Volke der Alpen.** 6. Auflage. — **Allerhand Leute.** 4. Auflage. — **Geschichtenbuch des Wanderers.** 3. Auflage. — **Jakob der Letzte.** Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. 4. Auflage. — **Neue Waldgeschichten.** 6. Auflage. — **Hoch vom Dachstein.** Geschichten und Schildereien aus Steiermark. 3. Auflage. — **Peter Mayr, der Wirt an der Mahr.** Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit. 4. Auflage.

Preis des Bandes in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt M. 4.—.

Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen und einzeln käuflich.

Peter Rosegger's Ausgewählte Werke

Pracht-Ausgabe. Lexikon-Format.

Mit 900 Illustrationen von **A. Grell** u. **A. Schmidhammer.** In 6 Original-Prachtbänden in grüner, roter oder brauner Farbe, à Bd. M. 7.50.

Einen neuen, reich illustrierten Verlagskatalog liefert die Verlagshandlung jedem Interessenten gratis und franko.

Digitized by Google

Date Due

MAR 3			
AUG 11			
DEC 14 1954			

43782
PG 253
R81 Rosegger
v.2 Schulstr.

PG 253 43782
R81
v.2

Digitized by Google

The Ohio State University
3 2435 021861950
001
V2
SCHRIFTEN
PG253R81

THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 02 29 12 8 18 015 3